

Basler Jahrbuch





THE LIBRARY
OF
THE UNIVERSITY
OF CALIFORNIA
LOS ANGELES



Basler Jahrbuch

❖ ❖ 1919

Herausgegeben von August Huber und Ernst Jenny



Basel
Verlag von Helbing & Lichtenhahn

Druck von Friedrich Reinhardt in Basel.

DA

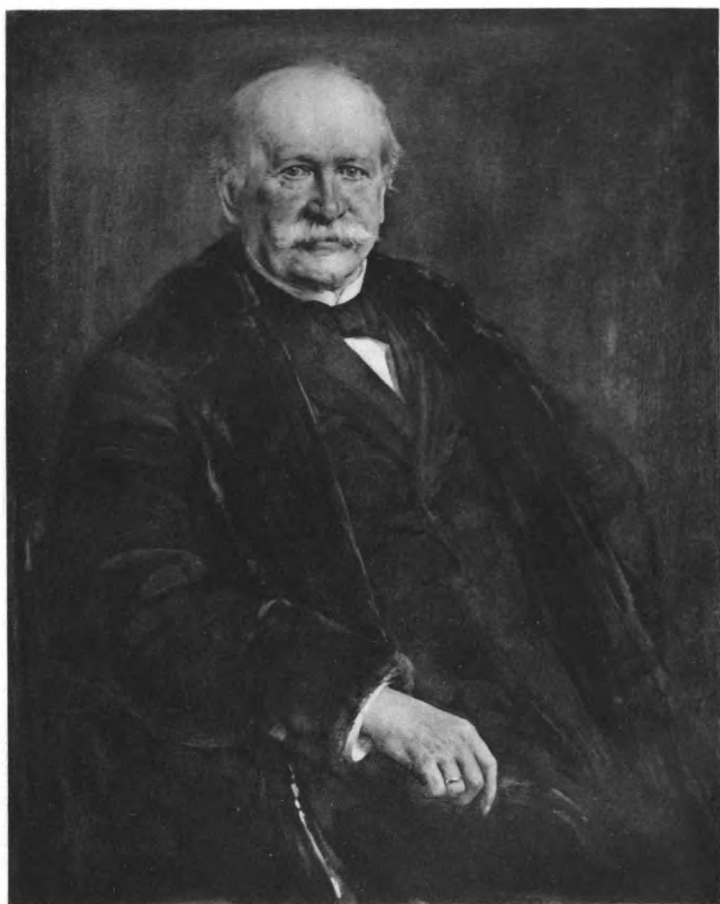
381

B29

1919

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Eraugott Geering, Johann Rudolf Geigy-Merian . . .	1
Karl Weber, Die Anfänge des Zeitungswesens in Baselland	63
Karl Gauß, Die Gegenreformation im baslerisch-bischöflichen Laufen. II. Teil	91
Ruth Waldfetter, Gedichte	155
Karl Stockmeyer, Pfarrer Wilhelm Edlin	158
Ernst Jenny, Basels Komödienwesen im 18. Jahrhundert .	177
Wilhelm Merian, Briefe aus der Zeit der Helvetik (1800)	249
Fr. Baur, Basler Steinkohlenschmerzen	288
Hans Brenner, E. Th. Markees und R. Ründig, Das künstlerische Leben in Basel	300
Fritz Baur, Basler Chronik vom 1. November 1917 bis 31. Oktober 1918	307



Johann Rudolf Geigy-Merian.

4. März 1830 bis 17. Februar 1917.

Von Traugott Geering.

In der Wirtschaftsgeschichte der Schweiz wird Johann Rudolf Geigy wohl für alle Zeiten einen Ehrenplatz einnehmen als Begründer einer der erfolgreichsten Schweizer Industrien. Aber auch in die Annalen unsrer Wirtschaftspolitik ist sein Name eingezeichnet, als der eines der letzten Vertreter der liberalen Ideen eines konsequenten Freihandels und als der eines weltgewandten Unterhändlers bei den Handelsverträgen der 1880er Jahre. Im Basler Jahrbuch darf deshalb sein Lebensbild nicht fehlen.

Er selbst hat Anfangs 1908, schon nahe dem achtzigsten Lebensjahre, auf seine reiche Vergangenheit Rückschau gehalten und zunächst seine Jugenderinnerungen in der ihm stets eigenen, sauberen und ansprechenden Form aufgezeichnet. Sie begleiten uns hier bis zu dem Zeitpunkt seines Eintritts in das väterliche Geschäft und zu der Grundlegung der heute mehr denn je zuvor blühenden Farbstoffindustrie Basels in den 1850er und 1860er Jahren.

Er wurde geboren am 4. März 1830, morgens 8 Uhr, als Sohn des Drogisten und Ratsherrn Karl Geigy und seiner Ehefrau Sophie, geb. Preiswerk, Tochter des Basler Bandfabrikanten Dietrich Preiswerk.

An seine frühere Kinderzeit hatte Rudolf Geigy nur wenig Erinnerung. Die Wirren von 1833 zwischen Stadt und Landschaft Basel haben ihn offenbar noch gar nicht berührt. Seine ersten Schuljahre fielen in die Zeit der Sammlung Basels auf dem neuen Boden. Das Elternhaus, das

zugleich dem väterlichen Geschäfte Raum bot, war der Lichtenfelfer Hof am Knie des Spittelsprungs Nr. 1417 (jetzt Münsterberg 11). Die Primarschule befand sich damals in dem alten, unfreundlichen, fast ohne jeden Sonnenstrahl nach Norden zu gelegenen Eckhaus zum Kalten Keller unten am Trillengäßlein und am Rümelinplatz, das in neuerer Zeit einem solid gebauten Geschäftshaus des Allgemeinen Konsumvereins hat weichen müssen.

Die ersten tieferen Eindrücke empfing der Knabe bei dem frühen Heimgang seiner Mutter. Er selbst erzählt das so:

„Im Frühjahr 1839 verreisten meine zwei ältern Schwestern Emilie und Adele mit der lieben Mutter und der tätigen und geistreichen Großmutter Charlotte Geigy-Sarasin in einer Lohnkutsche nach Stuttgart, wo die Mädchen in dem bekannten Katharinenstift untergebracht wurden. Auf der Heimreise erkältete sich die gute Mutter und nach kurzer Krankheit starb sie am 10. Mai 1839.

Der Vater, seit dem frühen Tode des Großvaters Geigy-Sarasin im April 1830, alleiniger Leiter des schwierigen Geschäftes, kränkelte zusehends mehr. Darum wurden gleich den beiden Schwestern auch die beiden Brüder Karl und Rudolf außerhalb der Familie untergebracht. Karl bei dem Oheim, dem Theologieprofessor Karl Rudolf Hagenbach; Rudolf in dem damals wohlangesehenen Pensionate von Dr. Bouterweck in Wabern bei Bern. Dort traf er mit mehreren andern Basler Knaben zusammen: August und Johann DeBary, Wilhelm His, dem nachmaligen Anatomieprofessor in Leipzig, Carl Stähelin. Auch unter den übrigen dreißig Pensionatsgenossen entstand manches Freundschaftsband für spätere Zeiten.“ Über die Erziehungsweise dort war für so junge Knaben „keine rationelle und jedenfalls eine lieblose. Der preussische Korporalstod spielte eine größere Rolle als aufmunternde Belehrung. Namentlich war aber die Ernährung höchst mangelhaft. Die beliebteste

Strafe war der Entzug der ohnedies spärlichen Mahlzeit, was der frühen Entwicklungsperiode jedenfalls schädlich war.“

Im Frühjahr 1844 folgte Dr. Bouterwed einem Ruf als Gymnasialdirektor nach Elberfeld. Die Anstalt von Wabern ging an einen Lehrer, Dr. Gladbach, über. Dr. Bouterwed nahm einige Zöglinge, darunter auch den nunmehr vierzehnjährigen Rudolf Geigy, Gerold von Edlibach aus Zürich und Waldemar Auerbed aus Moskau mit. Zu der Fahrt von Basel rheinabwärts wurde das damals noch nicht durch den Bahnstrang nach Straßburg verdrängte Dampfschiff benützt. Der französische Bahnhof in Basel wurde erst gegen Ende 1845 eingeweiht.

Im Gymnasium zu Elberfeld verbrachte Rudolf Geigy ein Jahr in Tertia. Im Frühjahr 1845 nahm ihn sein Oheim Eduard Geigy auf der Rückkehr von einer Geschäftsreise nach Holland, wo er regelmäßig die Auktionen in javanischem Indigo besuchte, wieder mit sich nach Basel zurück. Auch für diese Bergfahrt wurde von Düsseldorf bis Mainz das Dampfschiff benützt. Die weitere Reise über Frankfurt nach Basel wurde im Postwagen zurückgelegt.

Nach vorbereitendem Privatunterricht folgten nun zwei Jahre auf dem Pädagogium zu Basel. Darauf trat er mit 17 Jahren zu dreijähriger Lehre in den väterlichen Betrieb ein.

Das Materialwarengeschäft der Familie Geigy war damals schon nahezu 90 Jahre alt. Begründet wurde es vermutlich im Jahre 1759 als Handlung in Drogen und pharmazeutischen Produkten von dem jüngsten Sohne des französischen Regimentsarztes und Basler Rats Herrn Thomas Geigy (1684—1770) und seiner französischen Gattin Esther Meunier von Vitry le François: J. R. Geigy I (1723 bis 1792), dessen Gemahlin Elisabeth Gemuseus, im Gegensatz zu dem dunklen Typus des Vaters, ihren sämtlichen sechs Kindern das blonde Haar und die hellen blauen Augen ver-

erbt hat, die auch unserm Johann Rudolf zu eigen geblieben sind.

Der erste Eintrag der Firma ins Basler Ragionenbuch hat stattgefunden am 18. Dezember 1764. Von J. R. Geigy I. Gemuseus ging das Geschäft nach dessen Tod auf seinen ältesten Sohn Hieronymus über, der im Jahre 1795 die nach Geist und Gemüt gleich ausgezeichnete Tochter Charlotte des Herrn Jakob Sarasin-Battier aus dem Weißen Haus zur Gattin gewann. Der zweite Sohn aus dieser Ehe, 1798 geboren, war der nachmalige Ratsherr Karl Geigy, der Vater unsres Johann Rudolf Geigy II. Auf ihn schien sich die ganze Tüchtigkeit und Schaffensfreude der vortrefflichen Mutter übertragen zu haben. Schon in dem jugendlichen Alter von 21 Jahren von seiner Wanderzeit aus Marseille zurückgerufen, wurde er mit der Procura der väterlichen Firma betraut. Der junge Geschäftsmann genoß und rechtefertigte jeden Kredit. Durch die freundschaftlichen Beziehungen seines Vaters erhielt er von dem sog. „reichen Merian“, Herrn Christoph Merian-Hoffmann, die für damalige Begriffe sehr hohe Summe von 100 000 alten Franken in Kontokorrent, und als er sich im Jahre 1829 mit Jungfrau Sophie Preiswerk verehelichte, trat sein Schwiegervater Dietrich Preiswerk, einer der hervorragendsten Basler Bandfabrikanten, der Firma selbst als Teilhaber bei. Auf dieser dreifachen Grundlage konnte sich das Geschäft nun in raschem Aufschwung zu einer richtigen Großhandlung entwickeln. Sprechenden Aufschluß darüber enthält das noch vorhandene Inventar von 1846 mit der stattlichen Liste der 43 Vertreter der Firma in Mittel- und Westeuropa.

Zur Zeit des Eintritts unsres Johann Rudolf Geigy in die Lehre 1847 hat sich sein Vater nach achtjährigem Witum neu vermählt mit Jungfrau Susette Burtorf.

Bei der Handelslehre in der Drogengroßhandlung des Vaters lag das Hauptgewicht auf der Praxis, auf gründlicher Einführung in die Drogenkunde, insonderheit in die

genaue Kenntnis der beiden wichtigsten natürlichen Farbstoffe jener vor synthetischen Zeit: Krapp und Indigo, die seither den künstlichen Farben aus dem Steinkohlenteer, speziell dem künstlichen Krappfarbstoff Alizarin und dem künstlichen Indigo das Feld haben räumen müssen. Für die ganze geschäftliche Laufbahn Rudolf Geigys war von Anfang an und wurde immer mehr maßgebend die solide Grundlage seiner genauen Kenntnis des Wesens und der Wirkung bald auch des Gewinnungsprozesses des echten Indigos.

On revient toujours à ses premiers amours. So dürfte es auch ihm ganz besondere Genugtuung bereitet haben, kurz nach seinem Rücktritt von der Geschäftsleitung zu erleben, daß seiner ersten chemischen Kraft, Herrn Dr. Traugott Sandmeyer, eine vielverheißende, wesentlich vereinfachte und verbilligte Synthese des künstlichen Indigos gelang. Er mag darin gewissermaßen die eigentliche Krönung und den natürlichen Schlupfunkt seiner vom ersten Anfang an auf den Indigo gerichteten Praxis erblickt haben.

In konsequentem Ausbau der in der Lehrzeit daheim gewonnenen Grundlegung erwarb er sich in fünf wohl-angewandten Wanderjahren in Frankreich, England und Ostindien zugleich mit weltmännischer Erweiterung seines Gesichtskreises eine gründliche weitere Ausbildung auf seinem engeren Gebiete. Als goldene Mitgift des elterlichen Hauses begleitete ihn bei dem wohlvorbereiteten Schritt ins Leben hinaus ein tüchtiges Streben, gepaart mit hellem Blick, bedeutender Intelligenz und einer seltenen, augenscheinlich angeborenen, zugleich aber durch gediegene Lebensführung gefestigten Sicherheit und bezwingenden Liebenswürdigkeit, nicht nur in den äußeren Umgangsformen.

Zunächst trat er als Volontär in das befreundete Haus Théophile Imer Vater in Marseille ein, dessen Haupt auf die mehr als fünfzigjährige Verbindung mit der Firma Geigy besonderen Wert legte und z. B. Briefe und Wechsel aus alter Zeit, mit der Unterschrift des Gründers der Firma

vom Jahre 1790: J. R. Geigy-Gemuseus, aufbewahrt hatte. Hauptsächlich bei Theophil Imer Sohn und seiner lebenswürdigen Gattin war Rudolf Geigy aufs freundlichste aufgenommen. Leider aber nur allzu bald, schon nach wenigen Monaten, erlag Theophil Imer junior einer schnell verlaufenden Krankheit, und die Firma liquidirte.

Rudolf Geigy fand sofort eine andere Stellung im Hause Auguste Racine. Auch hier war er in der Familie des Prinzipals gut aufgenommen.

Nach beinahe zweijährigem Aufenthalt in Marseille reiste er über Toulouse nach Bordeaux zu einem vierzehntägigen Besuche beim Hause Hopmann (f. u.) und weiter über Nantes und Paris nach Havre. Hier galt es, hauptsächlich zwei Welthandelswaren gründlich kennen zu lernen: Indigo und Baumwolle. Dazu wurde er vorerst auf dem Bureau des Indigo-Courtiers Vidal beschäftigt, und er konnte sich dort mit diesem in so mancher Hinsicht fundamentalen Farbstoff aufs gründlichste vertraut machen. Später eröffnete ihm Georges Schmidt eine Stelle in seiner bedeutenden Baumwollimportfirma Marthe & Schmidt. Die Prinzipale, beides Junggesellen, ließen ihm die freundlichste Behandlung zuteil werden.

Nach etwa einjährigem Aufenthalt in Havre ging er 1853 nach London. Dort fand er Beschäftigung in dem bedeutenden Hause Guse & Sibeth, mit dem die Firma in lebhaftem Verkehr stand, und wiederum war es der Indigo mit seinem gewaltigen Umsatz, der ihn am meisten fesselte, namentlich während der Vorbereitungszeit zu den Auktionen. Er traf dort mit Herrn Kilburn vom Hause Soene & Kilburn in Calcutta zusammen, der ihn einlud, seine nächste Calcuttafahrt mitzumachen. Mit Zustimmung des Vaters trat er im Spätjahr 1853 diese inhalts- und folgenreiche Reise nach Indien an, die er selbst wie folgt beschrieben hat:

„Der Weg führte mich über Venedig, Triest, Corfu nach Aegypten und dann per P. & O.-Steamer durch das Rote

Meer und über Aden und Ceylon nach Calcutta. Unser Steamer war für heutige Begriffe sehr klein, nur 500 Tonnen. Jedoch hatten wir beständig recht schönes Wetter und eine ruhige See, so daß ich von der lästigen Seekrankheit verschont blieb.

Auch in Calcutta sollte mich der Indigo in erster Linie beschäftigen. Zu diesem Zwecke machte ich sofort eine Reise ins Innere, um der Darstellung dieses Farbstoffes, welche zu dieser Zeit im Gange war, beizuwohnen. Die Reise von Calcutta nach Benares in einem Palanquin erforderte dazumal noch acht Tage und acht Nächte, da von einer Eisenbahn noch keine Spur vorhanden war. Diese Reiseart war recht beschwerlich und ermüdend, bot jedoch des Interessanten sehr viel.

Von Calcutta hatte ich eine Empfehlung an einen Herrn Reybas, einen Neffen von Herrn Vidal in Havre, welcher halb Engländer und halb Schweizer war, und dessen Pflanzung sich in der Nähe von Juanpore nördlich von Mirzapoor befand. Diese Reise mußte mittelst Palanquin gemacht werden. Herr Reybas empfing mich wie ein alter Bekannter, und wir hatten brüderlich unsre Betten nebeneinander aufgeschlagen. Das Leben auf der Pflanzung war äußerst primitiv. Die Darstellung von Indigo war sehr einfach. In großen Rüpen wurde die Indigopflanze mittelst Wasser zur Gärung gebracht, wodurch der Farbstoff sich ausschied. Die blaue Wassermasse ließ man in eine niedrigere Rüte ablaufen, wo sich dann der Farbstoff niederschlug. Diese Masse wurde getrocknet und in Würfel zerteilt.

In der Nähe unsrer Pflanzung verwaltete ein Bruder von Herrn Reybas eine zweite und ein Engländer namens Begnon eine dritte Farm, welche sämtlich Herrn Freemande Blonay angehörten, der sich durch große Energie vom einfachen Schiffszungen heraufgearbeitet hatte und als sehr reicher Mann angesehen war. Seine Frau war eine Waadtländerin aus dem alten, vornehmen Geschlecht der de Blonay.

In der Neujahrsnacht vom Jahre 1853 auf 1854 war

ich wieder in meinem Palanquin unterwegs von Juanpore nach Benares und von da nach Calcutta. Bald nach Neujahr fingen die Indigo-Auktionen in Calcutta an, und es war für mich von großem Interesse, die ganze Bengalindigoernte in Augenschein nehmen zu können. Ich besorgte für unser Haus den Einkauf von ungefähr hundert Risten.

Anfangs März 1854 benützte ich die Gelegenheit der Heimreise von Herrn Schoene und seiner liebenswürdigen Frau, um auf dem gleichen Schiff eine Kabine zu belegen, welche ich mit dem russischen Grafen Basilefsky teilte. Das Wetter war uns auch diesmal günstig.

In Cairo logierte ich wiederum in Shepards Hotel, welches damals sehr primitiv eingerichtet war. Mit einer Anzahl Bekannter von der Seereise ritten wir auf Eseln zu den Pyramiden von Gizeh und bestiegen dieselben. Von Cairo fuhren wir auf dem ersten Eisenbahnzug nach Alexandrien, wobei uns das Unglück passierte, eine Anzahl Kamele zu überfahren.

In Alexandrien machte ich dem Hause Planta einen Besuch. Von hier brachte uns der Dampfer Himalaya nach Malta, wo das Schiff zu einem größeren Militärtransport nach Konstantinopel in Beschlag genommen wurde,“ (es war die Zeit des Krimkriegs in Vorbereitung) „so daß wir in Lavalette eine vierzehntägige Quarantäne zu bestehen hatten. Anstatt nach Marseille zurückzukehren, dampfte ich mit einem französischen Steamer nach Konstantinopel. An beiden Orten hatten wir gute Verbindungen, welche mich in den Handel mit den Levantiner Farbdrogen einführten.“

Nach mehrwöchigem wohlgenühtem Aufenthalt in Konstantinopel trat er auf einem Dampfer der französischen Messagerie die endgültige Heimreise an.

Nach Basel zurückgekehrt, fand er in der Familie und im Geschäft folgende Situation vor. Der zweiten Ehe seines Vaters war im Jahre 1849 als einziges Kind Alfred Geigy entsprossen († 1915. — Siehe dessen Lebensbild in der Zeit-

schrift für schweizerische Statistik 1915, Heft III, S. 275 bis 290.) Diesen kleinen Bruder sah nun Rudolf Geigy neben sich heranwachsen.

Im Juni 1855 hat er seinen eigenen Hausstand begründet mit Jungfrau Marie Merian, Tochter des Herrn Samuel Merian-Merian aus dem Regisheimerhof am Münsterplatz, der ihm nun dauernde Heimstätte geblieben ist bis zum Bau seiner eigenen stattlichen Wohnung in der Aeschenvorstadt 13.

In seinen selbstverfaßten Personalien hat er diesen Schritt als die glücklichste Wendung in seinem Lebenswege bezeichnet: „Hier fand ich das bisher vermifste Familienglück in vollstem Maße.“ 57 Jahre lang durfte er dieses schönste Erdenglück an der Seite seiner gleich ihm hochgefinnten Gattin genießen. Einen reichen Kranz von Nachkommen sah er aus dem engeren Kreise seiner beiden Töchter und seiner beiden Söhne um sich her emporkommen. „Die Zahl der Großkinder wuchs von Jahr zu Jahr, und ich kann nicht genug mit Dank anerkennen, wie mir von meiner I. Frau, von Kindern und Großkindern jeweilen die herzlichste, aufrichtigste Liebe entgegengebracht worden ist.“ Auf das fünfzigjährige Geschäftsjubiläum im Jahre 1904 ist im Jahr darauf das seltene Glück der goldenen Hochzeit gefolgt. Erst im Sommer 1912 wurde das schöne Band durch den Tod der Gattin gelöst.

Von den eigenen Geschäften wurde sein Vater teils durch seine Amtspflicht als Basler Ratsherr, namentlich aber durch die große Last von Arbeit und Verantwortung, die ihm aus der modernen Verkehrsentwicklung im Dienste einer noch größeren Allgemeinheit erwuchs, von Jahr zu Jahr mehr abgezogen. Nachdem er schon in den 1840er Jahren, neben der mächtigen Triebkraft des Basler Bankdirektors J. J. Speiser der Hauptrepräsentant des Fortschritts in den Bahnverbindungen Basels gewesen war, hatte ihm der Bundesrat im September 1850 zugleich mit Albert Ziegler aus Winterthur

die Begutachtung der Schaffung eines schweizerischen Eisenbahnnetzes, insonderheit nach der kommerziellen und der finanziellen Seite hin, anvertraut. Es ist bekannt, daß Rats-
herr Karl Geigy schon dazumal für den Staatsbau und -Betrieb der zu schaffenden Schweizerbahnen durch Bund und Kantone eingetreten ist, da nach seiner Ansicht ohne Beteiligung des Staates unter dem Eindruck der damaligen ersten großen Eisenbahnkrisis von 1848 kaum an das Zustandekommen eines schweizerischen Bahnnetzes aus privater Initiative zu denken war. Dem Bunde hatte er einen Drittel, den Kantonen zwei Drittel der Kosten zugebracht. Aber entgegen seinem Räte hatte dann in der Bundesversammlung doch der Privatbau und die freie Konkurrenz obge siegt.
26. und 28. Juli 1852.

Da galt es denn auch für Basel rasch zu handeln. Das ist geschehen durch den Antrag Speisers an August Staehelin-Brunner vom 27. Juli 1852, dem am 5. August eine erste Besprechung auf der Lesegesellschaft und am Jahrestage der Schlacht von St. Jakob, 26. August 1852, die Bildung des provisorischen Verwaltungsrates der S.C.B. mit dem Rats-
herrn Karl Geigy als Präsident folgte. Er hatte damit eine ungeahnt schwere Last übernommen und sich während der Lehr- und Wanderjahre seines Sohnes redlich damit geschleppt. Insonderheit die Finanzkrisis vom Frühjahr und Sommer 1854 hat dem Leiter des auf den Pariser Kapitalmarkt angewiesenen Unternehmens schwere Sorgen bereitet. Diese schlimmste Krisis der S. C. B. war nun zwar überstanden, wesentlich durch das aufopfernde Wirken J. J. Speisers. Aber am 8. Oktober 1856 wurde dieser unermüdliche Vorkämpfer für Basels wirtschaftliches Gedeihen durch einen allzu frühen Tod dahingerafft. Dieser Verlust war tatsächlich unersehbar. In Sachen der Zentralbahn blieb schließlich keine andere Lösung übrig, als daß der Präsident des Verwaltungsrates, Rats Herr Geigy, für die übrige, freilich nur noch auf wenige Jahre bemessene Zeit seines Lebens ins

Direktorium der Zentralbahn eintrat und auch dessen Präsidium übernahm.

Das war ihm nur möglich durch die volle Entlastung, die ihm die Rückkehr seines Sohnes aus der Fremde seit dem Sommer 1854 gewährte. Dem glänzend begabten und nun mit allem erforderlichen Rüstzeug ausgestatteten, in der vollen jugendlichen Schaffenskraft und Unternehmungslust stehenden Rudolf Geigy konnte er mit aller Ruhe und Zuversicht die Leitung und die immer höhere Weiterentwicklung seines Geschäftes überlassen, und ohne Verzug ist der Sohn daran-gegangen, das, was er im Auslande gesehen und erfahren, für die eigene Firma und zugleich für die engere Heimat zu verwerten.

Seine Heimkehr fiel in den Beginn der wichtigsten Epoche chemischer Erfindungen. Es soll hier nicht die Rede sein von der Entdeckung der Schießbaumwolle durch den Basler Professor Schönbein Anno 1845, auch nicht von dem neuen Verfahren zur Herstellung der Soda, das Solvay im Jahre 1856 erfand. Wir beschränken uns hier ganz auf die Chemie der Farbstoffe.

1856 hatte Perkin als ersten künstlichen Farbstoff aus dem Steinkohlenteer das Mauvein entdeckt. Damit war der Ausgangspunkt gewonnen für eine Revolutionierung der Farbstoffindustrie und der Färbereitechnik, wie sie nicht einmal 400 Jahre zuvor das Aufkommen des Indigos gegenüber dem europäischen Waidfarbstoffe hervorgerufen hatte. Rudolf Geigy war der Mann, um diese Sachlage von ihrer Wurzel aus von allem Anbeginn an zu erfassen und sie für die engere und weitere Heimat voll zu verwerten. Er selbst hat seinen Eintritt in die Leitung des väterlichen Geschäftes und seine Entwicklung in den ersten zehn Jahren bis zur festen Begründung der Basler Teerfarbenindustrie wie folgt geschildert.

„Die vielfachen Anforderungen, welche an Herrn Carl Geigy herantraten, teils als Mitglied der Regierung, teils

als Präsident des Verwaltungsrats, und später, nach dem Tode von Herrn Direktor Speiser, auch als Präsident des Direktoriums der S. C. B., nötigten denselben, von der direkten Geschäftsleitung zurückzutreten und sie seinem Sohne zu überlassen.“

„Im Oktober 1855 starb Herr Eduard Geigy, der neben seiner Stellung im Geschäft auch noch die Leitung der verwandtschaftlichen Firma Johann Ulrich Heusler übernommen hatte. Dies führte jetzt zu dem Gedanken einer Fusion zwischen den beiden Firmen, die unterm 15. April 1856 verwirklicht wurde. Die neue Firma lautete auf den Namen: J. R. Geigy u. U. Heusler. Die Teilhaber waren neben dem jungen J. R. Geigy die Herren Abel und Wilhelm Heusler. Die Prokura erhielten Jakob Sprenger v. H. J. R. Geigy und J. J. Müller-Pad v. H. Joh. Ullr. Heusler. Als Kommanditäre waren beteiligt der Vater Karl Geigy-Burgdorf mit 500 000 und Frau E. Heusler-Geigy mit 300 000 Franken.“

„Neben dem Handel mit Farbwaren fing man an, Indigocarmin (vermutlich Indigoerfärb) darzustellen, was einem alten treuen Angestellten namens Naegeli anvertraut war. Dies führte zu dem Gedanken, sich überhaupt noch auf andere industrielle Produkte zu verlegen, deren Verbrauch die rohen Handelsprodukte mehr und mehr verdrängte. Es war dies namentlich mit den Holzextrakten der Fall. Der Reisende des Geschäfts, Herr J. J. Müller-Pad, drängte vorzugsweise in dieser Richtung, und da die beiden Herren Heusler wenig geneigt waren, diesen Gedanken Folge zu geben, so trat Herr Müller aus und errichtete unter seinem Namen, J. J. Müller & Co., mit finanzieller Beteiligung von Rudolf Geigy-Merian ein besonderes Geschäft, das anfänglich für den Ankauf der Rohprodukte in enger Verbindung mit der Stammfirma verblieb. Später trat der neuen Firma als Kommanditär mit 100 000 Franken noch Herr Soller-Keller bei.

Zunächst verlegte sich nun die Firma J. J. Müller & Co. hauptsächlich auf die Verarbeitung von Farbhölzern, die in gemahlenem Zustand oder als flüssige Extrakte zum Verkauf kamen. Zur Errichtung der Fabrikräume wurde von Stampfer-Otto ein Stück Land zwischen dem Rieberteich und der badischen Bahnhofstraße erworben. Die ersten Versuche gingen in einem kleinen Lokal vor sich, in dem einige Waschkessel aufgestellt wurden. „Später stellten sich einige Arbeiter von Desinger in Straßburg zu unsrer Verfügung, und man erstellte nun das Fabriklokal mit Einrichtungen, wie sie heute noch bestehen. Die Geschäftsergebnisse waren im Beginn sehr befriedigend.“ Mit dem Fortschritt der Erfindungen in der Anilinfarbenbranche wurde auch das Interesse dafür immer lebhafter, da die Zukunft der Färberei und Druckerei zum größten Teil davon abhing. Im Ankauf und in der Verwertung neuer Patente ging die technisch noch nicht selbstständig genug organisierte Firma zettweise allzu rasch und dezidiert voran, namentlich mit Bezug auf das sog. „Nachtgrün“ des Pariser Chemikers Ussébe. Diese und andre Vorgänge führten zu einer Trennung des Unternehmens. Müller-Pad schied aus. Seine Firma in Basel wurde gestrichen. Er etablierte sich zur Ausbeutung des Patentes Ussébe in St. Ouen bei Paris. In Basel trat mit dem 1. März 1863 an die Stelle der Firma J. J. Müller & Cie. das Haus Johann Rudolf Geigy.

Auch von Basel aus hatte die Ausbeutung des Vert Ussébe noch einigen Erfolg. „Wir hatten in Lyon reiche Stoffe mit diesem Nachtgrün färben lassen, und unser Agent legte sie dem Hofmarschall Baciocchi vor, der sie der Kaiserin Eugenie zum Geschenk anbot. Die Kaiserin fand die Stoffe reizend, sie durfte jedoch keine Geschenke annehmen. Der gewandte Hofmarschall schrieb dann unserm Agenten: « Soyez sans crainte, je ferai danser la princesse Metternich dans ces étoffes — und in der Tat, das Vert de nuit von Basel machte am nächsten Hofball großen Effekt. Aber

bald war der Reiz der Neuheit vorbei. Die schönsten Ballette wurden mit diesem Grün ausstaffiert, und aus der Oper wanderte das effektvolle Gewand in die Lingeltangel, so daß das Nachtgrün bald aus der Mode kam."

Zu dieser eigenen Schilderung Geigys kann aus den Akten des Staatsarchivs und aus andern Quellen und Beobachtungen ergänzend und zeitlich bestimmter folgendes nachgetragen oder näher ausgeführt werden. Zweckmäßigerweise sollen dabei die drei mit der Zeit sehr ungleich sich auswachsenden Teile des Betriebes: der Großhandel in Farbdrogen, die Extraktion natürlicher und die Herstellung künstlicher Farbstoffe, gänzlich von einander getrennt werden.

I. Was zunächst den traditionellen Großhandel der Firma Geigy in Farbdrogen, von 1764 an bestehend, anbelangt, so hatte gegen 1850, d. h. also gerade zu der Zeit, als Rudolf Geigy seine Lehre im väterlichen Geschäft beendigte, in der Geschäftsgebarung der Firma eine tiefgreifende Veränderung stattgefunden, die er selbst so schildert: „Das Drogengeschäft und der Verkehr in pharmaceutischen Produkten wurde durch eine engere Verbindung mit Herrn Leonhard Bernoulli-Baer der bisherigen Firma Leonhard Bernoulli überlassen unter der Ragion „Geigy & Bernoulli“. Als Vertreter des Hauses Geigy wurde Herr J. Sprenger mit der Procura betraut.

Das Haus Joh. Rud. Geigy dagegen befaßte sich fortan ausschließlich mit Farbwaren.

„Die großartige Entwicklung der schweizerischen Industrie, namentlich der Seidenfärberei und der Druderei, sowie der Türkischrotfärberei war die Hauptursache dieser geschäftlichen Veränderungen. Tüchtige Verkäufer, wie Herr Albert Merkle und Herr Lüscher-Stapfer, und beliebte Agenten, wie Herr David Legler in Glarus und Herr Risler in Mülhausen, besorgten den Verkauf, während die obere Geschäftsleitung, namentlich der Einkauf, durch Herrn Carl Geigy-Burgtorf besorgt wurde. Die geschäftlichen Erfolge

blieben nicht aus, und das Haus Joh. Rud. Geigy nahm in der Geschäftswelt einen ersten Rang ein. Ein lebhafter und lukrativer Verkehr bestand auch in den Beziehungen zu New York und Bordeaux. Herr Brüstlein, ein früherer Angestellter des Hauses, hatte sich mit finanzieller Unterstützung von Joh. Rud. Geigy in New York etabliert, und mit der Zeit entwickelte sich ein Triogeschäft durch das Haus Hopmann & Co. in Bordeaux mit New York und mit Basel mit guten Resultaten hauptsächlich in Drogerien und Rorpfropfen.“

Das war die geschäftliche Lage der Firma, als der junge Joh. Rudolf Geigy am 1. August 1854 in die Firma aufgenommen wurde, während damals Herr J. Rohr-Schmidt zurücktrat und als Prokurist ersetzt wurde durch den bisherigen Vertreter der Firma in dem Geschäfte Geigy & Bernoulli, die fortan als Drogerie Leonhard Bernoulli durch L. Bernoulli-Bär fortgeführt wurde.

Dieser Farbdrogenhandel, vor allem in Indigo, dann auch in Gambier wurde auch noch in den 1860er und 70er Jahren schwunghaft weiterbetrieben. Erst die Umgestaltung der Einfuhr-, Konkurrenz- und Kreditverhältnisse seit den 1880er Jahren brachte es mit sich, daß der Farbwarenhandel alsgemach eingeschränkt und gänzlich aufgegeben wurde, um ausschließlich der Fabrikation von Farbstoffen und Extrakten zu weichen.

II. Inbetreff der Farbstoffextraktion mag vorausgesandt werden, daß allerdings auch schon vor 1856 eine Farbholzmühle Müller im Sänergäßlein bestand. Eine Sandelholzmühle, gleichfalls in Kleinbasel, betrieb die Witwe Grisard in der sogenannten Kommenbmühle.

Unsere Firma J. J. Müller & Cie. hat die Auslaugung pflanzlicher Farbstoffe im Jahre 1856 begonnen mit der Darstellung des Indigofarmins und der Farbholzertrakte, deren Gebrauch damals mehr und mehr in die Färberei und die Druckerei einzudringen begann. Anfangs in bescheidenen

Grenzen. Aber schon nach kurzer Zeit wurde ein richtiger Fabrikbau nötig. Er wurde im Frühjahr 1858 erstellt auf der von Stampfer-Otto erworbenen Edliegenschaft der Alara- und der Bahnhofstraße beim Badischen Bahnhof, in Anlehnung an Form und Material des gegenüberliegenden badischen Bahnhofs, solid ummauert und in jeder Hinsicht mustergültig eingerichtet, mit zwei Dampfkesseln von je 30 HP. Leistung und überragt von einem 130 Fuß hohen Ramin. Das Farbholz wurde gemahlen, um alsdann den Farbstoff daraus konzentriert auszuziehen. Von den Anwändern verwahrte sich der hintere Nachbar Stampfer-Otto damals schon gegen die Ausdehnung des Betriebs auf andre Chemikalien, deren Herstellung dann auch ins Rosenthal verlegt wurde.

Ein Bericht des Rats Herrn Sarasin als kantonalen Baudirektors vom 4. März 1860 stellt fest, was übrigens nicht anders zu erwarten war, daß die Farbholzmühle der Herren Geigy und Heusler, erst in neuester Zeit mit aller Sorgfalt eingerichtet, zu keinerlei Bedenken der Gefährdung Anlaß gebe, da die ganze Ausrüstung des Geschäfts jede nur wünschbare Garantie biete. Auch werde dort des Nachts nicht gearbeitet, wie das in der Ende November 1859 abgebrannten Farb- und Sandelholzmühle Grisard der Fall gewesen war.

Wie der Fabrikbau den Anforderungen der Baupolizei, so entsprach die Betriebsweise denen der Hygiene. Gegen das gesundheitschädliche Einatmen des feinen Staubes des Lunaholzes, das bei einem Augenschein im Frühjahr 1863 hervorgehoben wurde, wurden die Arbeiter durch regelmäßige tägliche Beseitigung aller solcher Abfallprodukte und in der Folge durch stetsfort verbesserte Ventilationseinrichtungen, z. T. eigener Erfindung, geschützt.

Anfangs in bescheidenen Grenzen, wurde die Farbstoffextraktion im Laufe der 1860er und 1870er Jahre fort und fort ausgedehnt. Die Extrakte aus Farbhölzern und Kreuz-

beeren wurden nicht nur in der Schweiz, sondern in aller Herren Ländern geschätzt und begehrt. So wurden z. B. beträchtliche Lieferungen nach Rußland gemacht. Im Herbst, auf die kalte Jahreszeit hin, wurde Tag und Nacht gearbeitet, um die Ware noch vor Schluß der Schifffahrt durch Vereisung der russischen Seehäfen hineinzubringen.

Da sich die Textilindustrie mehr und mehr für fertige Produkte interessierte, wurden schon in den 1870er Jahren die Blauholzderivate Indigoersatz, Schwarzkarmin und verwandte Präparate für Färberei und Druck von Baumwollgeweben mit großem Erfolge dargestellt. Seit 1879 betrat man ein neues wichtiges Gebiet, indem für die Seidenbeschwerung, für die Baumwollbeize und später auch für die Gerberei die Herstellung von Sumachertrakt, 1882 diejenige von Gallusertrakt aufgenommen wurde. Dazu kam später die Darstellung von Tannin und schließlich die von Gallussäure und Pyrogallol. Alle diese Artikel werden von der Firma bis zur heutigen Stunde noch immer in großem Maßstab und in einzig dastehender Qualität fabriziert.

Im Jahre 1882 waren 58 Personen mit der Farbstoffextraktion beschäftigt. Der Absatz ging nach der Schweiz und den Grenzländern, später auch nach Rußland, England, Spanien und den Vereinigten Staaten. Um die Jahrhundertwende war die Arbeiterzahl für diesen Fabrikationszweig etwa auf 100 Personen und der Produktionswert auf 1 Million Franken gestiegen.

Eine weitere Ausdehnung der Farbstoffextraktion verbot sich durch die Entfernung vom Meere gegenüber der Konkurrenz von Havre und durch die Frachtverteuerung der Rohle, gleichbedeutend mit hohen Selbstkosten, einerseits und anderseits durch das Aufkommen der Teerfarben.

Dagegen hat sich die Erzeugung von Gerbstoffextrakten lebhaft weiter entwickelt. Den besten Nachweis darüber liefern die Exportziffern der schweizerischen Handelsstatistik seit 1885. Da bis anfangs 1917 keine andre Extraktfabrik in

der Schweiz bestanden hat, dürfen sie ausschließlich auf den Absatz der Firma Geigy bezogen werden. Parallel geschichtet ergibt sich daraus folgendes summarische Bild der Exporterfolge der Firma aus ihrer Farb- und Gerbstoffextraktion. Es betrug die Ausfuhr der Schweiz an:

Farbextrakten	im Jahre	Gerbstextrakten
1 443 000 Fr.	1885	—
1 653 000 "	1890	—
1 476 000 "	1892	502 000 Fr.
516 000 "	1895	743 000 "
360 000 "	1900	650 000 "
379 000 "	1905	830 000 "
514 000 "	1910	1 157 000 "
497 000 "	1913	1 667 000 "
307 000 "	1917	1 075 000 "

Zu den Exportziffern kommen selbstverständlich noch die Lieferungen der Firma an die einheimische Färberei.

Unmittelbar nach der Begründung der Basler Farb-
stofferextraktion hat jene gewaltige Revolutionierung der Farb-
technik eingesezt, derzufolge die meisten natürlichen Farb-
stoffe durch die billigeren und bequemer anwendbaren künst-
lichen Farbstoffe oder durch synthetische Produkte, wie Al-
izarin und künstlichen Indigo, verdrängt worden sind, so daß
schon um 1900 nur noch wenige Farb- und Gerbeertrakte
übrigblieben, in erster Linie die Gerbstoffe Sumach- und
Gallusertrakt, sodann die Farbstoffe Campêche- oder Blau-
holzertrakt, Gelbholz-, Rothholz-, Quercitron-, Kreuzbeeren-
und Catechuertrakte.

Was nun die Firma Geigy von allen andern Farben-
fabriken der Schweiz unterscheidet, ist bis zum heutigen Tage
gerade das, daß sie die b e i d e n konkurrierenden Reihen von
Farben nebeneinander herstellt und also gewissermaßen deren
fortgesetzten Konkurrenzkampf beständig in sich selbst ausficht
oder ausgleicht.

III. Auf die Vorstufen der Teerfarbenindustrie mit den Namen Runge (1834) und Hoffmann, Guinon (1845), Perkin (Mauvein) und Natanfon (Fuchsin 1856) und Verguin (1859) soll hier nicht eingegangen werden. Das Entscheidende ist für uns der Beginn und der Fortschritt der praktischen Verwertung dieser neuen Stoffe. Da ist zu sagen, daß der ersten wirklichen Teerfarbenfabrik, die Perkin selbst im Jahre 1858 zu Greenford Green bei London begründet hat, schon im Jahr darauf die Basler Firma J. J. Müller & Cie. gefolgt ist. Zum Standort dieser zukunftsreichen Industrie war Basel insofern besonders geeignet, als außer dem eigenen Platzbedarf der Basler Seidenfärberei, die Indienneindruckereien von Mülhausen und von Lörrach, zur Zeit des zweiten Kaiserreichs in ihrer höchsten Blüte, einen starken, stetsfort wachsenden Bedarf an Farben aufwiesen. Andererseits wurde für die Wahl des Standortes Basel, z. B. in dem Falle Louis Durand und Gerber-Keller (Ersatz der Zinnsalze durch Quedsilbersalze bei der Herstellung des Fuchsins) der Umstand mitbestimmend, daß die Schweiz — wie übrigens auch Deutschland — dazumal noch keine Patentgesetzgebung besaß und daher dem Unternehmungsgeist freieren Spielraum ließ als Frankreich mit seinem Patentgesetz von 1844.

So ist es gekommen, daß schon im Jahre 1860 die beiden einzigen damals bekannten künstlichen Farben, das Mauvein und das Fuchsin, in Basel hergestellt wurden. Im Jahre 1862 ist bei der nahen Schweizerhalle eine weitere Fabrik speziell für Fuchsin errichtet worden. Andere folgten in und bei Basel, 1868 auch die Genfer Fabrik in La Plaine.

Die Anilinfarbenfabrik der Firma J. J. Müller & Co. wurde, von Anfang an in ansehnlichen Dimensionen und in solider Ausführung, auf der Wiesenfläche hinter dem Gottesacker im Rosenthal erstellt. Ende 1861 ersuchte die Firma um die baupolizeiliche Bewilligung, „ein chemisches Laboratorium zur Anfertigung von Steinkohlenteerpräparaten“ zu errichten.

Es wurde dort in erster Linie das von Perkin entdeckte *Mauveïn* (Violett), sodann das wichtige *Fuchsin* fabriziert, sowie als Ausgangsprodukt das *Anilin*, wofür die benötigten Mengen *Teer* sowohl von den Schweizer-, als teilweise von den Pariser Gaswerken bezogen wurden. Im Jahre 1861 wurden die *Hofmann'schen Violet Parme* und *Pensée* aufgenommen, welchen bald die reinen *Anilinblau*, zuerst nur spritlöslich, bald auch wasserlöslich, folgten. Ein wunderbar schönes *Blau*: „*Chinolinblau*“ mußte, seiner Lichtempfindlichkeit wegen, aufgegeben werden. Dafür erschien das wichtige *Aldehydgrün* (*Vert Usébe*) und das *Anilinschwarz* (von *Lightfoot*), wodurch man nun auch für die *Woll-* und *Baumwoll-Industrie* verwendbare Farbstoffe hatte, während man anfangs namentlich nach der *Seidenfärberei* orientiert war.

Ein sanitätspolizeilicher Augenschein des öffentlichen Chemikers und Chemieprofessors *Goppelsroeder* vom 20. Mai 1863 unter Führung *Rudolf Geigys* und seines ersten Chemikers *Dr. Bulacher* ergab folgenden Tatbestand:

„Der *Teer* wird von der Gasfabrik geliefert und dort einer fraktionierten Destillation unterworfen und die schweren und leichten *Teeröle* von einander getrennt gewonnen. Hierbei fällt ein Nebenprodukt von pechartiger Konsistenz ab, welches noch in flüssigem Zustande in Fässer gegossen und nach auswärts versendet wird, wo es als künstlicher Asphalt Verwendung findet.

Der Apparat zur fraktionierten Destillation der *Teeröle* befindet sich unter freiem Dache. Die Arbeit ist ohne schädlichen Einfluß weder auf die Gesundheit der Arbeiter noch der Anwohner.“ Als Kuriosum mag hier erwähnt werden, daß das Einatmen des frischen *Teergeruchs* heute geradezu als Heilmittel für Lungenfranke gilt. Die Ärzte empfehlen solchen Patienten, sich vorzugsweise da zu ergehen, wo Straßen frisch geteert sind.

„Die gewonnenen Oele werden in einer großen, wasserdicht auszementierten Grube aufbewahrt bis zur weiteren Verarbeitung. Hierauf folgt:

1. Die direkte Gewinnung des in den so destillierten spezifisch schweren rohen Teerölen enthaltenen Anilins: Man läßt auf die Oele Vitriolöl und darnach Aetzlauge einwirken und rektifiziert das so schon gereinigte Anilin vollends durch mehrmalige Destillation: lauter Operationen, bei welchen weder die Arbeiter und noch viel weniger die Nachbarn belästigt werden.

2. Die indirekte Gewinnung des Anilins aus den spezifisch leichten Teerölen. Aus diesen wird durch Destillation vorerst das darin enthaltene Benzin gewonnen und hieraus durch Entwicklung von roter rauchender Salpetersäure das Nitrobenzin. Letztere Operation geschieht durchwegs durch Abkühlung in der Kälte und ist von einer Entwicklung von untersalpetrigen Dämpfen begleitet, vor denen sich der Arbeiter wegen ihrer heftigen Einwirkung auf die Lunge in acht nehmen muß. Die Glasballons, in denen dieser chemische Prozeß vorgenommen wird, befinden sich aber in einem hohen und geräumigen Lokale, dessen Dach nicht geschlossen ist und daher den lästigen Dämpfen einen genügenden Abzug gestattet. Das Nitrobenzin wird durch Einwirkung von Eisenfeile und Essigsäure in Anilin umgewandelt und dieses durch Abdestillation rein erhalten. Hierbei sind nicht die geringsten Uebelstände für die damit beschäftigten Arbeiter zu bemerken.

Es folgt darauf die Darstellung der Farbstoffe aus dem Anilin. Die Darstellung des blauen Farbstoffs geschieht nach Aussage von Dr. Zulacher nach De Laire's Methode, nämlich durch Einwirkung von überschüssigem Anilin auf Fuchsin: eine Operation ohne sanitärischen Nachteil, da es im Interesse des Fabrikanten liegt, sie in geschlossenen Gefäßen zur Wiederkondensation der allein schädlichen Anilindämpfe auszuführen. Nach Aussage Müllers wird zurzeit

kein blauer Farbstoff fabriziert. Wir sahen darum den Apparat und den Prozeß nicht.

Die Fabrikation des von Herrn Müller patentierten Schwarz geschieht nach Aussage des Herrn Geigy nicht in der hiesigen Fabrik, sondern in Paris.

Die des grünen Anilinfarbstoffs sahen wir nur zum Teil ohne Entwicklung von Dämpfen und ohne Geruch.

Am meisten Interesse bietet vom sanitarischen Standpunkt aus die Fabrikation des roten Anilinfarbstoffes, des sog. Fuchsin. Diese geschieht dort nach dem Verfahren von Girard und De Laire, nämlich durch Einwirkung von Arsensäure auf Anilin . . . Die höchst giftige Arsensäure, die dazu angewandt wird, könnte eminent gefährlich sein für die Arbeiter, und noch mehr die sich dabei bildende, noch giftigere arsenige Säure, wo ferner die stehenden Anilindämpfe sich entwickeln. Die Einrichtung in der Müllerschen Fabrik ist jedoch eine so vortreffliche, daß weder die Arsen-, noch die arsenige Säure, noch die Anilindämpfe die Arbeiter zu belästigen vermögen. Die Fabrikation geschieht in vollständig geschlossenen Destillierapparaten. Dorein wird die trodene Arsensäure nebst Wasser und Anilin gebracht und dann die teigförmige Masse bei allmählicher Temperatursteigerung erhitzt. Bei 120° C. ist ein großer Teil des Anilins in Farbstoff verwandelt. Die Hitze wird einige Zeit bei 120° C. erhalten und schließlich höchstens bis 160° C. gesteigert. Die Anilindämpfe, die sich während dieser vier bis fünf Stunden dauernden Operation entwickeln, kondensieren sich in einer Kühlvorrichtung und fließen als flüssiges Anilin in die Vorlage. Der Arbeiter leidet dabei auch nicht das Geringste.

Nun aber folgt eine etwas gefährliche Operation: die in der Retorte zurückgebliebene Masse, welche noch unter 100° C. flüssig ist, und das Anilinrot nebst der Arsen- und namentlich der arsenigen Säure enthält, wird noch flüssig auf eiserne Bleche mit aufgestülptem Rande gegossen, wobei die

Arbeiter durch die Dämpfe wahrscheinlich ziemlich stark belästigt werden. Noch mehr macht sich die giftige Beschaffenheit der nach Abkühlung festgewordenen harten und spröden Masse vom Refler der Florentiner Bronze beim Zerschlagen derselben mit einem eisernen Stöcke geltend. Der damit beschäftigte Arbeiter schützt sich zwar vor dem Einatmen des arsenithaltigen Staubes oder kleiner Stücker durch Vorhalten eines Tuches vor Nase und Mund. Doch scheinen die Arbeiter trotz dieser Vorsicht darunter zu leiden. Denn alle Befragten klagten über diese oder jene nachteilige Wirkung der Dämpfe, des Pulvers und so weiter auf ihren Körper, bis auf einen einzigen, der sich seinen Mut und seine Furchtlosigkeit durch Weintrinken stets frisch zu erhalten sucht. Beim Ausgießen der flüssigen Masse aus den Retorten waren wir leider nicht zugegen. Diese Operation, wie das Zerklopfen und namentlich das Pulverisieren des rohen Anilinrotes müssen als entschieden gefährlich bezeichnet werden, und nur die größte Vorsicht ist imstande, die Gesundheit der Arbeiter zu erhalten.

Es folgen nun weiter scheinbar unschädliche Operationen. Das zerklopfte Rohfuchsin wird in Schwefelsäure ausgekocht. Das Anilinrot, die unzersehte Arsenik- und die gebildete arsenige Säure lösen sich darin auf" [nicht aber die sanitärlich einwandfreie wirkende Salzsäure]: „die mit Wasser verdünnte Lösung wird dann mit Aetznatron gesättigt. Der Farbstoff schlägt sich nieder, während die beiden Arsenik- und arsenigen Säuren in Alkali aufgelöst bleiben. Der Farbstoff wird nochmals ausgekocht und wieder niedergeschlagen. Die Lösungen aber, worin das Arsenik enthalten ist, fließen durch ihren kleinen Gehalt an Anilinrot rotgefärbt in eine große (wasser-dichte?) Grube, deren Inhalt täglich zu gewissen Zeiten in den Teich entleert wird.

Täglich werden 200 Kilo Arsenik- und arsenige Säure verarbeitet. Das tut dem Teich nicht gut, auch wenn sein Wasser vielleicht nicht mit den Wässern von Kleinbasel in Verbindung steht:

Aber man merkt es an der roten Farbe, wenn es der Fall wäre.

Nach bestmöglicher Befreiung des Fuchsin vom Arsen-gehalt wird es in siedendem Wasser gelöst und durch Verdampfen dieses herauskristallisiert, alsdann auf Horden in einer Trockenkammer vom hygroskopischen Wasser befreit, um als vollendetes Produkt in den Handel geliefert zu werden.

Nach genauer Besichtigung der in beiden Fabriken der Herren J. J. Müller befindlichen Einrichtungen kann ich gegen dieselben vom sanitarischen Standpunkte aus urteilend im allgemeinen nichts einwenden. Die Gebäude sind hoch und geräumig, und die Apparate da, wo es nötig ist, mit der größten Vorsicht konstruiert. Auf die Nachteile in einigen Punkten der Fabrikation habe ich aufmerksam gemacht.

Dr. Goppelsröder-LaRoche
öff. Chemiker."

Eine zweite Untersuchung aus demselben Jahre, durch den Ratsherrn Peter Merian, die Chemieprofessoren Schoenbein von Basel und Staedeler von Zürich auf Veranlassung des Bandfabrikanten Richter-Linder auf der Schoren durchgeführt, kam im allgemeinen zu ähnlichem Resultat. Die Einrichtungen seien so getroffen, daß von sanitarischen Nachteilen für die Nachbarn durch Ausdünstung oder von erheblichen, den Häuserwert herabdrückenden Belästigungen nicht die Rede sein könne. Auch für die Gesundheit der Arbeiter sei durch gute Lüftung, durch Reinigungsanstalten usw. die möglichste Sorge getragen. Immerhin wird die Entleerung der Arsenikrückstände von täglich 400 Kilo verarbeitetem Arsenik in den Rieberteich verboten und statt dessen eine Zementröhrenleitung ins Tiefwasser des doch ziemlich weit entfernten Rheines vorgeschrieben. Die Lagerung ihrer Teervorräte zur Anilindestillation in Senkgruben wird wegen ihrer möglichen Einwirkung auf den Geschmack des Kleinhäuser Grundwassers der Firma untersagt. Sie soll ihren Teer in freistehenden Eisentanks aufbewahren. Auch wurde

ihr ausdrücklich verboten, in der sog. „inneren“ Extraktfabrik Anilinrot zu fabrizieren. Für dessen Herstellung in der äußeren Fabrik werden bestimmte hygienische Schutzmaßnahmen für die Arbeiter getroffen.

Einem Amtsberichte des Rats Herrn Karl Sarasin (als Präsident des Baukollegiums) vom 14. Juni 1865 ist zu entnehmen, daß von den damals hier bestehenden vier Fabriken — die andern waren: Alexander Clavel am untern Rheinweg herwärts der Alpbach, Gerber & Uhlmann ebenda und Gaspard Dollfuß auf dem andern Rheinufer zwischen der Gasfabrik und der Landesgrenze — die der Herren Geigy „die stärkft betriebene“ war. Ihre Rekognitionsgebühr war die höchste, und ihre Tage betrug weit mehr als die der drei andern zusammen (50 + 200 gegen 40 + 60 für Clavel und nur je 10 + 30 für die beiden andern). Der Abfluß der Geigyschen Fabrik in den Rhein betrug damals 120 Saum Abwasser im Tag.

Immerhin zählte man zu Basel anno 1870 erst 104 Arbeiter, Angestellte und Chemiker in der Chemischen Industrie, 1880: 546, 1896/1900 ca. 1500. Heute sind es deren mehr denn 3000.

Mit den anfangs der 70er Jahre einsetzenden feinen Blau für Seide, deren Serie durch das wundervolle, grünstichige Diphenylaminblau (Handelsname Methyblau) gekrönt wurde, und den gleichzeitig erschienenen Methylviolett, die noch heute wertvoll sind, erschloß sich der Firma Geigy ein weiteres lohnendes Arbeitsfeld. Mittlerweile waren auch die prachtvollen Resorcinfarbstoffe (Eosin, Erythrosin, Rose Bengale) ins Leben getreten. Nach den schon früher dargestellten Jodgrün und Methylgrün kam Ende der 70er Jahre das heute noch geschätzte Malachitgrün, welches in seiner prachtvollen Kristallform u. a. ein wertvoller Exportartikel für China wurde. In diese Zeit fällt auch das Auftreten des Methylenblau, von Indigo-

ähnlichem Ton, welches in Baumwoll-Färberei und Druderei zu größter Verwendung berufen war.

Mit Ende der 70er und Anfang der 80er Jahre setzte die Entwicklung der künstlichen Farbstoffe mit Macht ein. Schlag auf Schlag erschienen die sauren Wollfarbstoffe, die Reihe der basischen Baumwollfarben wie Safranin, Auramin usw., alsdann das Gallaminblau für Wollfärberei und die äußerst wertvolle Serie der direkt färbenden Baumwollfarbstoffe, welche dank ihrer Billigkeit die ursprünglichen Erzeugnisse mehr und mehr in den Hintergrund drängten.

Es würde zu weit führen, hier die ganze Reihe der neueren Produkte namhaft zu machen, die von der Wende des Jahrhunderts bis heute das Rüstzeug der Firma bildeten. Immerhin seien noch erwähnt: die prachtvolle Serie der blauen Triphenylmethan-Farbstoffe (Eriocyanin, Erioglaucin für Damenwollstoffe, Setocyanin und Setoglaucin für Baumwoll-Färberei und -Druck, sowie für die Seidenfärberei); Eriochromazurol und Eriochromcyanin für Wollfärberei und Baumwolldruck; die Schwefelfarbstoffe für Baumwolle; die höchst wertvolle Reihe der Eriochromfarben, die durch ihre große Licht-, Wask- und Trageechtheit bestimmt waren, in der Echt-Wollfärberei die größte Rolle zu spielen. Hieher gehört neben den Eriochrom-Schwarz, -Blauschwarz, -Blau, -Gelb, -Grün, -Violett und -Braun, das im Laufe des Krieges bei der Neu-Uniformierung der schweizerischen Armee beinahe ausschließlich für Feldgrün verwendete Eriochromverdon. Das oben erwähnte prachtvolle Eriochromazurol hingegen fand u. a. starke Verwendung für blaue Kavalleriemäntel des österreichischen Heeres. Die Polarfarben für Woll-Echtfärberei.

Obwohl selbst nicht Chemiker, verfolgte Rudolf Weig

persönlich die Entwicklung der Produktion mit intensivem Interesse und außergewöhnlichem Verständnis; durch seine zahlreichen Reisen förderte er den Verkauf mit seltener Energie. Dank seinem gewinnenden Wesen eignete er sich in hervorragender Weise zur Bearbeitung der Kundschaft, und namentlich mit Lyon und Paris, wo er sich ganz zu Hause fühlte, verknüpften ihn dauernde Freundschaftsbande mit den führenden Vertretern der Farben konsumierenden Industrien. So kam es, daß Geigy von diesen Reisen je- weilen mit reichlichen Aufträgen nach Hause kam, wobei allerdings zu bemerken ist, daß die Quantitäten damals bei weitem noch nicht die heutigen Ziffern erreichten, wohl aber bei den guten Preisen der Produkte sehr schöne Resultate erzielt wurden.

An den Weltausstellungen der 1870er Jahre, in Wien 1873 und in Paris 1878, hat sich die Firma Geigy mit glän- zendem Erfolge beteiligt. In Wien erhielt sie das Ehren- diplom, in Paris die goldene Medaille. Damit hat sie sich nach außen hin begnügt. Im Inland hat sie an den drei schweizerischen Landesausstellungen von Zürich 1883, Genf 1896 und Bern 1914 hors concours teilgenommen.

Wie in der chemischen Technik, so war es auch für die kaufmännische Leitung seiner Industrie von besonderm Werte, daß Rudolf Geigy, bei allem vollen Bewußt- sein des eigenen Wertes und der eigenen Leistung und ob- wohl durchaus nicht frei von persönlichem Ehrgeiz, doch nicht immer alles selber tun wollte. Hier wie in den verschiedensten andern Funktionen, in seinem öffentlichen Wirken in der schweizerischen Wirtschaftspolitik, in der Presse, in den Fi- nanzgeschäften, in die er mehr und mehr hineinwuchs, über- all war es seine bewußte Stärke zu disponieren, die Aufgaben richtig zu verteilen, den rechten Mann an den rechten Platz zu stellen. Als richtiger Prinzipal und Spiritus regens hat er sich meisterlich darauf verstanden, für jede Funktion die tüchtige Kraft zu gewinnen. Dieses sichere Disponieren in

den Personalfragen höherer Ordnung war bei ihm zu einer besondern Force ausgeprägt und zu bewußter Virtuosität ausgebildet. Er hat sich darauf im privaten, wie in öffentlichem Interesse wohl etwas besonderes zu gute getan, und je nach der Lage des Falles in großzügiger Weise auch einen außerordentlichen Einsatz nicht gescheut, wenn es galt, eine gebiegene Kraft für einen gegebenen Zweck zu sichern oder an Basel zu fesseln.

Seit Anfang der 1880er Jahre waren seine beiden Söhne Dr. Rudolf Geigy-Schlumberger und Karl Geigy-Hagenbach und sein Neffe Karl Roechlin-Iselin in dem Geschäft tätig und mit der Zeit ganz damit ver wachsen. An ihrem Seniorchef hatte die junge Generation unausgesetzt ein Vorbild pünktlichster Pflichterfüllung und musterhafter Ordnung. Aus langer, reifer Lebenserfahrung wußte er, daß nichts so sicher wirkt, als das persönlich „vorgelebte“ Beispiel. Er hielt beispielsweise unbedingt darauf, des Morgens stets der Erste auf dem Bureau zu sein, um damit das ganze Personal zur Ordnung und Pünktlichkeit anzuhalten. Mit gutem Humor konnte sein Neffe Karl Roechlin † etwa erzählen, wie er sich e i n m a l habe beikommen lassen, n o c h früher zu sein: Einmal und nie wieder! Denn nie habe er den flammenden Blick des Prinzipals vergessen können, der ihn bei dessen Eintritt ins Bureau getroffen. Den besten Begriff von seiner Akkuratheit gewährt seine Schrift. Fast wie gestochen sorgfältig und regelmäßig jeder Schriftzug und dementsprechend die Wahl der Worte und das wohlgeordnete Gefüge der Ausdrucksweise.

So war für Zucht und Ordnung und für tüchtige Nachfolge gut gesorgt. Zu Anfang der 1890er Jahre konnte er die Leitung des mächtig angewachsenen Unternehmens seinen beiden Söhnen und seinem Neffen im vollen Vertrauen auf ihre Tüchtigkeit und Treue überlassen. Eine große Freude war es ihm, daß sein Sohn Rudolf ihn im Jahre 1884 mit der Meldung seines in München wohlbestandenen chemischen

Doktorexamens überraschte, dessen Vorbereitung er dem Vater in kindlicher Pietät sorglich geheim zu halten gewußt.

Mit dem Ende des Jahrhunderts zog Rudolf Geigy-Merian aus all diesen Erfolgen für sich die Konsequenz, durch Umwandlung seiner Firma in eine Familien-Aktiengesellschaft unter dem Namen: Anilinfarben- und Extraktfabriken vormals J. R. Geigy, der er bis zu seinem Tode mit lebendiger Anteilnahme als Präsident des Verwaltungsrates vorgestanden hat.

In die Zeit dieser Umwandlung fiel auch die Errichtung der bedeutenden Farbenfabrik der Firma auf deutschem Boden in Grenzach, die im Laufe der Jahre die interessantesten Fabrikationen aufnehmen sollte. Namentlich interessierte sich Rudolf Geigy für die Ausarbeitung des künstlichen Indigo, dessen Darstellung nach besonders originellem Verfahren leider durch einen Fabrikbrand 1903 nach kurzem Bestehen zum Abschluß kam.

Viel bange Sorge und schließlich nur allzu bald einen ungeheuren persönlichen Verlust bereitete der Firma das seit 1908 eingetretene Wanken der Gesundheit seines Neffen Nationalrat Karl Roechlin, der trotz seines starken Willens zum Leben und trotz der sorgfältigsten Pflege durch die Seinen anfangs 1914 schon in seinem 56. Lebensjahre von uns genommen wurde.

Zusammenfassend darf gesagt werden, daß Rudolf Geigy-Merian in der Blüte seiner Jahre die Entstehung und Entwicklung der Farben-Industrie aus kleinen Anfängen heraus mitgemacht und mit seltenem Interesse und Verständnis verfolgt und gefördert hat. Bis in die letzten Jahre hat er, obgleich schon nicht mehr aktiv eingreifend, immer noch wachsam der kräftigen Entfaltung dieser Industrie beigewohnt und sich an den Schritt für Schritt erzielten Resultaten erfreut. Mitbestimmend an diesen Erfolgen war neben seinem persönlichen Eingreifen und seiner glücklichen optimistischen

Veranlagung die ihm eigene Gabe, seine Mitarbeiter und Angestellten aufzumuntern und anzufeuern und am Gelingen des Ganzen zu interessieren, was denn auch zu einem überaus angenehmen und ersprießlichen Verhältnis zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmern führte.

In ihrer Fürsorge für die Arbeiterschaft ist die Firma Geigy geradezu vorbildlich und bahnbrechend vorangegangen, weit über das jeweiligen ortsübliche und über das fabriktgesetlich vorgeschriebene Maß hinaus. Einen erstaunlichen Weitblick und Fortschritt der sozialpolitischen Gesinnung hat Geigy selbst an den Tag gelegt in seiner Eröffnungsrede im Blättli am 1. November 1890. Von der Schilderung der englischen Arbeiterbewegung der letzten beiden Menschenalter ausgehend, befürwortete er eine ähnliche Organisation in Basel mit dem Ziele, den Arbeiter moralisch und materiell zu heben und die objektiv vorhandene Interessengemeinschaft zwischen Unternehmer und Arbeiter zum Bewußtsein und zu kräftiger Geltung zu bringen durch die Art der Behandlung, der Respektierung der Arbeiter, die Bildung von Arbeiterausschüssen, durch Wohlfahrtseinrichtungen, Kranken- und Alterskassen. Es schwebt ihm als Ziel vor, „daß jede große Unternehmung einen genossenschaftlichen, gemeindeartigen Charakter haben sollte“, so daß alle Teile füreinander einstehten. Er ist sich dabei vollkommen klar darüber, daß das patriarchalische Industriesystem sich überlebt hat, daß ein mehr paritätisches Vertragsrecht, mit Schlichtung schwieriger Differenzen durch ein freiwillig vereinbartes Schiedsgerichtsverfahren der richtigere Weg zum sozialen Frieden, zum gegenseitigen Sichverstehen und Zusammenarbeiten sei. Diesen neuen Wegen suchte er durch die Fabrikordnungen und Wohlfahrtseinrichtungen seines Geschäftes Geltung zu verschaffen.

Schließlich war es ihm noch beschieden zu erleben, daß durch die höhere Gewalt des Krieges die von ihm im Schweizerlande begründete Farbenindustrie in ganz außerordentlicher Weise begünstigt: nämlich von der erdrückenden

deutschen Konkurrenz für diese Kriegszeit ganz und gar befreit und dadurch ihrerseits zu einer augenblicklichen Monopolstellung im Weltmarkt emporgetragen wurde, die auch die kühnsten Hoffnungen weit übertraf. So wenig erfreulich auch die bedingenden Ursachen dieser ungeahnten Riesenerfolge sind, so bleibt doch die objektive Tatsache bestehen, daß Rudolf Geigy seinen Lebensabend verbringen und seine Laufbahn beschließen durfte, während seine Industrie und mit ihr die gesamte Farbchemie der Schweiz im Zenith ihres Glanzes stand.

Wenn Rudolf Geigy im eigenen Geschäfte vollen Erfolg hatte, so konnte es nicht ausbleiben, daß seine reichen äußeren und geistigen Gaben auch für andre großzügige Aufgaben in Anspruch genommen wurden. Nicht umsonst fiel seine Lebenszeit zusammen mit der Entwicklung der Unternehmensform der Aktiengesellschaft, zunächst für Bahnen und für Banken, dann aber auch für die Großindustrie und den Handel. Diese Entwicklung hat er von ihrem ersten Anbeginn bis zu ihrer heutigen Bedeutung miterlebt.

Es sind hier hauptsächlich vier ganz große Unternehmungen zu nennen, an denen er in maßgebender Weise mitgewirkt hat: die Basler Handelsbank, die Gotthardbahn, die Spinnerei und Weberei Steinen im Wiesental und die Industriegesellschaft für Schappe in Basel.

Als es sich im Jahr nach dem Tode seines Vaters darum handelte, Basel als Bankplatz durch die Gründung einer größeren Handelsbank zu dem seiner Kapitalkraft entsprechenden Rang zu erheben, da gehörte Rudolf Geigy-Merian zu den Initiatoren. Er war von Anfang an, seit dem 14. Januar 1863, Mitglied des Verwaltungsrats und des engeren Ausschusses. Erster Präsident war sein Schwager Rathsherr Alphons Roechslin-Geigy, Vizepräsident Adolf Burdhardt-Bischoff. Fünfzig Jahre lang hat Geigy diesen Bankbehörden angehört und nach dem Tode seines Schwagers,

vom 21. Februar 1893 an, zwanzig Jahre hindurch den Vorsitz geführt. Unter seiner Regide hat die Bank einen ausgesprochenen Aufschwung genommen, der wesentlich wiederum der Auswahl der leitenden Personen zuzuschreiben ist. Den großzügigen Spiritus rector der Geschäftsleitung hat Rudolf Geigy in R. Albert Roechlin-Hoffmann entdeckt, der seit 1894 Direktor, seit 1898 Mitglied, seit 1902 Delegierter des Verwaltungsrats geworden ist. Auf ihn hat Rudolf Geigy selbst, anlässlich des fünfzigjährigen Jubiläums der Bank am 28. Dezember 1912, in aller Form und Feierlichkeit den Vorsitz des Verwaltungsrates übertragen.

Auch die Tochtergesellschaften der Handelsbank: die Bank für Transportwerte, die Schweizerische Gesellschaft für elektrische Industrie, die Bank für Bahn- und Industriewerte hat er bis zum Jahre 1913 präsiidiert. —

Vom Oheim her, dem Oberst Wilhelm Geigy, dem Begründer der Baumwollindustrie des Wiesentals und der Wiesentalbahn, war er von Jugend auf mit der Spinnerei und Weberei Steinen eng verwachsen. Seit der Umwandlung der Firma in eine Aktiengesellschaft 1885 hat er ihrem Aufsichtsrat angehört. Auch hier ist er seinem Schwager, dem Rats Herrn Alphons Roechlin, im Jahre 1893 im Vorsitz gefolgt, bis er anfangs 1914 aus Alters- und Gesundheitsrücksichten auch dieses Amt niederlegte. In Anerkennung seiner großen Verdienste um das Unternehmen, das er „vermöge seiner reichen geschäftlichen Erfahrung und seines anerkannten kaufmännischen Geschickes in ausgezeichnete Weise gefördert hatte“, wurde er zum Ehrenpräsidenten ernannt. „Seine Einsicht und Erfahrung, sein kaufmännischer Weitblick, die Klarheit und Präzision seines Denkens, seine Ausdauer und Zähigkeit beim Bekämpfen und Ueberwinden von Schwierigkeiten — mit den Schwierigkeiten wuchs scheinbar auch seine Kraft — und endlich seine Großzügigkeit und Coulang im persönlichen und geschäftlichen Verkehr kamen der Firma in hohem Grade zu gute.“ Er war ihr stets der gleiche treue,

wohlwollende Freund, der auch über seinen größten Aufgaben im eigenen Geschäft und in der schweizerischen Wirtschaftspolitik Steinen nie vergaß.

Von den großen Basler Industriegesellschaften hat die hervorragendste zwanzig Jahre lang unter seinem Präsidium gestanden. Ende 1881 war aus der bedeutenden Schappespinnerei Chancel, Veillon, Mioth & Cie. die mächtige Basler Industriegesellschaft für Schappe hervorgegangen. Ihr hat Rudolf Geigy seit dem 17. Juli 1883 als Vizepräsident neben J. J. Stehlin-Burkhardt und nach dessen Tode vom 28. Mai 1889 bis Ende 1909 als Präsident des Verwaltungsrates vorgestanden. Auch da wurde bei seinem Rücktritt mit besondrer Auszeichnung der weite Blick seiner Geschäftsbehandlung rühmend hervorgehoben.

Als direktes Erbeil seines Vaters mag gelten seine Betätigung im Verwaltungsrate der Schweizerischen Centralbahn, dem er von Mitte 1894 bis zu ihrer Verstaatlichung im Jahre 1901 angehört hat, und in dem der Gotthardbahn von 1887 bis zu ihrem Aufgehen in den Bundesbahnen im Jahre 1909, hier als Nachfolger des 1886 verstorbenen Basler Ständerates August Staehelin-Brunner.

In dieser mannigfaltigen geschäftlichen Tätigkeit hat sich indessen Rudolf Geigys Lebensarbeit nicht erschöpft. Den behaglichen Wohlstand, der ihm daraus erwuchs, hat er gut und würdig verwaltet. Er wurde ihm nicht zum Ruhelassen trägen Lebensgenußes, sondern zum Antrieb und zum Stützpunkt für eine um so reichere Betätigung in verschiedenster Richtung, zunächst einmal zur Pflege und zur eigenen Freude, wie auch zur öffentlichen Förderung der edleren Lebensgüter in Kunst und Wissenschaft. Sein schönes geräumiges Wohnhaus in der Stadt, wie sein Landsitz Klein-Riehen, der Bäumlihof, beherbergten eine Fülle ausserwählter Gemälde und anderer Kunstschätze und Altertümer, u. a. namentlich echte Glaskreise aus der guten Zeit des 16. Jahrhunderts.

Der Basler Universität hat er durch bedeutende Spenden für sein nächstes Fach kräftige Hilfe gewährt. Aber nicht nur dem neuen vorzüglich eingerichteten Chemiegebäude ist seine Generosität zu statten gekommen. Mit seinen Vergabungen an den künftigen Universitätsneubau am Petersplatz und an das projektierte Kunstmuseum auf der Schützenmatte, hat er im buchstäblichen Sinne der Kunst und Wissenschaft das Haus bauen helfen, wenn auch augenblicklich noch der Krieg die Ausführung solcher Monumentalbauten hintanhält.

Nach dieser Seite hin fand sein Wirken die wohlverdiente Krönung durch die Verleihung des Dokortitels honoris causa beim 450jährigen Jubiläum der Basler Hochschule im Jahre 1910: für sein Verdienst um die Einführung der Farbenindustrie der Schweiz.

Ueber seine öffentliche Tätigkeit im engeren und eigentlichen Sinne hat er sich in seinen Personalien S. 8 ff. kurz und bescheiden so gefaßt: „Wie es in einem republikanischen Staatswesen Pflicht der Bürger ist, so war auch ich jeweilen bereit, wenn das Zutrauen meiner Mitbürger es verlangte, meine Dienste zur Verfügung zu stellen. Keinen Geschmack hatte ich für die politischen und Parteikämpfe. Dagegen habe ich mich bestrebt, bei wirtschaftlichen Fragen mitzuarbeiten.

„Viel Belehrung bot mir die 22jährige Mitwirkung am Zivil- und Appellationsgericht, und ebenso fand ich große Befriedigung bei verschiedenen Aufgaben, welche mir bei meiner neunjährigen Tätigkeit im Nationalrat, sowohl durch das Zutrauen meiner Kollegen, als durch dasjenige des Bundesrates, zugewiesen worden waren.

„Die in Bern gesammelten Erfahrungen hatte ich teilweise Gelegenheit, in der schweizerischen Handelskammer, deren Mitglied ich während 16 Jahren“ (von 1882 bis 1898) „gewesen bin, und auch in der Handelskammer von Basel, deren Präsidium mir nach dem Tode meines Schwagers Roehlin übertragen worden ist, zu verwerten.“ Große Be-

friedigung gewährte ihm bei seinem Rücktritt vom Präsidium die Ernennung zum lebenslänglichen Ehrenpräsidenten des Basler Handels- und Industrievereins mit Sitz und Stimme in der Handelskammer.

„Zum Mitglied des Großen Rates wurde ich im Jahre 1864 ernannt und verblieb in dieser Behörde während 33 Jahren bis zu den Neuwahlen von 1899, bei welchen ich eine Kandidatur nicht mehr annahm.

Der Synode gehörte ich seit deren Einführung an bis zu den Neuwahlen von 1912.“

Diese wenigen, klar gefaßten Sätze enthalten in all ihrer Kürze doch in nuce einen vollständigen Ueberblick, gewissermaßen ein äußerliches Programm seiner wirtschaftspolitischen Betätigung.

Es geht daraus deutlich hervor, daß sein Eintritt in die Öffentlichkeit mit seiner Wahl in den Großen Rat im Jahre 1864 begann (bis 1899). Er brachte dazu aus der kaufmännischen Praxis jenes für die Staatskunst so überaus wichtige Element mit: unter gegebenen Verhältnissen das jeweiligen Erreichbare zu erkennen und anzustreben. Sein klares Urteil hatte er außerdem fort und fort Gelegenheit noch weiter zu schärfen durch seine 22jährige Mitwirkung am Zivil- und am Appellationsgericht (von 1857 bis 1879).

So vorgeschult hat er im Jahre 1879 für den Nationalrat kandidiert und ist auf Ende dieses Jahres neben den radikalen Parteiführern Wilhelm Klein und Dr. Karl Burdhardt-Iselin dort eingezogen. Basler Ständerat war damals Dr. Karl Rudolf Stehlin, seit Ende 1881 durch den Basler Staatschreiber Dr. Göttisheim ersetzt. Dem neuen liberalen Mitgliede des Nationalrats standen, von andern abgesehen, getreulich zur Seite: sein Schwager Alphons Roehlin und als spezifische Basler Autorität im Geld- und Bankwesen Adolf Burdhardt-Bischoff.

Als bei den Neuwahlen vom 30. Oktober 1881 Geigys Kandidatur von schutzöllnerischer Seite angefochten wurde,

trat der Handels- und Industrieverein energisch für ihn ein, erklärte sich ausdrücklich gegen den Schutzzoll und für den Freihandel und überhaupt einverstanden mit Geigys Haltung in Finanz-, Handels- und zollpolitischen Fragen. Weder im Schutz- noch im Kampfsoll, sondern lediglich in tüchtiger Schulung und Technik seien die richtigen Richtlinien zu suchen: „Für uns in Basel gilt bezüglich der schweizerischen Zollpolitik das Catonische ‚Caeterum censeo‘ gegen alles, was Schutzzoll heißt“, cum grano salis allerdings, dies aber mit größter Vorsicht; denn der Schutzzoll, einmal eingelassen, erweist sich gar zu leicht als Schraube ohne Ende. In der bezüglichen allgemeinen Vereinsversammlung vom 27. Oktober 1881 im Café Spitz wurden von mehreren Rednern auch die sonstigen (d. h. nicht gerade handels- und zollpolitischen) Verdienste Geigys auf verschiedenen Gebieten während seiner dreijährigen Amtsperiode, so u. a. besonders mit Bezug auf das Banknotengesetz, rühmend erwähnt und ihm der besondere Dank dafür ausgesprochen.

Ueber seine glänzende Tätigkeit in der Bundesversammlung hat ihm sein Neffe Karl Roechlin zum achtzigsten Geburtstag (4. März 1910) eine prächtig abgerundete Gedenkschrift gewidmet unter dem Titel: „Ein Zeitbild aus den achtziger Jahren: Die parlamentarische Tätigkeit Herrn Geigy-Merians in den Jahren 1879 bis 1887“.

Hauptsächlich auf drei Gebieten hat er sich in diesem äußeren Höhepunkt seines Lebens von 1880 bis 1886 fruchtbar betätigt: bei dem Abschluß der Handelsverträge mit Frankreich und Italien in den ersten 1880er Jahren, bei der Schaffung des Banknotengesetzes vom 8. März 1881 und bei der Vorbereitung und Durchführung des Alkoholmonopols vom 23. März 1886.

Bei der Lösung dieser Fragen war Nationalrat Geigy gemäß dem Worte Karl Roechlins geradezu der parlamentarische Mittelpunkt. Ihm wurden damit „sofort beim Eintritt in den Nationalrat und während der ganzen Dauer

seines Amtes ohne weiteres die wichtigsten wirtschaftlichen Probleme zur diplomatischen und parlamentarischen Lösung teils vom Bundesrat, teils von den Räten übertragen. Bis zu seinem Rücktritt aus dem Nationalrat darf er als der tatsächliche Führer für wirtschaftliche Fragen im Nationalrat bezeichnet werden. Seine Reden waren scharf und präzise, frei von jeder Phrase. An attischem Salz litten sie keinen Mangel, entsprechend seiner Energie und seiner sozialen Unabhängigkeit. Geigy gehörte zu den Parlamentariern, die heute dem Parlament bitter fehlen: Leute mit ausgedehnter wirtschaftlicher Bildung, weitem Blick und absoluter Unabhängigkeit gegenüber dem Bundesrat und der Bundesverwaltung."

Das Werkzeug, dessen er sich dabei (d. h. bei seiner öffentlichen Tätigkeit in der Bundesversammlung) zur Einwirkung auf die öffentliche Meinung bediente, war die Schweizer Grenzpost der 1870er und 1880er Jahre. Im Kriegsjahr 1871 als mittelparteiliches Normalblatt begonnen, war sie unter der vorzüglichen Leitung von Dr. Abraham Roth, des Mitbegründers des Berner „Bund“, neun Jahre lang eine Zierde der Schweizer Presse gewesen. Nach dem allzu frühen Tode dieses feinsinnigen, vielseitigen Mannes (1823 bis 2. Sept. 1880) wurde sie unter wechselnder Redaktion weitergeführt. Rudolf Geigy erwarb das Blatt und scheute kein Opfer, um ihm ein weiteres Wirken in parteipolitisch versöhnlichem Sinne und in wirtschaftspolitisch liberaler Richtung zu ermöglichen. Neben dem kenntnisreichen Redaktor Thieffing (1882—1885) wußte er den genial veranlagten jungen Basler Juristen und nachmaligen Nationalrat Dr. Alfred Brücklein in die Redaktion des Blattes einzuspannen (1883—1891), dessen glänzende politische und publizistische Befähigung hier ihre ersten Triumphe feierte.

Zugleich mit Brücklein suchte er auch den künftigen eidgenössischen Alkoholdirektor Milliet für die Redaktion des

Blattes zu gewinnen. Es war an dem Tage, an dem Milliet zum Antritt seiner Stellung als Adjunkt des Direktors Rummer im eidgenössischen Statistischen Bureau zur Ergründung und Wegbahnung der Alkoholfrage nach Bern fuhr. Trotz verlockender Ausichten konnte sich indessen Milliet nicht mehr entschließen, die schon in Basel im Auftrage von Bundesrat Schenk begonnene Arbeit über den Alkohol aufzugeben. Doch blieb er in lebendiger Fühlung mit Nationalrat Geigy sowohl, als mit dem ihm nahe befreundeten Redaktor der Grenzpost, nicht nur mit Bezug auf die Alkoholfrage. In besonders ausgiebigem Maße hat in jenen Jahren der nachmalige Berner Sozialistenführer Karl Moor an der Grenzpost mitgearbeitet.

Als eigentlichen Redaktionskollegen gewann Brücklein im Sommer 1885 am schweizerischen Journalistentag zu Neuchâtel keinen Beringeren als Carl Spitteler. Ihm fiel neben der Sorge für das Feuilleton vor allem die Redaktion der Auslandspolitik zu, während Brücklein die innere Politik verwaltete. Am 1. Oktober 1885 hat Spitteler seinen Posten angetreten und nun eine ganze Menge von Artikeln, vorzugsweise solche politischer Natur, in die Grenzpost geschrieben. In der ersten Zeit pflegte er seine prächtigen Serien von Leitartikeln regelmäßig mit seinen Initialen zu zeichnen, bis ihm das verwehrt wurde. Vom 1. Januar 1886 an hat er neben Brücklein als verantwortlicher Redaktor gezeichnet. Bei der Umwandlung des Blattes in die Basler Morgenzeitung Ende März 1887 schied Spitteler wieder aus der Redaktion aus und war dann mehrere Jahre „stellenlos“, d. h. mehr nur gelegentlich für die Basler Nachrichten tätig, bis er anfangs 1890 bei der Neuen Zürcher Zeitung seinen Platz fand.

Brücklein selbst erwies sich indessen mehr und mehr als allzu temperamentvoller Renner, und nach verschiedenen Metamorphosen, als Basler und als Schweizer Morgenzeitung (1887 bis Ende 1888), dann wieder als Schweizer

Grenzpost (1. Januar 1889 bis 19. Januar 1891) erlag das Blatt schließlich nach vergeblichen Sanierungsversuchen den besondern Schwierigkeiten, denen die Aufrechterhaltung eines mittelparteilichen Pressorganes stets begegnet.

Am wenigsten bekannt dürfte heute Geigy's maßgebender Anteil am Zustandekommen des schweizerischen Alkoholmonopols sein. Der Ausgangspunkt der Bewegung war bekanntlich der einer Hilfsaktion zu gunsten der Finanzen der Ohmgeldkantone. Diesem letzten Rest schweizerischer Binnenzölle hatte die Bundesverfassung von 1874 ihre Stunde bestimmt: auf Ende 1890 sollten sie ohne Entschädigungsanspruch der betreffenden Kantone verschwinden. Davon war nun auch der Kanton Baselsadt bedroht, dessen Finanzen durch die kantonale Verfassungsänderung von 1875 mit denen der Stadtgemeinde vereinigt worden waren. Für Basel war eine jährliche Mindereinnahme von annähernd Fr. 200 000. — zu erwarten. Diese Situation hatte Geigy als rechnender Geschäftsmann klar erfasst. Er zog daraus die Konsequenz, daß, wenn irgend möglich, rechtzeitig ein Ersatz für diesen Ausfall müßte geschaffen werden. Das Steuerobjekt konnte daselbe bleiben. Seine Tragfähigkeit stand außer Zweifel. Hier hat nun Geigy eingesezt. Spuren davon gehen zurück bis auf das Jahr 1878. Noch liegt die eigenhändig von ihm Jahr um Jahr nachgeführte Tabelle der Einnahmen und Ausgaben des Kantons seit 1852 vor. Und nach seinem Eintritt in den Nationalrat war eine seiner ersten Sorgen, sich über die Finanzlage des Bundes ganz klare Rechenschaft zu geben. Er hat das u. a. getan in einem Vortrag vor der Statistischen Gesellschaft zu Basel am 26. April 1880.

Die idealere ethische Seite der Sache, die bei vielen Gutgefinnten weit schwerer wog, der Kampf gegen das Wirtshaus und die Schnapspest, stand für ihn in zweiter Linie. Aber sie war ihm ein willkommenener Bundesgenosse. Ihre Hauptstützen fand sie in den spezifischen Schnapspestrevieren der Kantone Bern, Aargau und der Zentralschweiz und beim

Vorort der Schweizerischen Gemeinnützigen Gesellschaft, der damals seinen Sitz in Basel hatte. Allgemein wurde von Anfang an der Artikel 31 der alten Bundesverfassung mit der unbeschränkten Freiheit des Wirtshausgewerbes als Hauptmangel und Hindernis besserer Zustände bezeichnet. Hier wurde der Hebel angelegt. Die Formel für die organische Verbindung der beiden Motive wurde gefunden in hoher Besteuerung der stärksten und darum schädlichsten dieser Getränke, des Branntweins im weitesten Sinn, unter gleichzeitiger Entlastung der harmloseren Alkoholika Wein, Bier und Most.

In der Bundesversammlung war es nun kein anderer als Rudolf Geigy, der den Stein anno 1881 endgültig ins Rollen und die ganze Angelegenheit schließlich anno 1886 zum guten Abschluß brachte. Ersteres geschah durch seinen Antrag im Nationalrat vom 8./9. Dezember 1881, der den Bundesrat einlud, „zu prüfen, ob nicht auf dem Wege der Verständigung mit den Kantonsregierungen Maßregeln zu ergreifen sind, um dem sich steigenden übermäßigen Genuß von Alkohol zu steuern, und darüber Bericht und Anträge vorzulegen“. Diese Motion wurde im Nationalrat mit 58 gegen 30 Stimmen angenommen und erhielt auch im Ständerat die große Mehrheit. Doch gingen noch mehrere Jahre ins Land, bis der Bundesrat auf Grund umfassender vorbereitender Studien über die weitreichende Materie von Bundesrat Schenk, Direktor Rummer und Milliet durch Botschaft vom 20. November 1884 zunächst einmal die verfassungsmäßige Grundlage für die bundesgesetzliche Ordnung der Alkoholbesteuerung beantragte. Als Wurzel der Branntweinpest wurde namentlich die Kleinbrennerei aufs Korn genommen. Im allgemeinen war die Parole, den Alkoholgenuß auf die harmloseren Gradstärken der leichteren Getränke abzulenkten: also Abschaffung der Ohmgelder bei steuerfreier Gestattung des Kleinhandels mit Bier und Wein über 2 Liter in den Kaufläden; namhafte Verteuerung des

Branntweins und Verbesserung seiner Qualität. Diesen Anträgen des Bundesrates fügte dann die Bundesversammlung, gemäß einer Motion von Mitte 1882, noch die Beseitigung der Gewerbefreiheit des Wirtshausbetriebs, seine Regulierung nach dem lokalen Bedürfnis und die Verpflichtung der Kantone, mindestens 10% der Branntweinsteuer auf den Kampf gegen den Alkohol zu verwenden, hinzu.

So bereinigt, wurde die Verfassungsänderung am 25. Oktober 1885 mit 230 250 Ja gegen 157 463 Nein, letztere hauptsächlich aus bauerlichen Kreisen, vom Volke angenommen. Und unter Berücksichtigung der ländlichen Begehren schritt jetzt der Bundesrat unverweilt zur Ausarbeitung eines Bundesgesetzes über die gebrannten Wasser, zunächst einmal im Sinne der Ordnung der Branntweimbrennerei durch bloße Reglementierung des im übrigen nach wie vor freien Brennereibetriebs. Erst in weiterer Linie, für den Fall der Ungangbarkeit dieses Weges, wurde die Konzessionierung einer begrenzten Zahl von Brennereien oder dem das Alkoholmonopol sans phrase ins Auge gefaßt. Demgemäß wurden drei verschiedene Gesetzesvorlagen ausgearbeitet, alle drei mit gleichartiger vierfacher Zielsetzung, nämlich:

1. Erhöhung der Branntweinpreise,
2. Qualitätsgarantie,
3. Beseitigung der bisherigen Mißstände im Brennbetrieb und im Branntweinverkauf, und
4. Ausreichender Ertrag zur Entschädigung der Kantone für die Abschaffung des Ohmgeldes auf den ungebrannten Spirituosen.

Der Kommission zu der Verfassungsfrage unter dem Vorsitz des Zürcher Regierungsrats Stoëhel hatte Geigy als Mitglied angehört. In der Kommission des Nationalrats vom 24. Februar 1886 zur Ausgestaltung der Alkoholgesetzgebung führte er selber den Vorsitz. „Obwohl grundsätzlich kein Monopolfreund, trat er doch energisch für den dritten

Weg, das Monopolprojekt Milliet ein, weil er darin mit geschäftlichem Scharfblick die einzig richtige Lösung erkannte." Besonders wertvoll war ihm dabei die stete intelligente Mitarbeit Milliets selbst, und andererseits die Sekundantenrolle Brüstleins in Schrift und Wort, namentlich in der Grenzpost, dann auch in einem glänzenden Vortrag vor der Statistischen Gesellschaft zu Basel am 14. Februar 1887. Brüstleins Anteil an dem Sieg des Monopols kennzeichnet Milliet selbst am besten mit dem klassischen Bonmot: Brüstlein habe seine (Milliets) Argumente jeweilen aus Silber in Gold umgemünzt. Für Weigys eigenen Anteil am Zustandekommen der Sache in der von ihm als richtig erkannten Form des Monopols spricht am deutlichsten das beispiellos rasche Tempo der Erledigung der Sache, sobald es einmal endgültig an ihm war, dazu Stellung zu nehmen: Am 8. Oktober 1886 war die Botschaft des Bundesrates im Sinne der Branntweinbesteuerung erschienen. Auf den 11. bis 16. Oktober berief Weigy die Kommission des Nationalrats zur Beratung der Sache nach Basel mit dem Schlüsseresultat der Monopolvorlage, die dann schon am 23. Dezember die Zustimmung beider Räte erhielt, am 15. Mai 1887 die Referendumsabstimmung bestand und schon anfangs Juni 1887 zum Vollzug gelangte.

Unstreitig den Höhepunkt und den Entscheidungskampf dieser ganzen Kampagne hat die Basler Tagung der Kommission im Oktober 1886 gebildet. Noch liegt, von Weigys eigener Hand aufs Sorgfältigste ausgearbeitet, das Programm jenes denkwürdigen „Geistestourniers“ vor, das den gänzlichen und endgültigen Umschwung von der Besteuerungsvorlage des Bundesrates zum Alkoholmonopol des Bundes sans phrase brachte. Dieses Programm erstreckte sich nicht etwa nur auf die Beratungen der Kommission, sondern auch auf alle Erholungspausen, auf die geselligen Anlässe, auf Theater und Konzerte jener Woche. Alles war darin sorgsam erwogen und gegeneinander abgestimmt. Und den Er-

folg der ganzen Tagung schreibt ihr maßgebendster noch lebender Teilnehmer neben Geigys meisterlicher Beherrschung der Materie und der klugen Leitung der Verhandlungen seinem großen Geschick in der Anordnung freier Zusammenkünfte zu, die einer zwanglosen persönlichen Propaganda Raum schafften. Zu einem dieser festlichen Anlässe zog Geigy beispielsweise, zielbewußt vorbauend auf die Entscheidung in der Bundesversammlung, den Präsidenten der andern Alkoholkommission, Ständerat Birmann, zu, um der Monopolidee gleich von vornherein die Brücke in den Ständerat zu schlagen.

Die materiellen Verhandlungen der Tagung leitete er selbst mit einem glänzenden substantiell weit ausholenden, alle Seiten der Sache tiefgründig erschöpfenden Referate ein. In seinem Kommissionsbericht an den Nationalrat bezeichnet er „das Monopol als die einzige Steuerform, die dem Gesetzgeber gestattet, zwischen den widerstreitenden Interessen des Fiskus, der Konsumenten und der Landwirtschaft eine billige Vermittlung herzustellen, sodaß die Anteile des Imports, des inländischen Großbetriebs und des inländischen Kleinbetriebs an der Landesversorgung mit Spirit in einer jene verschiedenen Interessen billig berücksichtigenden Weise reguliert werden.“ Das Bedenken, als könnte die Einführung dieses Monopols anderen Monopolen den Weg ebnen und den Staat in ein sozialistisches Fahrwasser treiben, weist er als doktrinär zurück. Wegen der Einfachheit der Fabrikation und der absoluten Gleichmäßigkeit des Produktes eigne sich dieses Monopol am allermeisten für staatlichen Betrieb. Uebrigens sei die Frage bereits präjudiziert: „Ein Gewerbe, das dem Staate 11 Millionen Franken, d. h. mehr als 100 Prozent des Wertes seiner Ware steuern muß, das nur unter bestimmten, sehr lästigen Bedingungen und auf Grund einer Konzession betrieben werden darf, dessen Produkte auf Menge und Gehalt vom Staate einer peinlich genauen Prüfung unterzogen werden müssen: ein solches Ge-

werbe ist sowieso kein freies Gewerbe mehr und es kann sich dabei nur um das Dilemma handeln: entweder Privatmonopol oder Staatsmonopol. Die Wahl zwischen diesen beiden Alternativen konnte uns nicht schwer fallen, und wir sind überzeugt, daß das Schweizervolk, das allen Privilegien im Grund der Seele abhold ist, der von uns getroffenen Wahl beipflichten wird."

"Der zuerst bekämpfte Grundsatz des Monopols war durch die Diskussion über die verschiedenen Projekte und durch die entschiedene Haltung des Herrn Geigy bald so weit gediehen, daß er in der Kommission mit 7 gegen 3 Stimmen angenommen wurde, und nachher desgleichen die Ausdehnung des Grundsatzes auf Fabrikation und Verkauf mit 8 gegen 2 Stimmen."

"Soweit auch die Ansichten auseinandergingen, so konnte doch bis zum 16. Oktober ein neues Projekt der Kommission, mit dem auch der Bundesrat einverstanden war, einstimmig angenommen werden. Dieses Projekt ging denn auch in der Dezembersession der Bundesversammlung mit einigen Aenderungen beinahe einstimmig durch, ein Resultat, an dem dem Kommissionspräsidenten dank seinem energischen Eintreten für den Monopolgedanken das entscheidende Verdienst zukam."

"Der Sieg der Kommission im Nationalrate selbst war schon am Anfang der Beratung entschieden, als am 8. Dez. 1886 die von Nat.-Rat Sulzer beantragte Rückweisung an den Bundesrat mit 82 gegen 12 Stimmen abgelehnt wurde." Am 10. Dez. erfolgte die Annahme mit 102 gegen 6 Stimmen. Auch im Ständerat wurde die so bereinigte Monopolvorlage am 21. Dezember 1886 mit 35 gegen 2 Stimmen angenommen und zwei Tage darauf zum Gesetz erhoben. Trotz des Widerstandes einiger welschen und Agrarkantone drang sie auch in der Referendumsabstimmung vom 15. Mai 1887 mit 267 122 gegen 138 496 Stimmen durch, um dann sofort in die Praxis umgesetzt zu werden. Die Aenderungen vom 11. November

1887 und vom 29. Juni 1900 mögen hier nur angedeutet werden. In Geigy's Erinnerung an seine eidgenössische Wirksamkeit hat diese schneidig durchgeführte Monopolkampagne stetsfort mit gutem Grunde einen der glanzvollsten Lichtpunkte gebildet.

Eine zentrale Ordnung des Banknotenwesens der Schweiz an Stelle der ursprünglichen, immer noch nachwirkenden Anarchie auf diesem Gebiete hatte schon zur Zeit der Gründung der Basler Handelsbank in den 1860er Jahren deren Vizepräsident Adolf Burdhardt-Bischoff, gleichwie von Genf aus Ernest Pictet, warm befürwortet. Ihr hat allerdings erst die Bundesverfassung von 1874 mit ihrem Artikel 39 den Weg gebahnt, und auch dann haben diese Bestrebungen zunächst einen Rückschlag erlitten durch die Verwerfung einer ersten Gesetzesvorlage des Bundesrats in der Referendumsabstimmung vom 23. April 1876. Als vorläufigen Ersatz dafür schlossen die vier maßgebenden Handelsbanken von Zürich, Basel, Genf, St. Gallen, nebst der Berner Kantonalbank ein neues Konkordat über die spesenfreie Einlösung ihrer Noten nebst dem Inkasso von Wechseln und der Einlösung von Mandaten. Dieses Konkordat umfasste Mitte 1878 24 Banken. Aber verschiedene Kantone hatten noch keine gesetzlichen Bestimmungen darüber.

Am 9. Juni 1880 legte der Bundesrat einen zweiten Gesetzesentwurf vor. Geigy wurde an die Spitze der nationalrätlichen Kommission dazu gestellt. Der zaghaften Zurückhaltung der Kommission des Ständerats vor durchgreifender Vereinheitlichung des Notenwesens, ihrer Scheu vor jedem Ansatz zu einer künftigen Bundesbank, ihrer Schonung der hergebrachten Notenfreiheit mit ihren zinsfreien Betriebsmitteln für alle möglichen Kantonal-, Lokal- und Privatbanken, trat Geigy in seinem Kommissionsberichte vom 1. Februar 1881 scharf und deutlich entgegen. Unter Ausschluß der Handels-, Hypothekar- und Kantonalbanken, sowie

vor allem der zahllosen Spar- und Leihkassen wollte er die Notenausgabe ausschließlich in den Händen solcher Bankinstitute wissen, die sich auf durchaus sichere Geschäfte beschränken, die ihre Mittel namentlich zum Ankauf laufender Geschäftswechsel von klar begrenzter Verfallzeit verwenden und damit die stete Gewähr für ausreichende Liquidität ihrer Mittel darbieten. „Der nicht genug zu betonende Unterschied, der Schwerpunkt der Frage, liegt darin, daß alle diejenigen Banken, welche Verbindlichkeiten aus eigenen Geschäften und eigener Zirkulation besitzen, in Zeiten der Krisis auch ihre eigenen Schwierigkeiten haben und, statt helfen zu können, wie andere der Hilfe bedürftig sein werden. Gegen diese Gefahr für die stetige Einlösbarkeit der Banknoten kann nur die Einschränkung des Geschäftskreises der Notenbanken die nötige Gewähr bieten. Und Geigy zieht daraus schon damals ganz klar die noch viel weitergehende Konsequenz der zentralen Notenbank: „Wenn die Uebelstände der Freigebung der Notenausgabe mehr zutage getreten sein werden, mag doch früher oder später der Bundesgedanke, der Gedanke der Zentralisierung der Emission in Bundeshand mit oder ohne Monopol behufs durchgreifender Sanierung der dannzumaligen Uebelstände Oberwasser bekommen, und wir gestehen, daß wir“ — trotz aller Rücksicht auf bestehende Verhältnisse und legitime Interessen — „ein Zentralinstitut auf gesunder, bewährter Grundlage, eine Bundesbank, welche reine Emissionsbank und gut geriert wäre, bei weitem vorziehen würden.“ Am 1. März 1881 nahm der Nationalrat mit 81 gegen 23 Stimmen den Entwurf nach dem Antrag der Kommission an. Aber der Ausgleich zwischen National- und Ständerat kam dann doch nur auf Grund starker Konzessionen der Anhänger einer klaren und grundsätzlichen Lösung der Frage zustande. Im wesentlichen folgte das Gesetz den Anträgen des Ständerats, und die Folge war, daß sich schon bald nach Durchführung des

Gesetzes die Strömung zugunsten einer zentralen Notenbank von neuem Bahn brach.

Dem damaligen Leiter der Bundesfinanzen, Bundesrat Hammer, war es nicht mehr beschieden, ein spruchreifes Projekt für eine Bundesbank vorzulegen. Sein Nachfolger, Bundesrat Hauser, ist dann zunächst mit einer etatistischen Kraftprobe zugunsten einer ausgesprochenen Staatsbank hervorgetreten, gegen die vor allem der Schweizerische Handels- und Industrieverein ganz energisch Front machte. An der Referendumskampagne gegen die Staatsbank hat Nationalrat Geigy als Präsident der Basler Handelskammer in vorderster Reihe mitgemacht und sich persönlich mit großer Entschiedenheit dagegen eingesetzt. Vor dem Basler Handels- und Industrieverein und vor einer weiteren Öffentlichkeit hat er kurz vor der Volksabstimmung in glänzender Rede gegen die Staatsbank Stellung genommen, indem er gleichzeitig mit gleicher Entschiedenheit eintrat für die vom Vortrat empfohlene Zentralbank, deren Kapital und Kredit von dem des Bundes unabhängig sein sollte. An der Geschichte und der damaligen Gebarung der schwedischen Reichsbank einerseits, der preussischen Bank bzw. der deutschen Reichsbank anderseits, wies er die großen Gefahren einer reinen Staatsbank und die Vorzüge eines privaten oder gemischten Systems nach. Er beleuchtete das Kriegsrisiko, die Unannehmbarkeit der vom Bundesrat empfohlenen Verwaltungsorganisation, die Unvergleichbarkeit dieser Staatsbank mit den Kantonalbanken wegen ihrer nicht nur quantitativ, sondern auch qualitativ verschiedenen Aufgabe, und er wies mit Verve die Insinuation zurück, als ob Handel und Industrie die Staatsbank bekämpften, weil sie überhaupt keine Zentralbank wollen. Er wurde sekundiert von Adolf Burdhardt-Bischoff, dem Basler Veteranen schweizerischer Geld- und Bankpolitik.

Gleichzeitig verbreitete die Handelskammer eine Flugschrift mit kurzgefasster Beleuchtung der Frage in 30 000

Exemplaren übers ganze Land. In der Abstimmung vom 28. Februar 1897 wurde die Staatsbank mit einem Mehr von 60 000 Stimmen begraben. Unmittelbar darauf ging der Präsident des Vororts, Nationalrat Cramer-Frey, an die Ausarbeitung des angekündigten Gegenprojektes: einer zentralen Notenbank auf privater Grundlage. In mehrfacher Beratung mit Ernest Pictet und Rudolf Geigy wurde dieser Entwurf so rasch gefördert, daß er noch vor Jahres- schluß der Schweizerischen Handelskammer und den Kon- fordsbanken und unmittelbar darauf den Sektionen des Schweizerischen Handels- und Industrievereins vorgelegt werden konnte. Schließlich wurde dann bekanntlich ein ge- mischter Typus vom Volke genehmigt, und seit Mitte 1907 sehen wir das Notenmonopol in den Händen der Schweiz. Nationalbank verwirklicht. Der Verlauf der Dinge hat seit- her und zumal seit dem Ausbruch des Weltkriegs die von Nationalrat Geigy 1881 verfochtene Ansicht vollauf be- stätigt.

Das dritte Hauptgebiet der eidgenössischen Wirksamkeit Rudolf Geigys, dasjenige zugleich, das ihm am natürlichsten und nächsten lag, war die H a n d e l s p o l i t i k. Sein Ein- tritt in die Bundesversammlung traf gerade in die Vor- bereitungs- und Reifezeit jener neuen Handelsvertragsära, die durch das Abbrüden der Vormächte Mitteleuropas von dem napoleonischen System der Handelsfreiheit der 1850er und 1860er Jahre und ihr Einlenken in die alten Geleise des Schutzzolls bedingt war. Während nun aber alle Nachbarn ihr zollpolitisches Rüstzeug daraufhin erneuert und verstärkt hatten, stand die ohnehin kleine und daher verhandlungs- schwache Schweiz formell noch immer auf dem Boden ihres freihändlerischen Zolltarifs von 1851, modifiziert durch den Vertrag mit Frankreich vom Jahre 1864. Angesichts der aufsteigenden neuen Entwicklung hatte die Schweiz allerdings schon seit 1878 einen Verhandlungstarif in Vorbereitung.

Aber seine erhöhten Ansätze hatten wenig Aussicht auf die allgemeine Zustimmung, die seit der Einführung des Referendums durch die neue Bundesverfassung von 1874 noch viel unentbehrlicher geworden war als zuvor. Darum war vorläufig einmal, am 28. Juni 1878, ein Bundesbeschluß zustande gekommen, wonach allzu widerspenstige Partner einem Zuschlag unterworfen werden konnten. Die neuen Verhandlungen versuchte nun die Schweiz auf Grund dieses neuen Tarifentwurfes zu führen. Dem hat jedoch namentlich Frankreich entschiedene Weigerung entgegengesetzt, so daß die schweizerischen Unterhändler in eine recht fatale Lage kamen.

Rudolf Geigy hat an den Verträgen mit den drei wichtigsten Partnern in besonderer Weise teilgenommen. Die verhältnismäßig leichte Verkündigung mit Deutschland hatte er im Juni 1881 als Referent der Kommission im Nationalrat zu vertreten. Die Annahme erfolgte ohne Widerspruch, und am 1. Juli 1881 trat der Vertrag in Kraft.

Inzwischen hatte Frankreich am 7. Mai 1881 einen neuen Generaltarif veröffentlicht und Tags darauf dem Bundesrat seine Bereitschaft zu Verhandlungen über einen neuen Vertrag erklärt. In der dreigeteilten Expertenkommission, die der Bundesrat daraufhin zum Studium der Frage einsetzte, leitete Rudolf Geigy die dritte Abteilung, die Landwirtschaft und verschiedene Industrien umfassend. Zu den Verhandlungen in Paris wurden 18 Kommissäre ernannt. Als einer derselben hatte Rudolf Geigy nebst seinem eigenen Industriekomplex, der Chemie, die Interessen der Seidenbänder und der Strohgeflechte zu vertreten. Durch die oben angedeutete Ungleichartigkeit des beidseitigen Rüstzeugs — auf Seite Frankreichs der neue Generaltarif vom 1. Mai 1881, auf Seite der Schweiz der von Frankreich energisch bestrittene Versuch, mit dem bloßen Tarifentwurf von 1878 zu verhandeln — haben sich die Verhandlungen ungewöhnlich flachlicht gestaltet, insonderheit für den Stickerieexport der Ostschweiz. Sie zogen sich hin bis

zum 23. Februar 1882, und die Schweiz wurde dabei zum guten Teil auf den Vertragstarif von 1864 zurückgedrängt. Geigy selbst als Präsident der Kommission und Sprecher ihrer Mehrheit im Nationalrat vermochte die Annahme des Vertrages nur ungern und bedingt, weil nach bestem Ermessen nicht mehr zu erreichen war, zu empfehlen, nicht ohne gleichzeitig eine „zeitgemäße Ordnung“ des schweizerischen Zolltarifs zu fordern und den Bundesrat noch im Laufe dieses Jahres um Bericht und Antrag darüber zu ersuchen, immerhin aber unter Wahrung des für die Exportindustrie der Schweiz unerläßlichen Erfordernisses billiger Produktionsbedingungen; in der Meinung, daß „unsre nicht gebundenen Ansätze von 1864 vielleicht hier und da noch einige Erhöhung gestatten, ohne daß vom Schutzzoll die Rede sein kann“. Diese ausdrückliche freihändlerische Verwahrung gegen Konzessionen an den eigentlichen Schutzzoll hatte ihren Grund in der seit 1878 angehobenen Abwehrbewegung des damals neubelebten Schweizerischen Gewerbevereins und anderseits der Baumwoll-, Woll- und Leinenindustrie gegen den immer mächtiger anschwellenden deutschen Wettbewerb im eigenen Lande. Zuzug fand diese Strömung auch von Seite des damals noch jungen Vereins schweizerischer Geschäftsreisender, welche durch die in dem Vertrage stipulierte Befreiung der ordentlichen französischen Geschäftsreisenden von den schweizerischen Patenttagen ungünstiger als diese Ausländer behandelt werden sollten durch ihre Belastung mit den kantonalen Patenttagen. Der Gewerbeverein hat dazumal die Fahne der Opposition gegen den französischen Handelsvertrag offen entfaltet und in der Presse sowohl als in Protestversammlungen mit ungewohnter Schärfe den Feldzug dagegen geführt.

Nationalrat Geigy stand mitten im Feuer: Er hat seinen Begnern tapfer die Stirn geboten und sich persönlich eingesetzt durch Teilnahme an Veranstaltungen der Gegenpartei, in denen es nicht immer parlamentarisch herging. So

namentlich in der Oltenener Versammlung der Schutzollpartei vom 24. März 1882, wo Geigy, da ihm das Wort versagt wurde, den Saal verließ, worauf die Versammlung in ziemlicher Unordnung auseinander ging, ohne daß die Mehrzahl der Teilnehmer ihre Unterschrift zu den Postulaten der schutzöllnerischen Scharfmacher gegeben hatte.

Das war am 24. März. Fünf Tage darauf legte Nationalrat Geigy vor der Generalversammlung des Basler Handels- und Industrievereins in eingehendem Vortrage Rechenschaft ab über den Verlauf der Verhandlungen in Paris und die Notwendigkeit der Zustimmung zu dem Vertrage. Diese ist dann auch in der Bundesversammlung am 22. und 24. April mit erdrückender Mehrheit erfolgt.

Nicht minder eng verknüpft ist R. Geigys Name mit dem unmittelbar folgenden italienischen Handelsvertrag. Die Verhandlungen darüber waren schon seit 1875 im Fluß. Sie waren aber immer wieder ins Stocken geraten. Am 28. Januar 1879 hat man sich vorläufig einmal auf den *modus vivendi* eines zeitweiligen Meistbegünstigungsabkommens zusammengefunden. Und zwar war es Ständerat Alphons Roehlin, der diesen Vertrag mit dem italienischen Premierminister Depretis abschloß. Dreimal wurde diese Uebereinkunft verlängert. Am 31. August 1882, kurz nach dem Inkrafttreten des Vertrags mit Frankreich schlug Italien der Schweiz nochmals die Konsolidierung dieses bloßen Meistbegünstigungsverhältnisses mit Einschluß der am 27. Dezember 1878 an Oesterreich und am 3. November 1881 an Frankreich eingeräumten Konzessionen vor. Dagegen verlangte Italien von der Schweiz nicht nur die Meistbegünstigung, sondern auch noch mehrere besondere Zollermäßigungen und zudem ein Zollkartell, wie es zwischen Italien und Oesterreich bestand, des Inhalts, daß sich die beidseitigen Zollorgane in der Verhinderung des Schmuggels gegenseitig in die Hände arbeiten sollten.

Dazu konnte man sich in der Schweiz nach wie vor nicht

entschließen und auch die Einräumung besondrer Tarifvergünstigungen an Italien erklärte die Schweiz nur gegen gute Gegenleistung bewilligen zu können. Dies um so mehr, als die Schweiz die niedersten Zölle in Europa überhaupt besitze, während Italien einen teilweise prohibitiven Schutzzollwall gegen viele Schweizer Produkte aufgeführt habe.

In dieser Sache hat nun Nationalrat Geigy nicht nur der Expertenkommission des eidgenössischen Handelsdepartements angehört. Er hat auch die schwierige Aufgabe übernommen, gemeinsam mit dem schweizerischen Gesandten Bavier die zollpolitischen Verhältnisse mit Italien zu ordnen.

Nach langwierigen Verhandlungen in Rom kam ein Vertrag zustande, bei dem, gleich wie Frankreich gegenüber, die Landwirtschaft, die Maschinenindustrie und einige andere Industrien ziemlich gut davorkamen, während die Baumwollindustrie nachgeben mußte und in Verlust geriet. Der Bundesrat gab in seiner Botschaft vom 16. April 1887 ohne weiteres zu, daß namentlich die italienischen Einfuhrzölle nicht allen billigen Wünschen entsprechen. Das erzielte Resultat sei aber doch einem vertragslosen Zustande vorzuziehen. Der Vertrag sichere wenigstens für eine Reihe von Jahren wieder einen beständigen Rechtszustand. Den meisten bisher nach Italien abgesetzten Schweizer Fabrikaten gestatte er auch für die Zukunft unverminderten Absatz, während sie ihn ohne den Vertrag größenteils verlieren würden. Nach den bedeutenden Opfern Italiens an die Erstellung der Gotthardbahn würde der Schweiz ein Bruch mit Italien übel anstehen.

Den beiden Unterhändlern, Minister Bavier und Nationalrat Geigy-Merian, wird schließlich besonderer Dank und Anerkennung ihrer großen, bei diesen langen und schwierigen Unterhandlungen bewiesenen Sachkenntnis, Umsicht und Ausdauer bezeugt. Am 17. und 18. Dezember 1883 kam der Vertrag im Nationalrat zur entscheidenden Behandlung. Entgegen dem Verwerfungsantrag Gonzenbach namens der

Baumwollindustrie wurde betont, daß diese Unterhandlungen nun einmal mit unzureichenden Waffen, ohne richtigen Kampfstarif ausgefochten werden mußten. Das unter solchen Umständen Mögliche sei erreicht worden. Die Vorteile seien größer als die Nachteile. Mit 101 gegen 17 Stimmen wurde die Vorlage angenommen.

Diese Vertragsverhandlungen mit Frankreich und Italien bilden wohl die schwierigsten und verantwortungsvollsten öffentlichen Aufgaben, die Nationalrat Geigy zu lösen erhielt. Seine glänzenden Gaben, seine bezwingende Lebenswürdigkeit, seine in langer Auslandspraxis gewonnene Weltgewandtheit, gepaart mit seiner starken Willensenergie und seinem praktischen Sinn für das jeweiligen Erreichbare hatten da Gelegenheit zu voller Verwertung im Dienste der schweizerischen Volkswirtschaft.

Im zusammenfassenden Ueberblick über die Wandlungen der schweizerischen Handelspolitik in den letzten 60 Jahren steht Geigys Gestalt klar umrissen da, als die eines der letzten konsequenten Vertreter der freihändlerischen Anschauungen, in welche er in seinen besten Jünglings- und Mannesjahren nicht nur durch seine Umgebung, sondern im höchsten Maße auch durch seine eigene geschäftliche Tätigkeit, in raschem Erfassen und erfolgreicher Ausbeutung der neuen Ausichten, welche der Farbchemie aus den Entdeckungen der 1850er Jahre erwuchsen, und durch die epochemachende Begründung einer neuen bedeutenden schweizerischen Großindustrie hineinverwachsen war. Die Bewegungsfreiheit, die der Schweiz solches Sichauswirken im weiten Weltmarkt ermöglicht hat und welche ihr regelmäßige bedeutende Mengen Auslandsarbeit und damit das Auskommen für eine stets steigende Arbeiterzahl zu verbürgen schien, wollte er auch im Gegenrecht durch die schweizerische Handelspolitik dem Auslande gegenüber nicht gar zu sehr beschnitten wissen. Vor allem forderte er möglichst unbelastete Zufuhr der unentbehrlichsten Lebens- und Unterhaltungsmittel, die wir entsprechend der Zu-

nahme der schweizerischen Industrie in stets wachsendem Maße vom Auslande benötigen. Den Schutzollaspirationen der beginnenden 1880er Jahre gegenüber hat er sich deshalb konsequenter ablehnend verhalten als der Bundesrat in Bern und als der Vorort des schweizerischen Handels- und Industrieverein in Zürich, der in dem Bemühen, das Berechtigte der beiden Richtungen zur Geltung zu bringen, die Formel des Kampfzolls zunächst in dem Sinne kräftiger Verhandlungszölle ausmünzte, wie sie übrigens schon 20 Jahre zuvor der Basler Ständerat August Staehelin-Brunner befürwortet hatte.

Es war ein bequemer Mittelweg, auf dem man am ehesten versuchen konnte, den berechtigten Begehren sowohl der freihändlerischen Großindustrie als der Schutzollpartei sich anzupassen. Geigy hat diese Schwenkung nicht mitgemacht, sondern ist dem Ideal des wirtschaftlichen Liberalismus, mit dem er aufgewachsen und in dem er auch geschäftlich erstarkt war, sein Lebenlang unentwegt treu geblieben.

Das kam mit voller Deutlichkeit zum Ausdruck aus Anlaß der deutschen Zollerhöhungen von 1885. Trotz der einschneidenden Schädigung wichtiger Schweizer Exporte trat Geigy in seinem Vortrag vom 30. September jenes Jahres vor dem Basler Handels- und Industrieverein doch dem Rufe nach Kündigung des deutschen Handelsvertrages entgegen. Als erstrebenswertes Ziel bezeichnete er die Sicherung der wichtigsten Schweizer Exporte vor weiteren deutschen Zollerhöhungen, bezw. ihre Bindung auf niedrigere Ansätze, wie in den deutschen Verträgen mit Spanien und Italien, sodann vertragliche Regelung und materielle Erweiterung des Veredelungsverkehrs, und mindestens fünfjährige Dauer des Vertrages statt der jederzeitigen Kündbarkeit auf ein Jahr.

Trat er schon damals einer unbefonnenen Kündigung und der Provokation eines Zollkriegs im Interesse der Stabilität der Geschäfte durchaus entgegen, so hat er den gleichen Standpunkt im Anfang der 1890er Jahre gegenüber dem

Mélineschen Doppeltarif eingenommen. Sowohl in der Basler Handelskammer als beim Vorort in Zürich hat er sich unablässig für die mildeste Tonart verwendet. Sein letztes Wort in dieser Sache hat er gesprochen in dem gedruckt vorliegenden Vortrag vom 10. Mai 1893 vor dem Basler Handels- und Industrieverein über „Unsere handels- und zollpolitischen Beziehungen zu Frankreich.“ (Basel. Werner-Riehm. 1893.) Entgegen der vom Bundesrate damals zum erstenmal — und wie die Folge bewies, nicht ohne Erfolg — angewandten Handelspolitik der starken Hand legt er hier noch einmal sein ganzes freihändlerisches Glaubensbekenntnis dar mit nachdrücklichem Protest gegen die Kampfzollpolitik des Bundes als gegen eine „unheilvolle Bahn“. Seine damalige düstere Voraussicht hat sich in der Hauptsache nicht erfüllt und sein Ruf zur Umkehr blieb umsonst. Ueber manche drohende Gefahr hat uns die elektrotechnische Revolution der Produktions- und Verkehrsgrundlagen hinweggeholfen. Doch ist Rudolf Geigy auf seinem Standpunkte beharrt, auch in den entscheidenden zollpolitischen Auseinandersetzungen von 1902 ff.

Seiner ganz bestimmten Ablehnung aller Konzessionen an den Kampfzoll hat die weitere Entwicklung der Dinge nur insofern recht gegeben, als die Viertelschwenkung des Vororts und des Bundes zu der als harmlos und rein taktisch hingestellten Verhandlungswaffe der Kampfzölle unter dem steten Druck der gewerblichen, kleinindustriellen und agrarischen Schutzbegehren sich immer ausgesprochener akzentuiert hat, sodaß die Orientierung der schweizerischen Handelspolitik heute einer ganzen Wendung zum Schutzzoll der andern bald zum Verwechseln ähnlich sieht.

Was uns die Zeit nach dem Kriege bringt, ist dann wieder ein neues Kapitel unserer Wirtschaftspolitik.

Geigys Wirken als Vertragsunterhändler in Paris und Rom hatte ihn in genaue Fühlung gebracht mit der höheren

Diplomatie. Als gerade um jene Zeit der Gesandtschaftsposten in Paris durch den Tod des Ministers Kern verwaiste, wurde ihm dessen Nachfolge angetragen. Desgleichen beim Tode des Ministers von Eschudi der Posten in Wien. Geigy ist darauf nicht eingetreten. Dagegen dürften mit den dort gemachten Erfahrungen seine Bemühungen um den Ausbau bzw. die Vervollständigung der Vertretung der wirtschaftlichen und kommerziellen Interessen der Schweiz im Ausland vom Jahre 1883 an in naher Beziehung stehen. Seine bezügliche Motion im Nationalrat bildete den Gegenstand einer einläßlichen Erörterung im Kreise der Sektionen des Schweizerischen Handels- und Industrievereins. Die Gutachten der Handelskammern von Basel, St. Gallen und Zürich kamen Ende April 1884 in der Schweizerischen Handelskammer zur Behandlung. Die Handelskammer Basel unter dem Vorsitz Alphons Roehrlins stellte in erster Linie ab auf die Bildung schweizerischer Handelskammern im Ausland nach dem Muster der englischen Handelskammer in Paris, in enger Verbindung mit den projektierten Handels- und Industriemuseen. Die Schweizer Behörden sollten nur da eingreifen, wo die private Tätigkeit zur Hebung der industriellen und der Handelsinteressen nicht ausreicht. Da sich indessen gerade die wichtigsten andern Handelsplätze Zürich und St. Gallen, Bern und Genf von Handelskammern im Auslande wenig versprochen und sämtliche Schweizer Konsulate dagegen auftraten, so hielt auch Geigy in der Schweizerischen Handelskammer an diesem Programmpunkt nicht mehr fest. Auch Berufskonsulate empfahl er nicht. Wohl aber Expeditionen nach neu zu erschließenden Absatzgebieten, Bundesunterstützung an die Privatinitiative zur Vervollständigung der konsularischen Tätigkeit und Berichterstattung, Handelsschulen und Industriemuseen; allgemein gefaßt: Bundesbeiträge an die private Initiative zur Förderung unsrer wirtschaftlichen Interessen. Dabei ging er von dem Grundsatz aus, daß der Staat nicht nur für die Großen und Starken, sondern auch für

die kleineren Industriellen und Gewerbetreibenden zu wachen habe, in erster Linie, um den Export nicht sinken zu lassen. Dazu sollen auch dem Anfänger, der über keine Verbindungen verfügt, Mittel geboten werden, wie das seit zehn Jahren von den Regierungen bald aller Länder geübt werde: durch Ausbau der öffentlichen und halböffentlichen Vertretungen im Ausland, sowie durch Handelsschulen, Industriemuseen und Mustersammlungen im Innern. Da sollte die Schweiz doch nicht ganz tatenlos zusehen. Auch die Opposition habe nutzbare Anregungen vorgebracht, aus denen das Beste herausgenommen werden solle. Geigns Anträge wurden ergänzt durch das Postulat der Zürcher Handelskammer auf Festigung und Belebung der industriellen und gewerblichen Körperschaften auch im Landesinnern durch Behörden und Interessenten.

Am 18. Dezember 1884 einigte sich dann die Kommission des Nationalrats auf den Antrag: 1. die Vervollständigung der Vertretung der wirtschaftlichen Interessen der Schweiz im Auslande der Privatinitiative zu überlassen; 2. insofern im Ausland schweizerische Handelskammern, Handelsagenturen, Musterlager oder Auskunftsbureaus ins Leben treten zur Förderung des schweizerischen Handels- und Gewerbefleißes in gemeinnütziger, für alle Beteiligten gleichmäßig zugänglicher Weise, kann ihnen auf gestelltes Ansuchen finanzielle oder anderweitige Unterstützung bewilligt werden, wenn sie sich nach Prüfung durch die Bundesbehörden als nützlich und notwendig herausstellt. Aber von dieser Zusage der Bundeshilfe an private Bestrebungen unsrer Auslandskolonien wurde kein Gebrauch gemacht. Die erneute Aufnahme der Sache durch die Motion Comtesse im Jahre 1886 hat daran wenig geändert. Auch der positive Antrag des Gesandten der Schweiz in Washington vom Februar 1887 auf Entsendung eidgenössischer Kommissäre zum Studium der Produktions- und Handelsverhältnisse der Vereinigten Staaten und auf Errichtung einer schweizerischen Handelskammer in New York

ist nicht verwirklicht worden. Die zurzeit einzige bestehende schweizerische Handelskammer im Ausland, in Brüssel, und ebenso die gegenwärtig im Entstehen begriffene schweizerische Handelskammer in Paris beruhen beide auf privater Grundlage. Die Frage der Exportförderung aber ist in kurzen Intervallen immer von neuem aufgegriffen worden. Sie hat Gestalt angenommen teils in der Vermehrung der schweizerischen Gesandtschaften und Konsulate überhaupt, teils in der Bestellung einzelner Berufskonsulate, Handelsattachés und Handelsagenten je nach der Lage des Falles und der persönlichen Eignung unserer Vertreter. Am meisten ist geschehen durch Hebung und Mehrung der kaufmännischen Bildungsgelegenheiten in allen ihren Stufen und Spielarten.

Ein Fragenkomplex, der Seigh von jeher besonders nahe beschäftigen mußte, ist der Erfindungsschutz. Wie früher bemerkt, war es u. a. gerade die Patentfreiheit der Schweiz gewesen, welche die Ansiedlung der Farbchemie in Basel wesentlich begünstigte. Frankreich hatte der Schweiz schon damals ihre größere Bewegungsfreiheit auf diesem Gebiete übel vermerkt und ihr in den Vertragsverhandlungen von 1864 die Einführung des Musterrechtes als *conditio sine qua non* des damaligen Handelsvertrags auferlegt. Gegen den Erfindungsschutz in der Chemie aber hatte Prof. Volley schon 1862 Verwahrung eingelegt als Erschwerung für den Erfinder, Verteuerung für die Benutzer und wegen der Notwendigkeit eines großen Beamtenapparates. 1877, zu der Zeit, als der Vorort des Schweizerischen Handels- und Industrievereins sein damaliges Wanderzelt in Basel aufgeschlagen hatte, und dann wieder anfangs der 1880er Jahre trat die Frage von neuem an Basel heran. Wenn sie vom moralischen und vom rechtlichen Standpunkt aus bejaht werden mußte und auch vom Utilitätsstandpunkt aus nicht ohne weiteres verneint werden konnte, so war man in Basel doch der Meinung, daß die Schweiz darin nach ihren eigenen Heften verfahren müsse. Insbesondere solle man mit dem Er-

findungsschutz in der Chemie nicht weiter gehen, als unser wohlverwogenes Interesse das erheischt. 1883, zur Zeit der Zürcher Landesaussstellung, finden wir Nationalrat Geigy mit den Offschwizern Rieter-Bodmer und Emil Frey von Zürich, Rieter-Feller und Sulzer-Ziegler von Winterthur, Steiger-Meyer von Herisau und Dr. Baumberger im Kampf gegen die Einführung des Patentschutzes in der vor-
 dersten Linie. Wie sich die Maschinenindustrie mit aller Macht gegen die Patentierung der Objekte und Modelle ver-
 wahrte, so trat Geigy gegen die der chemischen Verfahren auf. Der Nationalrat hat sich dann schließlich zu dem Kompromiß Bühler-Honegger herbeigelassen, der den öffentlichen Schutz auf die Modelle beschränkt. Zu diesem stark reduzierten Er-
 findungsschutz hat sich auch Geigy bekannt. In der auf Ver-
 anlassung des kantonalen Departements des Innern am 2. Juni 1887 von der Handelskammer veranstalteten öffent-
 lichen Versammlung zu der bezüglichen Verfassungsnovelle hat er darüber referiert und die Annahme empfohlen, in der Begründung aber gleichwohl seine Bedenken dagegen ge-
 äußert. Doch wurde die Vorlage in Basel, wie in der Schweiz überhaupt, mit überraschend starker Mehrheit an-
 genommen. Ein Jahr darauf folgte das Patentgesetz vom 29. Juni 1888, in Kraft seit dem 1. Oktober gleichen Jahres.

Mit der zunehmenden inneren Kräftigung und Ver-
 selbstständigung der Farbchemie in Basel hat in diesem Punkte dann allerdings im Laufe der neunziger Jahre mehr und mehr eine tolerantere Auffassung Raum gewonnen und am 1. De-
 zember 1907 hat die Schweiz unter wesentlich erstärkten Pro-
 duktionsbedingungen ihrer Farbchemie, dem kategorischen Druck von deutscher Seite in diesem Punkte nachgebend, die chemischen Verfahren gleichfalls ihrem Patentschutz unter-
 stellt.

In diesem Lebensbilde würde eine nicht unwesentliche Note fehlen, wenn hier nicht auch Geigys Wirken in der Basler und in der schweizerischen Handelskammer seinen

Platz fände. Jener hat er von ihrem ersten Anfang 1876, dieser seit 1882 angehört. Die Basler Handelskammer hat er nach dem Rücktritt ihres ersten Präsidenten, seines Schwagers Alphons Roehlin-Weig, sieben Jahre lang, von 1891 bis 1898, selber geleitet.

Diese Zeit seines Amtes deckt sich genau mit dem ersten Anstoß, dem allmählichen Ausreifen und dem endgültigen Vollzug der Auslösung des Betriebs der Börse aus dem Verwaltungsbereich der Handelskammer. Anfangs 1876 als Ersatz des bisher kantonalen Amtsorgans des Handelskollegiums aus dem Amalgam des seit 1866 bestehenden Börsenvereins mit Handel und Industrie der Stadt gebildet, hat der Basler Handels- und Industrieverein die Mitte 1876 geschaffene Bourse à la criée 22 Jahre lang unter seiner Obhut und Verantwortung gehalten, die Sensale bestellt und seine stärksten Einnahmen aus den Börsengefällen hergeleitet. Verschiedene Auswüchse der Börsenspekulation in den Haussejahren 1890 und 1891, insonderheit die Gebarung und der Zusammenbruch der „Schweizerischen Wechsel- und Effektenbank“, gaben die Veranlassung, zunächst zum Schutze des Publikums, dann aber auch von fiskalischen und kommunistischen Gesichtspunkten aus, eine Ingerenz des Staates auf den Betrieb der Börse zu erörtern. Diese Bewegung ist trotz der ablehnenden Zurückhaltung der Handelskammer nicht mehr zur Ruhe gekommen und hat schließlich zur gänzlichen Loslösung der Börse aus dem Bereich der Handelskammer und zu ihrer Verstaatlichung in aller Form vom 1. Januar 1898 an geführt.

Ein scharfes Wort des Präsidenten der Handelskammer im Großen Rat gegen den „Giftbaum der Börse“ im Jahre 1895 hatte eine Entfremdung der Bankwelt zur Folge, die im Austritt der beiden Vertreter der Banksektion aus der Handelskammer ihren Ausdruck fand. Am Gang der Ereignisse wurde dadurch nichts geändert.

Eine wesentliche Stärkung erfuhr dagegen Basel als

Bankplatz durch die Anregung des jungen Bankiers Alfred Sarasin zur Abschaffung des Wechselstempels, der seit seiner Einführung im Jahre 1882 die Trassierungen aus dem Auslande von Basel weggescheucht hatte.

Jene ganzen sieben Jahre hindurch ließ es der Präsident sich nicht nehmen, in der Jahresversammlung des Handels- und Industrievereins die Kosten der Unterhaltung selber zu tragen.

Seine Präsidialzeit eröffnete Geigy in der Allgemeinen Versammlung vom 23. April 1891 mit einem Vortrag über den neuen schweizerischen Zolltarif und über die Liga gegen Verteuerung der Lebensmittel, an die sich die Handelskammer angeschlossen hatte, da ihre früheren Eingaben zum Zolltarif nicht berücksichtigt worden waren. Der neue Zolltarif, so führte er aus, befriedige eigentlich nur den eidgenössischen Fiskus. Der Liga ist er zu hoch, den Schutzzöllnern zu tief. Lediglich aus Patriotismus, um die obschwebenden Verhandlungen mit Deutschland und Oesterreich nicht zu stören, hat die Liga vorläufig vom Referendum gegen den Tarif Abstand genommen. Dagegen beschloß die Handelskammer, zur Abstimmung über den Zolltarif ihre stets beobachtete Freihandelsgefinnung durch eine öffentliche Erklärung an alle Stimmfähigen in Basel und auch sonst weit im Lande herum zu markieren.

1892 und 1893 bildete den Gegenstand seiner Präsidialrede das handelspolitische Verhältnis zu Frankreich, 1894 war es das eidgenössische Staatsbankprojekt von Bundesrat Hauser, 1895 der Arbeitsnachweis und der Schutz gegen die Arbeitslosigkeit, 1896 die Entwicklung und die Organisation der Handelskammern im Inland und im Ausland, als grundlegende Vorbereitung für die im gleichen Jahre von Geigy persönlich durchgeführte Einsetzung des ständigen Sekretariates der Basler Handelskammer; und endlich am 23. Februar 1897 die früher erwähnte Referendumsrede gegen das Hausersche Staatsbankprojekt.

Von sonstigen wichtigeren Traftanden seiner Amtsführung, soweit sie nicht in anderm Zusammenhang bereits genannt worden sind, mögen hier Erwähnung finden die Anbahnung des Umbaus des Zentralbahnhofs mit dem Hauptprogrammpunkte der Trennung der Güter vom Personenverkehr, der Rückkauf der Centralbahn, dem Geigy damals (1891) noch aus finanziellen Gründen entgegentrat, während er sechs Jahre später der Verstaatlichung der sämtlichen schweizerischen Hauptbahnen seine Zustimmung nicht mehr versagte. Die Handelskammer gab die Stimmen frei. Seit 1893 hat Geigy dem Komitee zur Genfer Landesausstellung von 1896 angehört und da sehr lebhaft mitgewirkt.

Eine besondere Freude war es ihm, daß ihn der Handels- und Industrieverein bei seinem Rücktritt im Jahre 1898 durch die Ernennung zum lebenslänglichen Ehrenpräsidenten ehrte. Auch als solcher hat er noch manches Jahr hindurch mit regem Interesse den Sitzungen der Handelskammer beigewohnt.

Neben allen äußeren Glücksgütern, Erfolgen und Ehren im öffentlichen Leben wie im Geschäft und in der Familie nannte Rudolf Geigy als bestes sein eigen eine ausgezeichnete Gesundheit und demgemäß eine harmonisch ausgeglichene, durchaus positiv gerichtete Grundstimmung des Gemüts. Diese natürliche Anlage wurde gehoben und verstärkt durch die Art seiner Lebensführung. Unermüdlige Arbeit und weise Mäßigung haben ihn bis in sein höchstes Alter merkwürdig frisch und elastisch erhalten. Gesunde Lebensfreude und frohgemuter Optimismus leuchteten aus seinen freundlichen, klar und kräftig blickenden blauen Augen. Einen schweren Schlag und einen unerfesslichen Verlust erlitt er freilich durch den Tod seiner Gattin Ende August 1912. Aber erst in den allerletzten Jahren machten sich auch bei ihm die normalen Altersbeschwerden bemerkbar, und am 17. Februar 1917 hat er sich ohne besondere Krankheit oder Siechtum zur Ruhe legen dürfen.

Die Anfänge des Zeitungswesens in Baselland.

Von Karl Weber.

Dem offiziellen Journal der helvetischen Republik, dem „Schweizer Republikaner“ von Paul Usteri und Konrad Escher, wird nachgesagt, es gehöre zu den zuverlässigsten und wertvollsten Quellen für die geschichtliche Erforschung jener Epoche. Nicht von jeder Zeitung kann die Nachwelt mit solchem Respekt reden. Aber seitdem die Presse mit ihrem ausgesprochenen Subjektivismus nun einmal existiert, darf sie wenigstens als Hilfsquelle bei der Erforschung der Vergangenheit nicht außer Acht gelassen werden.

Wenn wir hier von den Anfängen des Zeitungswesens in Baselland sprechen, geschieht es weniger, um die ersten Pressprodukte des Kantons für die Skizzierung eines Bildes vom politischen und kulturellen Leben des neugegründeten Staates nutzbar zu machen, als um über die Entwicklung der Presse selbst zu orientieren. Diese darf aus drei Gründen einiges Interesse beanspruchen. Erstens ist das Quellenmaterial über die ersten Jahre des Halbkantons so dürftig, daß man in erhöhtem Maße genötigt ist, zu den alten Zeitungsbänden zu greifen. Unter der Kanzlei des Standes Baselland haben wir uns nach der teilweisen, wie nach der Totaltrennung etwas sehr Primitives vorzustellen. Es wurde nicht mehr geschrieben, als unbedingt notwendig war; dann und wann mag ein Stoß Akten ganz verschwunden sein. Das Personal war klein und ungeübt; seine Arbeitsstube war zugleich der Sprechsaal der politischen Häupter und ist wohl

selten so still gewesen, daß sich die Bureaukratie einnisten konnte. Die Männer, die durch die Revolution plötzlich zu Aemtern gekommen waren, ergriffen lieber das Wort als die Feder, und die Wenigen, die wirklich im Schreiben gewandt waren, haben uns weder Memoiren noch Briefwechsel hinterlassen; was sie zu Papier brachten, wanderte zu einem guten Teil in die Druckerei; die Pressfreiheit sorgte dafür, daß Temperament und unmittelbare Frische nicht verloren gingen. Somit läßt sich sagen, daß die Zeitungen so ziemlich die einzige Ergänzung der Archivalien des jungen Baselland bilden.

Zweitens gestatten uns die ersten Zeitungen von Baselland, ein Stück Reinkultur der Pressfreiheit zu verfolgen. Ein wesentlicher Einfluß auf die ganze Revolutionsbewegung ist der Aktivität der Presse zuzuschreiben. Wollten die Führer der Bewegung ihren Grundsätzen treu bleiben, so mußten sie einen förmlichen Naturschutzpark für die Pressfreiheit schaffen; wie dann diese dem radikalen Kanton über den Kopf zu wachsen drohte, ist eine der interessantesten Erscheinungen des öffentlichen Schrifttums in Baselland.

Drittens hat es die Presse in Baselland, die ja genau gleich alt ist, wie der Kanton selbst, vermocht, dem öffentlichen Leben gewisse Charaktereigentümlichkeiten einzuprägen, die sich durch Jahrzehnte hartnädig erhalten haben. Es handelt sich hierbei um Erscheinungen, die weniger den Geschichtsfreund als den politischen Beobachter interessieren, und die dem letzteren Rätsel aufgeben, die nur durch einen Einblick in das Getriebe der Presse der dreißiger und vierziger Jahre zu lösen sind.

Soviel zur Rechtfertigung unseres Themas.

Als in Basel noch Aussicht bestand, die revolutionäre Bewegung auf der Landschaft einzudämmen, waren sich die regierungsfreundlichen Kreise bewußt, welchen wichtigen Bundesgenossen die Führer des Aufstandes in der Gestalt von außerkantonalen Blättern hatten. Ein Manuskriptband der vaterländischen Bibliothek gibt uns Aufschluß über die

Bemühungen einer Basler Pressevereinigung, durch reichliche Verteilung von Zeitungen der Ausdehnung des Aufstandes entgegenzuwirken.

Ueber die Gegenaktion der Revolutionspartei deutet ein Brief von Benedikt Banga, damals Zeichenlehrer in Zofingen, an Stefan Gutzwiller etwas an. Banga schrieb am 29. November 1831: „Beschwören Sie doch schleunigst Ihre Freunde im Baselsbiet, daß sie nicht säumen sollen, umfassend und pünktlich den wahren Stand der Landschaftsache in dieser Hinsicht öffentlich zu machen.“ Im gleichen Schreiben teilt Banga mit, daß er seiner Stelle an der Bezirksschule in Zofingen verlustig erklärt wurde, und aus seinen Zeilen geht der politische Hintergrund der Absetzung hervor.

Drei Wochen nach der Entlassung der revolutionären Gemeinden aus dem Basler Staatsverband (15. März 1832) sehen wir Banga im Regierungsgebäude zu Liestal mit der Einrichtung einer Druckerpresse beschäftigt, die er in Zofingen um Fr. 600 alter Währung für den Staat Baselland gekauft hatte. Die technische Ausrüstung besorgte ihm der Schriftsetzer Wilh. Schulz-Stuß; mit zwei andern Gehilfen war Schulz der älteste Angestellte des Staates Baselland. Als das Notwendigste an offiziellen Drucksachen hergestellt war, konnte am 1. Juli das erste kantonale Zeitungsblatt erscheinen: „Der unerschrockene Rauracher, ein schweizerisches wahrheitsliebendes Blatt für Religion, vernünftiges Volksrecht und Aufklärung“; es verließ die Presse jeden Mittwoch. Am 27. Oktober kaufte Banga dem Staat die Presse ab; mit seinem frühern Kostgeber in Zofingen, Major Honegger, gründete er die Firma Banga und Honegger; die Offizin siedelte auf den Gestadec und nachher in das frühere Schlösschenhaus über; Honegger besorgte den Druck, Banga die Redaktion.

Da Banga als zweiter Landschreiber noch anderweitig beschäftigt war, trug Stefan Gutzwiller Ende März 1833 dem seit einigen Wochen in Liestal amtierenden Pfarrer Joh.

Ulr. Walser die Redaktion des „Rauracher“ an. Er verpflichtete sich, wöchentlich gewisse Arbeiten zu liefern. „Ein solches Blatt würde in Bezug auf Ruhe und Ordnung mehr wirken als die beste Polizei. Das Volk wird durch die Baslerzeitung und andere dergleichen Schriften bearbeitet, und wenn es nicht durch sein eigenes Blatt belehrt und geleitet wird, verliert es alle Haltung und wird noch in weit bedauerlichere Verirrungen fallen, als es bereits geschehen ist, wodurch am Ende die ganze Existenz gefährdet würde. In Hinsicht der Oekonomie eines solchen Blattes, so müßte sich die Regierung beim Anfange eher die nötigen Opfer gefallen lassen, um die Leistungen des Hauptarbeiters einigermaßen zu honorieren.“ Aus diesem Brief geht der offiziöse Charakter des unerschrockenen Raurachers hervor. Wir hätten davon keine Kenntnis, wenn nicht Walser vier Jahre später das Schreiben publiziert hätte, als Gutzwiller gegen die politische Tätigkeit Walsers Stellung nahm. Bis Ende 1835 erschien der Rauracher einmal wöchentlich, 8 Seiten stark, während des Jahres 1836 zweimal wöchentlich mit vier Seiten. Vom Jahr 1837 ist unseres Wissens keine Nummer des Rauracher erhalten; doch spricht das letzte Blatt des Jahrgangs 1836 von dem Fortbestehen.

Am 7. Juli 1834, also bereits zwei Jahre nach der Gründung des Raurachers und nicht ganz ein Jahr nach der endgültigen Trennung des Kantons Basel, erblickte ein Konkurrenzblatt das Licht der Welt, „Der freie Baselbieter“, unter der Redaktion von Pfarrer Walser. Ein geschäftlicher Konkurrent war der „Freie Baselbieter“ nicht, denn Walser ließ ihn bei Banga und Honegger drucken; lediglich der politische Wettbewerb führte zur Gründung. Walser nennt den Standpunkt seiner Zeitung radikal und bezeichnet seine Gegner als die Liberalen, „zwar der Name Liberaler hat seinen Klang verloren, seitdem so viele Schlafröde sich denselben angeeignet“, fügt er bei. Nach der 26. Nummer ging der „Freie Baselbieter“ ein, da Banga und Honegger das

Blatt nicht mehr zum bisherigen Druckpreis herstellen wollten. Wir erfahren, daß der Baslerbieter anfänglich in einer Auflage von 400, dann von 250 gedruckt worden war.

Zehn Monate erschien der Rauracher wiederum konkurrenzlos. Am 6. November 1835 kam die erste Nummer des „basellandschaftlichen Volksblattes“ heraus, dem ein Leben von fast zwei Jahrzehnten beschieden sein sollte. „60 Aktionäre“, konnte Walser am Kopf seiner neuen Zeitung schreiben, „aus verschiedenen Kantonen sichern dieses neue Unternehmen teils mit ihrem Geld, teils mit ihrem geistigen Talent.“ Die Gründer und Gönner des Volksblattes erfahren wir aus spätern Notizen verschiedener Jahrgänge; wir nennen Dr. Emil Frey, Prof. Wilh. Snell in Bern, Pfarrer Weiermann in Binningen, Bezirksverwalter Rummler in Urlesheim, Christoph Rolle, Bezirksrichter Martin in Sissach und Landrat Amsler in Sissach.

Schon im Februar des folgenden Jahres erfuhr das Komitee der Aktiengesellschaft einen Wechsel; zugleich nahmen die Aktionäre mit Genugtuung davon Kenntnis, daß die Sissacher Freunde eine eigene Druckerei einzurichten beabsichtigten, denn auch das Volksblatt wurde anfänglich bei Banga und Honegger hergestellt. Ueber die Sissacher Offizin, die das Volksblatt in recht anständigem Druck ausstattete, erfahren wir nichts Näheres. Die auffallend zahlreichen Füllinserate, in denen der Basler Drucker Holdenecker seine Buchhandlung und Leihbibliothek empfiehlt, führen uns zur Vermutung, es könnte sich um eine Filiale der Firma Holdenecker handeln. Erst Ende 1837 ist ausdrücklich die Rede von einer „Stohlerschen“ Druckerei. Die Verleger scheinen sich mit Stohler oder seinem Hintermann Holdenecker überworfen zu haben und ließen während des Jahres 1837 das Blatt wieder bei Banga und Honegger drucken, und zwar trat Walser in der Mitte des Jahres von der Redaktion zurück, da inzwischen Klagen sowohl über seine Zeitungsschreiberei als über die unbefriedigende Führung seines

Pfarramtes laut geworden waren. Sein Stellvertreter in der Redaktion war J. Rebmann, Sohn des Gemeindepräsidenten Rebmann von Pratteln.

Von seiner Gemeinde bei der Wiederwahl nicht bestätigt, siedelte Walser im Januar 1838 nach Reinach über. Er übernahm die Druckerei nun auf eigene Rechnung; die Aktiengesellschaft löste sich auf, und wir erfahren aus der Abrechnung, daß das Volksblatt rund 300 Abonnenten besaß. In der Ankündigung des Wechsels sagte Walser ursprünglich, das Blatt werde in Allschwil gedruckt. Hier hatte sich ein J. G. Hirschmann aus Straßburg etabliert, um Schillers Werke nachzudrucken; der Regierungsrat von Baselland hatte Gelegenheit, die Rechte von Schillers Erben zu schützen, indem der Polizeileutnant angewiesen wurde, in Nachachtung der Einsprache der Cotta'schen Buchhandlung den Weiterdruck zu verbieten.

Der Vertrag mit der Allschwiler Druckerei kam nicht zustande. „Um schneller und richtiger versenden zu können, haben wir den anfänglich gehegten Plan, die Druckerei in Allschwil zu benutzen, fallen lassen und uns in den Besitz einer eigenen Presse gesetzt. Mit der Uebersiedlung nach Reinach tritt die Person Rolles als Vertrauensmann des Volksblattes in den Vordergrund; er nimmt Bestellungen und Briefe für die Redaktion in Empfang. Während eines Jahres — Mai 1839 bis Mai 1840 — kam das Volksblatt in Arlesheim heraus, nachher wieder in Reinach, und Juni 1843 folgte die Uebersiedelung nach Birsfelden: „Basel zulieb haben wir diesen Platz ausgewählt, welcher so nahe bei der Stadt liegt, daß man von derselben aus mit einem guten Fernrohr alles lesen kann, was auf dem Birsfeld gedruckt wird.“

Den Nachfolgern des Raurachers war nicht die gleiche Beständigkeit verliehen, wie seinem Antipoden. Zwei Monate nach dem Eingehen des Raurachers war im Volksblatt zu lesen, daß eine neue Staatszeitung in Gründung begriffen sei; hundert Aktien seien bereits gezeichnet. Die Haupt-

schwierigkeit bildete die Redaktion; man nenne einen deutschen Flüchtling. Das Blatt erschien bei Banga und Honegger unter dem Titel „Rechts- und Wahrheitsfreund aus Basel-land“ vom April bis zum September 1837. Eine Redaktion wird nirgends genannt; hingegen verriet das Volksblatt, daß der deutsche Flüchtling Dr. Kleinmann die Berichterstattung über die Landratsfikungen besorgte. Nach einem Redaktionswechsel hat der Flüchtling Herold den Rechts- und Wahrheitsfreund redigiert. Nach dem Eingehen des Blattes fand sich die Firma Banga und Honegger veranlaßt, die ihr Geld reklamierenden Abonnenten an die Aktiengesellschaft zu weisen, da sie selbst nie Eigentümer gewesen seien. Stefan Guzwiller scheint von dieser Erklärung unangenehm berührt gewesen zu sein; es steht außer Frage, daß er mit der Gründung zu tun hatte. Banga hatte außerdem vorher persönlich mitgeteilt, daß er nicht Redaktor, sondern nur Mitarbeiter des Rechts- und Wahrheitsfreundes sei.

Es sind schwerlich andere als finanzielle Gründe gewesen, die Banga und Honegger abgehalten haben, ein Zeitungsunternehmen nach der Art des Raurachers ins Leben zu rufen. Die Firma entfaltete eine für ihre kleinen Verhältnisse lebhafteste Verlagstätigkeit, die mit der politischen Presse nichts zu tun hatte. Da sich von Zeit zu Zeit immer wieder ein Verleger als Auftraggeber fand, war ihre Presse ja beschäftigt und die Firma der mühsamen Abonnentengewinnung enthoben.

Das Erbe des „Rechts- und Wahrheitsfreund“ trat der nicht glänzend beleumdete Ranglist Förster an. Sein Blatt nannte sich „Basellandschaftliche Zeitung“, die erste Nummer ist vom 14. Dezember 1837 datiert. Den Druck besorgten Banga und Honegger bis Ende 1838. Redaktor war der deutsche Flüchtling Dr. Weiland, den das Volksblatt als den Schreiber der Staatszeitung mit dem Titel Staatshebamme belegte. Den Jahrgang 1839 der „Basellandschaftlichen Zeitung“ kennen wir nur aus gelegentlichen, natürlich

polemischen Zitaten des Volksblattes; durch dieses erfahren wir auch, daß sich der Verleger mit seinen Angestellten prügelte und sich schließlich aus dem Staube machte.

Schon das vierte Blatt hatte nun die Firma Banga und Honegger auftragsgemäß gedruckt; hatte die Zeitung einen Erfolg, so sahen sich dessen Verleger mit der Zeit nach einer eigenen Druderei um, wie Walser und Förfster; hatte sie keinen Erfolg, so machte die Eintreibung der Druckerkosten Mühe. Darum wundern wir uns nicht, daß die beiden Geschäftsteilhaber auf Neujahr 1839 die Sache etwas anders anpaktten. Banga suchte seine Lust am Schaffen und Gestalten an einer Zeitung zu betätigen, die über den Kanton hinaus gelesen sein sollte. Er vermied einen lokalen Titel und nannte sie „Jurablätter“. „Sie sind weder im Dienste der Aristokratie, noch der Liberalen, noch der Radikalen, noch der Nationalen, sie sind freie Blätter.“ Indem sich Banga das lokalpolitische Treiben in den Jurablättern vom Leib hielt und seinen Lesern Erörterungen über kirchliche und namentlich Erziehungsfragen vorsetzte, entfernte er sich auch von der Volkstümlichkeit; in der elften Nummer schrieb er ein resigniertes Abschiedswort.

Mit den Jurablättern schuf aber die Banga und Honegger'sche Druderei anfangs 1839, möglicherweise schon etwas früher, noch ein Anzeigebüttchen in Oktavformat; die Inserate dieses Publikationsorgans sollten wohl die Kosten der Jurablätter tragen helfen. Der durch die Annoncen nicht ausgefüllte Raum wurde mit einer fortlaufenden Erzählung bedruckt, und das Unternehmen gedieh. Nach einem halben Jahr vergrößerte sich das Format; es brauchte nur noch das Ausklingen der „Basellandschaftlichen Zeitung“, und das „Basellandschaftliche Wochenblatt“ konnte sich als einzige Liestaler Zeitung neben dem im Birsed herausgegebenen Volksblatt dauernd halten. Aus der Firma Banga und Honegger schied im Laufe des Jahres 1839 Benedikt Banga aus infolge seiner Wahl zum ersten Landtschreiber. Weniger

deutlich als das Volksblatt gab das Wochenblatt seine Redaktion zu erkennen, die sehr oft wechselte; wir nennen als Leiter des Blattes Hermann Honegger, den Bruder des Druckers Wilhelm Honegger, und den Flüchtling Dr. Georg Herold. Eine Namensänderung bedingte von 1846 ab die zweimalige Herausgabe; Honegger wählte den Titel „Neue Basellandschaftliche Zeitung“. Ende 1851 trat Wilhelm Honegger sein Geschäft an die beiden Lehrer Matthias Lüdlin und J. J. Müller ab. Um seine Stellung zur neuen Eidgenossenschaft zu dokumentieren, nahm das Blatt den Titel „Bundesfreund aus Baselland“ an, um Mitte 1854 wieder zur „Basellandschaftlichen Zeitung“ zurückzukehren. Aus der Firma Lüdlin und Müller war „Lüdlin und Walser“ geworden, da der Volksblatt-Herausgeber in Birsfelden sein Geschäft nach Liestal verkaufte und seine beiden Söhne Hermann und Heinrich sich mit den Nachfolgern der alten Gegnerschaft Banga und Honegger verassoziierten.

Nachdem der Verleger und Drucker Förster im Jahr 1839 den Kanton verlassen hatte, erschien im Kantonshauptort selbst kein zweites Blatt. 1844 treffen wir auf den Namen der Buchdruckerei F. W. Hoch, die sich mit Honegger und Walser um die staatlichen Druckaufträge bewirbt. Fürchtgott Wilhelm Hoch ist ein Sohn des Pfarrers Wilhelm Hoch in Ormalingen und ein Enkel des von der unblutigen Revolution des Jahres 1798 her bekannten Uhrmachers und Gemeindepräsidenten Wilhelm Hoch. Ein angesehener und geachteter Liestaler suchte nun in seiner Person die zweite Druckerei weiter zu führen, an Stelle einer flottanten Unternehmerschaft, und der Erfolg blieb nicht aus. In spätern Jahren amtierte Hoch als Staatsarchivar; ihm ist es zu verdanken, daß die Aktenbestände seit der Kantonstrennung her geordnet wurden; das von Hoch stammende Repertorium wurde beibehalten bis zu der vor wenigen Jahren nach dem Vorbild des Basler Staatsarchivs durchgeführten Neueinrichtung.

Bei dem rührigen Verlag mußte bald der Gedanke an eine eigene Zeitung erwachen; eine Konkurrenz gegenüber dem Wochenblatt, das noch im Jahr 1844 nur einmal erschien, und gegenüber dem „Birsfelder Volksblatt“ ließ sich wohl wagen, hatten doch auch schon früher drei Blätter nebeneinander bestehen können. Hoch machte im Jahre 1845 den Anfang mit der „Vaterländischen Zeitung“; die Redaktion besorgte ihm Wilh. Begle, Landrat, anfänglich in Verbindung mit dem Advokaten Dr. Barth und später allein. Von der „Vaterländischen Zeitung“ sind nur spärliche Ueberreste erhalten. Die gründliche Umgestaltung des eidgenössischen Staatswesens vom Jahr 1848 gab Hoch den Anlaß, mit einem dreimal wöchentlich erscheinenden Blatt einen Versuch zu machen. Im Dezember 1848 erschien die Probenummer des „Landschäftler“, und nach wenigen Wochen hatte das neue Unternehmen Wurzeln gefaßt. Hatte das Wochenblatt mit seiner Nachfolgerin, der „Neuen baselandschäftlichen Zeitung“ der Betrachtung der Vorgänge im Ausland einen breiten Raum gewährt, wobei sich der Einfluß der auswärtigen Flüchtlinge bemerkbar machte, so legte der „Landschäftler“ das Hauptgewicht auf die eingehende Würdigung der kantonalen Vorgänge.

Das sehr rege pulstierende politische Leben nach der Einführung der neuen Bundesverfassung und die kantonale Verfassungsbewegung vom Jahr 1850 weckten ein solches Bedürfnis nach öffentlicher Aussprache, daß den beiden Liestaler Zeitungen jener Jahre die feste Verankerung im Volk gelang. Mit ihnen hat sich in den nämlichen Jahren der in Sissach herausgegebene „Baselbieter“ eine dauerhafte Existenz geschaffen. Der Geschäftsmann Heinrich Böllmy ließ Ende 1844 das Probeblatt seiner Gründung erscheinen. Es machte bei der Regierung durch Ton und Inhalt einen so ungünstigen Eindruck, daß sie den der Verfasserschaft verdächtigen Publizisten Meyer, genannt Zottelmeyer, polizeilich verfolgen ließ. Das beeinträchtigte jedoch den Erfolg des

neuen Blattes nicht; es fand als Insertionsorgan und Sprechsaal für den Bezirk Sissach rasch sein Publikum und erhielt in den sechziger Jahren als Blatt der Rolle-Partei kantonale Bedeutung.

Nach dieser Skizzierung der äußern Entwicklung der basellandschaftlichen Publizistik von 1832 bis 1854, die als Kommentar zu dem Brandstetterschen Verzeichnis der Zeitungsblätter gelten mag, sehen wir uns die Parteien und Personen an, die hinter der Presse standen. Was war das Wesentliche und Ausschlaggebende, die Personen oder die Parteien? Zweifellos greifen Partei und Person fortwährend ineinander über. Einen Widerstreit der Ideen hat die Presse der dreißiger und vierziger Jahre zum Ausdruck gebracht, aber dieser Widerstreit hatte seine Wurzeln nicht in grundsätzlichen Anschauungsverschiedenheiten der Masse, wie sie in den konfessionellen Parteikämpfen des gleichen Zeitraums sich durchbrachen, sondern sie stammten lediglich aus den Köpfen der Führer, und damit war bereits die Voraussetzung zu stark persönlich gefärbter Politik gegeben.

Es ist bekannt, daß ein persönlicher Hader die beiden hervorragenden Führer der Landschaft, Stephan Gutzwiller und Dr. Emil Frey, seit den Revolutionstagen trennte. Der Ranton Baselland, und namentlich die Zahl der zum einflussreichen Mitreden und Mitraten berufenen Köpfe war zu klein, um diesen Zwist verschwinden zu lassen, und auf der andern Seite waren allerlei Gründe und Zwecke lebendig, um den bestehenden Gegensatz zu verschärfen und auszunützen. Das Volk war politisch zu wenig geschult, um zwischen Schlagwort und tieferm Sinn, zwischen Person und Sache unterscheiden zu können. Die Trennung der Landschaft von dem geistigen Haupt hatte die mächtige Invasion auswärtiger Mitarbeiter in Schule, Kirche, Rechtspflege und Presse zur Folge. Unter der bunt gemischten Intelligenz wurden Fehden ausgefochten, an denen das Baselbietervolk nur einen kleinen Anteil nahm. Die „Neue Zürcher Zeitung“ schrieb im Jahr

1854 nicht mit Unrecht, es habe seit dem Beginn der land-schaftlichen Republik ein Zwiespalt zwischen Volk und Staat bestanden, der seinen Ursprung nicht wenig den Fremden, die ihre monarchische Opposition auf den frischen Ausbruch des republikanischen Bischofs verpflanzten, verdanke; man habe das Volk in der Zeitung und von der Rednerbühne belehrt, die Freiheit bestehe darin, die Behörden zu verachten.

Im Volk sucht man umsonst nach den Gegensätzen, die „der freie Baselbieter“ von seiner ersten Nummer an konstatierte. Radikal und liberal benannte Pfarrer Walser den Gegensatz; radikal, das sollte Frey mit seinem Anhang sein, liberal Guzmiller, Anton von Blarer und die in der Regierung sitzenden Freunde des „unerschrockenen Rauracher“. Tatsächlich bestand der Unterschied, daß Frey mit seiner Schule und mit dem Grundsatz „alles durch das Volk“ auf Widerstand stieß bei dem für die repräsentative Form der Demokratie eintretenden Guzmiller. Hier haben wir eine Differenz in den politischen Ansichten, die imstande war, über persönliche Abneigung hinaus eine Kluft zu graben; es dauerte aber dreißig Jahre, bis — in der Kollegezeit — wirklich eine große Schlacht um diese Prinzipien geschlagen wurde. Bis dahin waren der Landrat und bei den periodischen Revisionen der Verfassungsrat der Schauplatz der Geplänkel. Zur Verwicklung trug die anfangs wenig sauber durchgeführte Trennung der Gewalten wesentlich bei. Charakteristisch für die Auffassung des Volkes von diesem Gegensatz ist die populäre Bezeichnung der beiden Richtungen als Regierungspartei und Obergerichtspartei. Ebenso bezeichnend ist, daß das Volk wenig Notiz nahm von den Parteischattierungen; im Landrat hielten sich die Radikalen und die Liberalen ungefähr die Wage. Wir wären schwerlich über diese Gruppierung orientiert, wenn nicht eine Motion von Dr. Frey im Jahr 1838 zu einer eigentlichen Kraftprobe geführt hätte. Mit einem begeisterten Empfehlungsbrief von Prof. Wihl. Snell versehen, wünschte Frey, daß der Landrat dem Ex-

pfarrer Walser das kantonale Bürgerrecht schenke. Mit 19 gegen 17 Stimmen wurde die Motion abgelehnt. Als Hauptfreunde der Regierung lernen wir Anton v. Blarer, General Buser, Christen von Stingen, Dr. Guhwiler, den Bruder Stefans, Madeur und den früheren Landschreiber Hug kennen; Hug ist einer der wenigen, der seine Gesinnung später änderte und zur Volksblattpartei überging. Als Parteigänger Dr. Freys votierten Oberst Leutenegger, Paul Vogt von Allschwil, Martin von Frenkendorf, Umsler von Sissach; zwei wirklich aus dem Volk erwachsene Anhänger Freys waren Jenni von Füllinsdorf und Gysin von Lampenberg. In der gleichen Sitzung des Landrats wurde über eine Motion Jennis diskutiert, welche die Ausweisung der schriftlosen Fremden verlangte. Der Anzug richtete sich gegen die beiden ausländischen Zeitungsschreiber Kleinmann und Weiland. Hatten die Radikalen vorher für Walser das Bürgerrecht verlangt, weil er sich durch seine Pressetätigkeit verdient gemacht und namentlich die Beschleunigung der Staatsrechnungsablage veranlaßt habe, so wollte man jetzt den Schreibern der gegnerischen Richtung durch Ausweisung das Handwerk legen. Diesem Widerspruch konnte sich auch Frey nicht verschließen, und er mußte seinen radikalen Freunden sachte entgegentreten, sodaß schließlich nur fünf Stimmen auf ihren Antrag fielen. Beiläufig sei erwähnt, daß ein Redner in dieser Landratssitzung die Bemerkung fallen ließ, das Volksblatt habe nur eine halb so große Abnehmerchaft als die von den Flüchtlingen redigierte „Staatszeitung“.

Wie wenig tief die von der Presse konstruierte Parteiung im Kanton ging, zeigte die unter dem Namen Gemeindegoggeli- oder Gelterkinderputsch bekannte größte innerpolitische Bewegung der Regenerationsperiode. Nicht die demokratischen Prinzipien, über die lange Artikel geschrieben wurden, weckten das Volk aus seiner Ruhe, sondern einige unzufriedene, bei der Verteilung von Aemtern übergangene Elemente. Mit der Petition auf Vertreibung der Fremden

und mit der versteckten Einbeziehung des Gedankens der Wiedervereinigung mit Basel hatten sich der abgesetzte Bezirkschreiber Martin von Siffach und der ganz unpolitische Jakob Freivogel einen beträchtlichen Anhang verschafft, der recht stattliche Versammlungen zustande brachte. In der Wahl von Gemeindeausschüssen in Gelterkinden und andern Ortschaften erblickte die Regierung einen Eingriff in den Staatsorganismus, und mit einem Truppenaufgebot, das der radikale Leutenegger kommandierte, wurde die Ruhe wieder hergestellt. Wenn auch unter mehrfach abgeänderten Postulaten der Putschmänner einige figurieren, die den Radikalen vom „Volksblatt“ geläufig waren, so ist es doch bezeichnend, daß in den bis zu 800 Teilnehmern zählenden Volksversammlungen keine Hintermänner des Volksblattes auftraten. Um nicht gar zu sehr im Ideeneinklang mit der liberalen Regierung stehen zu müssen, fand allerdings das „Volksblatt“ entschuldigende Worte für die Führer des Putsches, aber seine intimen Parteigänger waren diese nicht.

Umsonst suchen wir in den vierziger Jahren nach großen, das Volk passenden Kampfgelegenheiten zwischen der liberalen und der radikalen Partei. In den Vordergrund traten eidgenössische Fragen, die aargauischen Klöster, die Jesuiten, die Freischarenzüge, dann der Sonderbundskrieg und schließlich die Revision der Bundesverfassung. Da boten die Gegner auf eidgenössischem Boden bessere Zielscheiben für die geharnischte Satire und dankbareren Stoff für langfädige Volksbelehrung, als die Personen der engern Heimat; diese war nun schon lange genug mit allen Variationen der Schlagwörter bombardiert worden. Der Dialog zwischen Volksblatt und Wochenblatt wurde flacher, und wir müssen froh sein, daß er nicht ganz verstummte und das Gerippe der amtlichen Archivalien auch fernerhin mit etwas Fleisch und Blut ausstattete.

Einige Beispiele mögen zeigen, wie der Kampf zwischen liberalen und radikalen Baselpietern geführt wurde:

Das „Basellandschaftliche Volksblatt“ schreibt im Jahrgang 1839:

„Die Häupter der Revolution in Baselland teilen sich in zwei Klassen: 1. in Sachpatrioten und 2. in Republikaner . . . Diese beiden in ihren Grundsätzen so verschiedenen Männer reichten sich zu e i n e m Zwecke die Hände, nämlich zur Revolution.

Die Sachpatrioten gingen, nachdem das Volk geopfert, geblutet, gesiegt und seinen Enthusiasmus abgekühlt hatte, systematisch von einer Stufe der neuen Tyrannei zur andern; sie trugen alle Laster der alten Aristokratie an sich, ohne auch nur eine ihrer Tugenden zu besitzen, sie haschten nach Ehrenstellen, nach Gold, nach Willkür.

Die Republikaner drangen nach errungenem Sieg und nach ungern gesehener Trennung auf strenge Aufrechterhaltung der vor dem Angesicht des allmächtigen Gottes so blutig erkämpften, so teuer erkauften und so feierlich beschworenen Verfassung; sie wollten weder reich werden, noch herrschen, sondern alles Volk glücklich wissen unter weisen Gesetzen und biedern Regenten; tugendhafte, aufgeklärte, wissenschaftliche, rein evangelische Geistliche und Schullehrer, gute Brücken und Straßen und strenge Gerechtigkeit auch den Todfeinden, das war ihr Wahlspruch . . . So erkannten die Republikaner nach vollendeter Staatsumwälzung auch das schädliche Treiben der Sachpatrioten, so wie die Sachpatrioten das reine Bestreben der Republikaner; beide Teile fingen an sich zu hassen, zu trennen, zu verfolgen.

Die Tendenz des Volksblatts war und ist: das Volk aufzuklären über alles Reine und Unreine, die Rechtsschaffenen zu würdigen, selbst wenn sie Bettler wären, die Schurken zu entlarven, selbst wenn sie auf Thronen saßen; dennoch wird ihm jede naive Frage zum Verbrechen gestempelt und es selbst von Eseln in die Hölle verdammt.

Die Absicht der Staatszeitung war und ist: das Volk jesuitisch-süß am Narrenseil herumzuführen, ihm die Augen

zuzubalten, damit es nicht in schlechte Rarten sehe; über alle Ungerechtigkeiten den Deckmantel der Tugend und des Rechtes zu werfen, und doch werden seine infamierendsten Artikel nicht gerügt, und es selbst von Schmeichlern in den Himmel erhoben."

Jurablätter 1839:

"Seit Jahren wird von einer Seite umgestoßen, was von der andern aufgebaut wird. Stellung, Gesetzgebung, Landesinteresse wird geopfert und hintangesetzt, persönlicher Rücksichten willen, und so sehen wir uns in einem Gewebe von Intriguen, wo bald jeder interessiert ist, durch Eigendünkel oder Haß oder Eigennuß oder schmutzige Lüderlichkeit als Beleidiger oder Beleidigter, je nachdem; wo Rabale und Schändungen Ohr und Erörterung und Parteigänger finden; wo nur die sich fruchtlos abmühen, welche was zum Schutze der persönlichen Ehre, und zum Schutze der bürgerlichen und Lebenswohlfahrt dient, pflegen möchten. . . . Ich lernte einsehen, wie schwer es sei, ein einzelnes Leben durch das zerstörte basellandschaftliche Staatsleben und Gesellschaftsleben zu schleppen, nur ohne daß es selbst Schmutz annehme, geschweige, wenn Einer nach veredelter Gesinnung, nach Tüchtigkeit und Bildung strebt. Wie soll auf solchem Boden eine junge Generation hervordachsen, die vortrefflicher sei als die ältere und das verfloßene Blut, die Unruhe und Anstrengung der Revolutionsjahre rechtfertigen? . . . Man will nichts unterscheiden, man will nicht die Spreu vom Weizen sondern. Das Volk soll sich an dem rohen Staatspumpernidel sättigen, der ihm von feisten Schmarozerhänden vorgebröckelt wird. . . . Wer im zivilisierten Lande einen ermorden sähe, und dann nur mit doktrinärem Wortreichtum über die Unrechtmäßigkeit des Mordens plapperte, den Mörder ruhig unter die harmlosen Leute sich stellen ließe, der würde wahrlich hoch getadelt. Wer aber bei uns den frechen Lügner und Verleumder, den Ehrenräuber macht mit „petillierendem Wiße“, mit allgefälliger, geldverdienst-

licher Ergebenheit, der ist fest und der Bewunderung großer Gönnerschaft sicher, die ihn schützen wird, wie der Pöbel in Italien wohl den Banditen vor der Verantwortlichkeit sichert, wenn er ein recht dingbarer Bandit ist und seine Sache gut macht, denn es liegt daran, daß er ferner brauchbar bleibe . . . Ich schließe die Reihe dieser Blätter, ich bekenne es, weil ein unabhängiges Blatt hier nicht bestehen kann, zu viele der einflussreichsten Männer das landschaftliche Staatsleben als eine Karnevalsposse behandeln, wobei jeder fortgejagt wird, der sich erkühnt, die scheußlichsten Larven abzudecken."

Die Persönlichkeiten, die aus den rund drei Duzend Zeitungsjahrgängen von 1830 bis 1850 vornehmlich zu uns sprechen, sind in der Hauptsache bereits genannt worden. Der Vater der ersten Gründung, Benedikt Banga, betrieb das Zeitungsschreiben nur im Nebenamt; sein außerordentlicher Arbeitsgeist gestattete ihm aber neben der Besorgung der Landeskanzlei eine rege Betätigung in der Presse. Im Alter von 30 Jahren stellte er sich und seine Vielseitigkeit dem Kanton Baselstadt zur Verfügung. Erst Lehrling einer Kunsthandlung in seiner Vaterstadt Basel, dann Zeichenlehrer in Zofingen, brachte er für den Staatsdienst eigentlich nichts mit als ein lebhaftes Interesse für den Kanton Baselstadt. Wir können ihn in dem jungen Staatsorganismus als die „drinnen waltende Hausfrau“ betrachten, die dafür sorgte, daß in der Administration nicht alles aus Rand und Band ging, während Guhwiller mit seinen Regierungskollegen die Männer waren, die „ins feindliche Leben hinaus“ mußten. Die Herausgabe der gesetlichen Erlasse im Umfang von 2260 Seiten ist Bangas Werk. Vom Landschreiberposten wurde Banga im Jahr 1844 in die Regierung berufen, der er bis 1863 angehörte, in welchem Jahr er der Revisionspartei von Rolle zum Opfer fiel, zwei Jahre vor seinem Tod. Sein Departement war die Erziehung. In der Förderung der Bildungsbestrebungen war Banga unermüdet; die Kantonsbibliothek, der botanische Garten, ein

historischer und ein naturwissenschaftlicher Verein sind durch seine Initiative oder unter seiner Anteilnahme entstanden. Ordner und Organisator war er auch in seiner Tätigkeit für die Presse. Diese schien ursprünglich zu seinem eigentlichen Wirkungsfeld bestimmt zu sein; als jedoch nach verschiedenen Rückschlägen die Hindernisse für das Bestehen eines kantonalen Organs der gemäßigten Richtung beseitigt waren, wuchs Banga ständig in größere Aufgaben hinein. Für den Schreiber einer Zeitung, die nach Schopenhauer der Sekundenzeiger der Weltgeschichte ist, darf nichts Großes zu groß, aber auch nichts Kleines zu unbedeutend sein. Der Idealist Banga ging im Großen zu sehr auf. Die Zurechtblätter, die uns am besten in sein Wesen einführen, besaßen einen Gehalt, der verdient hätte, in eine andere Form als die eines Wochenblättleins gegossen zu werden.

Ganz anders ging der Appenzeller Joh. Ulrich Walser vor. Ihm war die Zeitung wirklich ein Produkt, das aus dem Augenblick entstand und für den Augenblick bestimmt war. Walser fühlte seine starke Ueberlegenheit gegenüber den Baselbietern und leitete draus das Recht ab, das, was er ihnen zu sagen hatte, mit ausgesprochener Schärfe zu sagen. Er traf im Baselbiet nur wenige hochragende Persönlichkeiten an und glaubte sich deshalb in der Herauskehrung seiner eigenen Persönlichkeit keinen Zwang antun zu müssen. Der fünfunddreißigjährige Pfarrer aus dem Appenzell, der im Januar 1833 in Diefstal erstmals vor seine Gemeinde trat, blickte damals bereits auf eine größere schriftstellerische Produktion zurück; Alfred Tobler hat sie im 36. Band der appenzellischen Jahrbücher gewürdigt. Ueber Walser schreibt Tobler: „Nicht nur äußerlich imponierte Walser durch seine hochragende, würdevolle Erscheinung; sein Wert beruhte in seinem unbeugsamen, rechtschaffenen Charakter, seinem unerschrockenen Eintreten für Freiheit, Wahrheit, Recht und Toleranz. Der helle, kalte Verstand, oft gepaart mit der rücksichtslosen Schlagfertigkeit des scharfen Appenzellerwises,

kam bei ihm wohl auch zeitweise so ausschließlich zur Geltung, daß er von gelegentlicher Gemüths Härte, die dem Pfarrherrn nicht gut ansteht, nicht freizusprechen ist. In jedem Falle war Walser eine höchst interessante Erscheinung, eine kraftvolle Persönlichkeit, deren Wirksamkeit im Lande tiefe Spuren hinterließ."

Mit der Politik war Walser schon als Pfarrer von Grub in Berührung gekommen; er führte das Aktuariat im appenzellischen Verfassungsrat. Die Politik war es auch, was ihn nach Baselland zog. Er sagte in seiner Abschiedspredigt, vor allem ziehe ihn das hohe Freiheitsgefühl der Basellandschaft mächtig an; schöner als in irgend einem andern Gau des Schweizerlandes blühe jetzt dort die Freiheit. In der Nähe kam ihm dieses gepriesene Freiheitsgefühl weniger anmutig vor. Er fand jene Zersplitterung vor, die schon während der Revolution die Annahme, Baselland könnte an seiner Selbständigkeit zugrunde gehen, nicht vollständig Lügen strafte. Seiner Naturanlage gemäß konnte er seine politische Tätigkeit nicht auf Vermittlung, sondern nur auf den Kampf einstellen. Er kannte nur eine Mangellichkeit: nicht radikal genug zu sein. In dem Bestreben, durch seine Kritik größere Sorgfalt und Reinlichkeit in der basellandschaftlichen Staatsverwaltung zu erreichen, hatte Walser zweifellos Erfolg. Nachdem aber im Jahr 1840 der Gelterkindenputsch erwiesen hatte, daß Baselland über die ersten Schwierigkeiten hinaus war, mangelte der radikalen Partei ein eigentliches Angriffsziel; denn die Ausgestaltung der Demokratie im Sinne Dr. Freys war an die sechsjährige Verfassungsperiode gebunden, und man hatte gelernt, daß das Volk von Baselland nur langsam zu fundamentalen Aenderungen an der 1832 geschaffenen Staatsform zu bewegen war. Regte die heiße Kritik des Volksblattes zum Nachdenken über staatliche Fragen und über die Amtstätigkeit der führenden Personen an, so zog hieraus das Vertrauen in die Letztern doch immer wieder den größern Vorteil.

Und weil die eidgenössischen Fragen der vierziger Jahre keinen Gegensatz zur andern kantonalen Partei schufen, mußte um jene Zeit Walser, um nicht langweilig zu werden, seine Stöße nach anderer Richtung als bloß nach dem Lieftaler Regierungsgebäude führen. Die Uebersiedelung nach Birsfelden geschah zu dem Zweck, in vermehrtem Maße über Basler Angelegenheiten sprechen zu können. Zum Teil unterstützte Walser die freisinnige Bewegung in der Stadt, zum Teil entwickelte er sein Zeitungsorgan immer mehr zum baselstädtischen Skandalblättchen. Neben Ladenhütern aus der Trennungszeit servierte er seinem Publikum Angriffe auf die Universität, das Gymnasium, auf religiöse Gesellschaften und auf eine ganze Reihe von Einzelpersonen. Im Jahr 1841 beschloß die Kommission der Lesegesellschaft, das Volksblatt nicht mehr zu halten; Walser kommentierte diese Maßnahme mit den Worten: „Die Leute der Kommission gehören eben hauptsächlich zu den in der letzten Zeit geschorenen Schafen.“ Ein Jahr später erhielt die Post von den städtischen Behörden Weisung, das Volksblatt nicht mehr zu spedieren. Als Walser im Jahr 1850 in den Verfassungsrat und hierauf in den Landrat gewählt wurde, ließ seine Schärfe wesentlich nach. (Vorübergehend redigierte damals Dr. Joh. Gahr, Amtsrichter in Dornach, das „Volksblatt“.) Er entschuldigte sich hiefür gewissermaßen vor seinen Lesern mit den Worten: „Früher, in der Zeit des europäischen Friedens, ließ sich im Schatten der Oelbäume wohl scherzen und schäkern, naden und plagen, und die Zeitungen mußten die gelesensten sein, die die originellsten Schwänke aller Art brachten. Herzens- und andere Angelegenheiten beschränkten Philister- und Familienlebens können in unserer Zeit unmöglich öffentliche Bedeutung haben.“ Nach den ersten Nationalratswahlen unter der neuen Bundesverfassung schrieb Walser: „Die Lust an der Politik scheint überhaupt den Landschaftlern vergangen zu sein; man würde mehr Freude an bessern Erdäpfeln, besserem Wein und besserem Ver-

dienst gehabt haben, als an neuen Nationalräten." Die Wandlungen, die Walser gegen das Alter hin selbst durchgemacht hat, verlegt er irrtümlicherweise in das Volk. Er war milder geworden und wurde es vollends als Besitzer von Ehrenämtern. Hätte das Volk sich so stark um seine Publizistik interessiert, und hätte Walser dauernd die Zügel der linksstehenden Demokraten in der Hand behalten, so wäre seinem Volksblatt die Rolle beschieden gewesen, die dann in den sechziger Jahren der Siffacher „Baselbieter“ als das Blatt der Kollianer spielte. Seinen Grundsätzen ist er treu geblieben. Wir treffen Walser als eifrigen Revisiöner („Revi“) an. Sein politisches Credo ergänzen wir noch durch die Mitteilung, daß Walser bei der Bundesrevision von 1848 für einen eidgenössischen Einheitsstaat eintrat und gegen das Zweikammersystem Stellung nahm; den Ständerat bezeichnete er als den Radschub des Nationalrates. Walser starb im Alter von 68 Jahren anno 1866.

Mit den Zeitungen eng verbunden waren die beiden Führer Stefan Guhwiler und Dr. Emil Frey. Jeder hat das Blatt seiner Richtung unterstützt; Guhwilers Mitwirkung läßt sich beim „Rauracher“ und beim „Rechts- und Wahrheitsfreund“ nachweisen, ohne daß er seine Artikel zwar je zu erkennen gegeben hat. Frey veröffentlichte im „Freien Baselbieter“ eine Artikelserie, betitelt „Scheinliberale, woran sie am besten zu erkennen seien?“ und war dem Volksblatt stets ein eifriger Gönner. Im Wochenblatt trat zuweilen der General Buser mit saftigen Artikeln auf, unter die er immer seinen vollen Namen setzte. Im „Rauracher“ und im Volksblatt kommt mit Poesie und Prosa Köllner, der Saure, zum Wort.

Die Organe der gemäßigten Richtung vermieden es meistens, die Namen ihrer Schriftführer zu veröffentlichen, wahrscheinlich weil diese längere Zeit hindurch ausländische Flüchtlinge waren, denen die Regierungsräte gern das Wort, aber nicht zuviel Verantwortlichkeit und Kompetenzen ließen.

Die Flüchtlinge, die in der Presse eine Rolle spielten, hatten sich zwischen 1832 und 1835 als Advokaten in Basel-land niedergelassen. Georg Herold aus Frankfurt war bereits 1823 studienhalber in Basel gewesen; wegen politischer Schriftstellerei in Deutschland wurde er flüchtig, und seit 1832 wohnte er als Lehrer, Sachwalter vor Gericht und Publizist in Liestal; ein paarmal hat er auf verwaisten Kanzeln auch gepredigt. Weiland aus Aeschaffenburg schrieb 1832 das „Bayerische Volksblatt“; einer fünfjährigen Festungshaft wegen Hochverrates und Aufforderung zum Aufstand entzog er sich durch die Flucht. Kleinmann aus Stuttgart scheint sich anfänglich an Personen verschiedener Parteifärbung, auch in Basel, herangemacht zu haben, um sich schließlich speziell bei Guzmiller in Gunst zu setzen, mit dem er gemeinsam den Entwurf eines Pressegesetzes bearbeitete. Mit gelegentlichen Aufträgen der Regierung wurden alle drei Genannten bedacht, nachdem Hug, der ursprünglich die Prozesse der Regierung geführt hatte, zur Volksblattpartei übergegangen war.

Wenden wir uns nun den offiziellen Beziehungen zwischen Behörden und Presse zu.

„Die Pressfreiheit ist eine natürliche Folge des Rechtes, das jeder hat, Unterricht zu erhalten“, hatte es in der helvetischen Verfassung geheißen. Die nachfolgenden Verfassungen waren bekanntlich in den Zugeständnissen gegenüber der Presse wieder zurückhaltender. Die erste kantonale Verfassung von Baselland (1832) konnte natürlich eine Garantie der Pressfreiheit nicht vermissen. Art. 9 lautet: „Die Freiheit der Presse und der Meinungsäußerung ist gewährleistet; das Gesetz bestraft den Mißbrauch.“ Daß die Pressfreiheit aber auch im radikalen oder doch wenigstens liberalen Staat gewisse Grenzen hat, mußte „der Freie Baselbieter“ schon im Jahr 1834 erfahren. Unter dem Titel „Curiose Sachen“ waren einige Einzelheiten aus der Staatsrechnung des Jahres 1832 publiziert mit Glossen, die der Rassenführung

kein glänzendes Zeugnis ausstellten. Der Regierungsrat klagte Pfarrer Walser wegen Ehrbeleidigung ein. Walser wurde vor letzter Instanz freigesprochen aus dem formellen Grund, weil eine Behörde als solche keine Ehre habe, und somit der Begriff der Ehrverletzung gegenüber einer Behörde dahinfalle. Mit dem Regierungsrat, der keine Ehre habe, wurde in der Folge viel Spott getrieben, und Beleidigte waren zukünftig so vorsichtig, die Angriffe auf ihre Person abzuwarten, bis sie klagten. An Gelegenheiten fehlte es nicht; etwa einen Prozeß hatte Walser fortwährend; aber auch seine gemäßigten Gegner blieben davon nicht verschont.

Nicht gegen alles, was der üppige Gebrauch der Pressfreiheit zutage förderte, ließ sich ein Prozeß anstreben. Mit Besorgnis sahen die Liberalen, welche Schlüsse man jenseits der Kantonsgrenzen aus dem lebhaften Zeitungsschreiben im Baselpbiet zog. Die Artikel des Volksblattes wurden als Beweis für eine in Baselland herrschende Anarchie angesehen und machten ihren Weg bis nach Berlin und Petersburg. In der reaktionären Presse des Auslandes wurde Baselland als abschreckendes Beispiel vorgeführt und an ihm die schädlichen Folgen der radikalen Ideen nachgewiesen. Und schweizerische Zeitungen, die ihre Leser amüsieren wollten, benützten den basellandschaftlichen Landrat als Zielscheibe ihres Spottes; sie glaubten sich in der feuilletonistischen Ausschmückung der Landratsverhandlungen keinen Zwang auferlegen zu müssen, wo doch ihr Kollege vom Volksblatt es auch nicht tat. In der Märzsession des Jahres 1837 verlas Landrat Leutenegger unter großer Entrüstung seiner Kollegen einen Artikel aus dem Schweiz. Republikaner. Dem General Buser wird vorgerechnet, er habe zwischen zwei Reden einige Maß Wein, etliche Pfund Würst und Käse zu sich genommen. Dann heißt es: Uebrigens zeichneten sich noch mehrere andere Redner bei dieser Diskussion durch ihre Weisheit aus, und wahrlich ein Land, das mit solchen Gesetzgebern vom Himmel beschenkt ist, das liegt viele Klaster

tief an der unheilbarsten Grippe darnieder, deren charakteristische Merkmale bekanntlich ein blöder Kopf und lahme Glieder sind. So kutschiert der Landrat in allen Dingen immer mehr auf dem Holzweg ins Dicht und Dunkel hinein, bis er zuletzt weder vor- noch rückwärts kann. Darum wäre es weit besser, er würde sich in Zeiten einem andern Ranton einverleiben. Es tut's halt nimmermehr." Leutenegger, der selbst auch etwas in diesem Artikel abbekommen hatte, beantragte, über den Verfasser eine Untersuchung anzustellen, damit man ihn zur Verantwortung und Strafe ziehen könne. Mit 20 gegen 12 Stimmen wurde der Gegenstand an die Regierung zur Begutachtung gewiesen. Dieser außerkantonale Preßerguß bot aber zugleich eine willkommene Gelegenheit, um die Presse im eigenen Ranton Raison zu lehren. Gutwiller verlangte die Entwerfung eines Preßgesetzes. Mit 23 gegen 3 Stimmen wurde seinem Antrag zugestimmt; auch Frey gab seine Einwilligung zu einem liberalen Preßgesetz; in den neuerlichen Beschimpfungen erblickte er mehr nur eine Folge der früheren übertriebenen Belobigungen.

In der 2. kantonalen Verfassung, der des Jahres 1838, lautete alsdann, beeinflusst von diesen Erörterungen, der Presseparagraph wie folgt: „Die Freiheit der Presse ist gewährleistet; ein beförderlichst zu erlassendes Gesetz bestraft den Mißbrauch.“

Im Jahr 1839 erschien der regierungsrätliche Entwurf eines Preßgesetzes, ausgearbeitet von Stephan Gutwiller und Advokat Kleinmann und überprüft und modifiziert von Advokat Julius Ischoffe. Liberal, wie es Frey gewünscht hatte, ist es nicht ausgefallen, und das Volksblatt verurteilte den Entwurf in Grund und Boden, unter Zuhilfenahme einer Reihe schweizerischer Preßstimmen. Der drückendste Artikel war in den allgemeinen Bedingungen enthalten (§ 4):

„Wer eine Zeitung . . . ausgeben will, muß haus-

häßlich im Kanton niedergelassen sein und in bürgerlichen Rechten und Ehren stehen. Ferner hat er, als verantwortlicher Redaktor oder Herausgeber, in barem Geld oder guten Schuldtiteln eine Realkaution von 1200 Schweizerfranken auf der Staatskasse zu hinterlegen, — und wenn infolge Urteils auf solche gegriffen worden, selbige innert 8 Tagen wieder zu ergänzen."

Für Preßvergehen sah der Entwurf folgende Strafen vor:

Aufforderung oder Anreizung zur Verübung von Verbrechen: Gefängnis von 8 Tagen bis 12 Monaten und Geldstrafe von 8—400 Fr.

Aufforderung zu Vergehen 4 Tage bis 6 Monate, 4—200 Fr.

Spott, Hohn und Schmähungen über Gegenstände der religiösen Verehrung 4 Tage bis 6 Monate, 20—400 Fr., ebensoviel für Verletzung der öffentlichen Moral und der guten Sitten.

Verleumdungen einer öffentlichen Behörde 14 Tage bis 12 Monate und 50—500 Fr.

Verleumdungen von Beamten 6 Tage bis 6 Monate, 30—300 Fr.

Verleumdung von Privatpersonen 4 Tage bis 4 Monate, 20—200 Fr.

Injurien erleiden die Hälfte der auf Verleumdung gesetzten Strafen.

§ 18 sagt: Wer Thatfachen oder Handlungen, welche dem häuslichen oder innern Privatleben eines andern angehören, der Oeffentlichkeit übergibt, auch wenn darin weder Verleumdung noch Injurie enthalten ist, wird mit Gefängnis von 4 Tagen bis 1 Monat und einer Geldsumme von 10 bis 100 Schweizerfranken bestraft. Beide Strafen können auch einzeln verhängt werden.

Nur hier ist also von Gefängnis oder Geldbuße die Rede, vorher heißt es überall: Gefängnis und Geldbuße.

Im Wiederholungsfall muß mindestens die Hälfte des Strafmaximums ausgesprochen werden.

Haftbar ist der Verfasser, oder, wenn nicht überweisbar oder belangbar, nacheinander der Herausgeber, der Verleger, der Drucker, der Verbreiter. Für Bußen und Entschädigungen haften diese Personen in subsidiärer, für die Prozeßkosten in solidarischer Verbindlichkeit.

Der Abschnitt über die Verantwortlichkeit enthält den Berichtigungszwang, bei einer Buße von Fr. 20.—. Der Wahrheitsbeweis ist mit einigen spezifizierten Ausnahmen nicht zulässig.

Bald nach der Veröffentlichung dieses Entwurfes, der 39 Artikel zählt, brachte das Volksblatt eine Gegenvorlage des Advokaten Barth in 6 Paragraphen. Diese unterscheiden sich von dem regierungsrätlichen Entwurf dadurch, daß sie sich einfach an die bestehenden Gesetze über Injurien usw. anschließen und ihre Anwendung auf die Mittheilung der Gedanken durch die Presse nachweisen.

Vom Preßgesetz erfahren wir aber erst im März 1842 wieder etwas. Der Landrat beschloß ohne Diskussion, den Gegenstand aus Abschied und Traktanden fallen zu lassen. Eine Begründung dieser Schlußnahme findet sich nirgends. Wir gehen kaum fehl, wenn wir die ungünstige Beurteilung des Gesetzes durch außerkantonale Gefinnungsgenossen als Todesursache des Preßgesetzes annehmen. Uebrigens sind die Fälle nicht selten, wo Vorlagen, die in einem Momente des gesetzgeberischen Eifers entstanden, stillschweigend beiseite gelegt wurden.

Mittel und Wege, gegen mißliebige Zeitungsäußerungen aufzutreten, fand der Regierungsrat auch ohne Gesetz. Eine sehr treffende Antwort auf eine Klage gegen die Basler Nationalzeitung mußte sich die Behörde im Jahr 1844 gefallen lassen. Sie enthält einen Vorwurf, der nicht nur für jenen Spezialfall Geltung hat. Ein Liestaler hatte an den Verhandlungen des Landrats über die Ausscheidung der

Spitalwaldungen Kritik geübt in einem Artikel der Nationalzeitung. Der Redaktor der Nationalzeitung, Dr. Brenner, schrieb an die Landeskanzlei als Antwort auf deren Reklamation: „Uebrigens kann ich nur bedauern, wenn der hohe Landrat in dieser Beziehung so zarte und reizbare Nerven hat . . . Auch hätte ich nicht geglaubt, daß man im Kanton Baselland, welcher der freien Presse vieles, ja sogar vielleicht seine Existenz zu danken hat, mißliebige Zeitungsartikel mit Prozeßprozeduren verfolge, besonders wenn jene von wohlmeinender liberaler Seite herrühren.“

Landschreiber Banga empfand die Berechtigung dieser Vorwürfe und schlug dem Regierungsrat vor: „Es sei hievon Anlaß zu nehmen, dem Landrat vorzustellen, wieviele Mißstände seine neulichen Beschlüsse betreffend die Injurien gegen Behörden nach sich ziehen.“ Eine fastnächtliche Verurteilung des Landrats hatte nämlich kurz vorher eine hochobrigkeitliche Mißbilligung im Plenum des Rates verursacht.

Der Gesamteindruck über das Verhältnis zwischen Behörden und Zeitungen läßt sich dahin zusammenfassen, daß sich die Führer der leitenden Richtung zu viel über den ja oft unkultivierten Ton der Presse aufregten und zu wenig auf den Kern der Kritik Rücksicht nahmen. Ihre eigenen Blätter konnten sich der mildereren Sprache bedienen, wie dies die beati possidentes in der Politik zu allen Zeiten konnten.

Nach Gaspard Balette müßte eine geschichtliche Betrachtung über die Presse ausscheiden, bis zu welchem Punkt die Zeitungen den Strom der Ideen selbst geschaffen haben oder diesem nur gefolgt sind, bis zu welchem Punkt sie die öffentliche Meinung oder die eines Teils der Bevölkerung selbst bestimmt oder nur zum Ausdruck gebracht haben. Trotzdem Bedenken am Platz sind, ob sich eine solche ziemlich akademische Frage auf einen räumlichen und zeitlichen Ausschnitt der Presse anwenden lasse, möchten wir nicht ganz um die Beantwortung herumgehen.

Als der neugeschaffene Kanton Baselland einer Presse bedurfte, war das Programm der mit „Regeneration“ bezeichneten Zeitströmung für ihn bereits verwirklicht. Hingegen hatte das im Grund konservative Baselbieter Volk nicht wenig Mühe, sich in den neuentworfenen demokratischen Rechtsgütern zurechtzufinden. Schwerer, als es gewesen war, den Staat Baselland zu gründen, war es, ihn durch ungezählte innere Schwierigkeiten hindurchzureißen. So ungeschliffen der Dialog zwischen den Blättern herauskam, er stellte nach und nach den Kontakt zwischen Volk und Staat her. Die eine Richtung betonte vornehmlich die Autorität, die andere die Verantwortlichkeit der Behörden, und sobald beide gesichert waren, durfte auch die Existenz des Kantons als gefestigt gelten. Diese Arbeit nahm rund ein Jahrzehnt in Anspruch und bedingte unter anderm ein rücksichtsloses Niederkämpfen aller Versuche, den Wiederanschluß an Basel in Erwägung zu ziehen. Bestimmend wirkte alsdann die Presse auf die öffentliche Meinung, als sie diese für die eidgenössischen Fragen interessierte und der Bundesrevision zum Durchbruch verhalf. Ein Zug ist charakteristisch für die Art, wie die Zeitungen von Baselland die öffentliche Meinung geleitet haben. Sie brachten es nicht fertig, das Volk zwischen einer Idee und ihren Trägern und Förderern unterscheiden zu lehren, und sie haben sich damit im Dienst für das Gesamtwohl selbst um manchen Erfolg gebracht.

Wenn wir zum Schluß nach dem Wert fragen, der den Zeitungen von Baselland als historischen Zeugen beizumessen ist, so dürfen wir denen nicht trauen, die ihre Blätter ein Spiegelbild des Volkes nennen. Dafür haben zu wenige mit dem Volk wirklich verwachsene und zu viele von auswärts stammende Leute die Feder geführt. Als waschechte Ründiger des Zeitgeistes hingegen dürfen wir die Journalisten gelten lassen, mit denen diese um die Nachsicht des Lesers bittenden Ausführungen bekannt gemacht haben.

Die Gegenreformation im baslerisch-bischöflichen Laufen.

II. Teil

Von Karl Gauß.

4. Erneuter Vorstoß des Bischofs. Die Absetzung Rupps.

Der Bischof brannte vor Begierde, das Werk, in welchem er nun volle fünf Jahre stille gestellt worden war, durchzuführen. Am 26. November 1587 gab er dem Schaffner zu Laufen Auftrag zu sehen, ob er nicht einen Stein finde zu einem Altar, und ihn zurüsten zu lassen, den Tisch samt den Stühlen hinauszutragen und dagegen die Kirche fein lustig zu putzen und zuzurüsten, damit, zu welcher Zeit es ihm gefalle, er alsbald die katholische Religion einführen könne.⁹²⁾ Blarer ließ indessen den Winter noch vorübergehen. In der Himmelfahrtswoche 1588 schritt er zur Tat. Er berief Ausschüsse von Laufen und den Dörfern des Amtes Zwingen nach Delsberg, eröffnete ihnen, daß er die katholische Religion aufzurichten nicht nur kraft seines landesherrlichen Berufs, sondern auch des Vertrags mit Basel befugt sei, und daß er die Absicht habe, die beiden Religionen in Zwingen und Laufen, bis der Allmächtige eine endliche Vergleichung herbeiführe, neben einander zu lassen, doch so, daß sich Evangelische und Katholische nicht schmähen dürften.⁹³⁾ Ein entsprechendes Mandat wurde in Laufen angeschlagen, aber von unbekannter Hand abgerissen. Am 18. Mai schrieb Blarer an den Abt von Gengenbach, er möge ihm zur Durchführung der Religionsänderung für ein halbes oder längstens ein ganzes Jahr den Pfarrer von

Gengenbach abtreten, der ihm von andern gerühmt worden war.⁹⁴⁾ Tags darauf beauftragte er den Vogt in Zwingen, den Altarstein in der Kirche von Laufen aufzurichten, und, damit es in der richtigen Weise geschehe, den Pfarrer Caspar von Pfeffingen zu rufen.⁹⁵⁾ Auf Pfingsten, wo viele zum Nachtmahl zu gehen pflegten, sollte der Abendmahlstisch aus der Kirche entfernt werden. Vorerst unterblieb es. Am 31. Mai erschien der Obervogt Jakob Christoph Schenk von Castel mit dem Maurer von Blauen, um die Vorbereitung zur Aufstellung des Altars zu treffen.⁹⁶⁾ Am selben Tage ließ der Bischof durch den Vogt in Zwingen dem Pfarrer Tobias Rupp seine Stelle auf Johannistag künden.⁹⁷⁾ Rupp war im Jahre 1583 Jakob Guggler, der nach Läuferlingen berufen worden war, im Hauptpfarramte nachgefolgt. Als Diakon war Jakob Byn von den Stiftsherren von St. Peter gewählt worden. Die Gemeinde erkannte deutlich, was ihr bevorstand. Sie beschwerte sich beim Bischof und bat ihn, sie bei ihrem Glauben zu lassen. Auf den 7. Juni ließ der Bischof je zwei oder drei Vertreter vor sich kommen, damit sie sich wegen ihrer Bitte verantworteten.⁹⁸⁾ Allein die Gemeinde war nicht gewillt, sich ihren Glauben nehmen zu lassen. Sie drang in Tobias Rupp, zu bleiben. Der Pfarrer, der im Kirchendienste „abgemergelt und ergraut“ war und nach einem ruhigen Feierabend sich gesehnt hätte, hielt es für seine Pflicht, auf seinem Posten zu verharren. Gott und die christliche Gemeinde von Laufen zeigten ihm einen andern Weg als den, den er wünschte. Er mußte seinem Gewissen gehorchen. Er schrieb darum dem Bischof, daß er um Gottes, der Gemeinde und seines Gewissens willen Laufen nicht verlassen könne, obwohl er eigentlich allen denjenigen großen Dank wissen mußte, die ihm dazu halfen, „aufs baldigst aus dem Laufen- solt sagen Jammertal“ zu kommen.⁹⁹⁾ Der Bischof blieb bei seiner Kündigung. Er gestattete ihm noch einmal eine Frist von einem Monat, erklärte ihm aber, er würde ihn entlassen, auch wenn er nicht

gesonnen wäre, den Katholizismus einzuführen. Der Bischof war selbst gespannt darauf, wie die Lausener die Verfügung aufnahmen.¹⁰⁰⁾ In der Tat bekam der Bischof bald allerlei zu hören. Der Diakon Jakob Byn, ein noch junger Mann, gelegentlich etwas hitzig, konnte sich nicht enthalten, gegen die katholische Religion allerlei Ausfälle zu machen. Einmal „schenkelte“ er gegen die Kreuzgänge und die Fahnen. Am 7. Juli ließ er nach Schluß der Predigt, in welcher er sich nach dem Urteil des Vogts „ziemlich“ gehalten, wenn auch „ettlich maßen“ das Papsttum angeregt hatte, das evangelische Truklied singen: „Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort.“

Der Altarstein für Laufen lag zur Abfuhr bereit. Allein der Vogt von Zwingen mußte melden, „daß ein schelm daruff in den Steingruben gehofieret“ und sprach die Besorgnis aus, es würden, wenn er nicht bald in die Kirche geführt werde, Stücke abgeschlagen werden.¹⁰¹⁾ Die Schmiede weigerten sich, dem Steinhauer, der den Altarstein gemacht hatte, die Hämmer zu spizen, indem sie erklärten, sie wollten nicht zu der Abgötterei und dem Götzendienste helfen. Und wie die Alten so die Jungen. Des Peterhans Rinder sagten zu des Maurers Kindern: „Gözenfresser; man wird deinen Vater lehren, den Altarstein machen.“¹⁰²⁾ Blarer gab nun Weisung, den Altarstein in die Martinskirche zu führen und aufzustellen, die Schlüssel in Verwahrung zu nehmen, den Abendmahlstisch von seinem Orte zu rücken und außer der Kirche unzerschlagen und unverleht an einem ziemlichen Ort auf dem Kirchhofe liegen zu lassen.¹⁰³⁾ Als der Vogt bei einem Bürger Roß und Wagen verlangte, den Altarstein zu führen, machte der Sohn seinem Väter in der spitzigen Bemerkung Luft: „Wan der Herr Vogt den Wagen nehme, so sollte er auch Haus und Hof dazu nehmen.“ Der Vogt ließ ihn dafür gefangen setzen.¹⁰⁴⁾ Ebenso erging es Konrad Schaltenbrand, der sich äußerte: „Es werde nit recht zugehn, es ginge denn wie mit Mülhusen.“¹⁰⁵⁾ Der Bischof zog die Zügel

straffer an: Die Schmiede wurden angewiesen, gegen entsprechenden Lohn dem Maurer wieder das Werkzeug zu spitzen. Dem Altarschänder wurde nachgeforscht. Der Prädikant Byn wurde aufgefordert, sich des schmählichen verläumderischen Predigens und Singens, sonderlich des Lieds — der Bischof hatte ursprünglich „Schandlieds“ geschrieben — Erhalt uns, Herr! zu enthalten, unter Androhung der höchsten Strafe und Ungnade.¹⁰⁶⁾ Am 23. Juli erneuerte der Bischof sein Mandat, da in der Gemeinde mehr und mehr gescholten und die Mahnungen des Bischofs zur Ruhe, Frieden und Einigkeit in den Wind geschlagen wurden, und ließ es in Laufen wieder anschlagen. Es wurde, wie das letzte Mal, von unbekannter Hand abgerissen.¹⁰⁷⁾

Rupp hatte von Anfang an wenig Hoffnung gehabt, in Laufen bleiben zu können. Er hatte sich darum in Basel sofort um eine Wohnung umgesehen.¹⁰⁸⁾ Rupp schickte Peterhans Schaltenbrand und den Schneider Thomas Cueni mit einem Zettel zu seinem Tochtermann, einem Notar, nach Basel, gab ihnen auch zwei Gulden zur Zehrung mit. Der Notar schrieb an die Stiftsherren ein Bittschreiben. Die beiden Männer brachten sie persönlich Dr. Samuel Grynäus und Dr. Wolfgang Sattler und bekehrten Rupp als Nachfolger Byns. Am 15./25. Juli versammelte sich die Gemeinde der Ernte wegen, verhandelte aber auch die Abberufung Rupp's. Sie erklärte sich mit allen gegen drei Stimmen dafür, Rupp behalten zu wollen, wenn er dem Bischof genehm sei. Zwei Männer, Peterhans Schaltenbrand und Thomas Cueni, wurden nach Basel gesandt, um bei den Stiftsherren von St. Peter das Besuch zu stellen, Rupp an die Stelle Byns zu setzen.¹⁰⁹⁾ Rupp selbst hatte die Gemeinde auf diesen Gedanken gebracht. Er wandte sich nun selbst an den Antistes Grynäus und teilte ihm mit, er habe sich entschlossen, Laufen zu verlassen; allein die Gemeinde habe ihm nahegelegt, wenn er bleiben wolle, wolle sie Fleiß daran tun, ihn den Stiftsherren von St. Peter auf ihre Pfründe

zu empfehlen.¹¹⁰⁾ Schaltenbrand und Cueni holten Rupp zum Gange nach Basel ab. Rupp hatte Thomas Cueni einen Heuer an seinen Platz gestellt. Der Rat hatte den beiden Männern das Stadtsiegel mitgegeben. Bevor sie sich auf den Weg machten, aßen sie bei Rupp noch eine Suppe.¹¹¹⁾ Sie flogen im Schwanen in Basel ab. Als sie miteinander aßen, klopfte ihnen Rupp auf die Achsel: sie sollten nur handlich sein und ihm auf die Pfründe verhelfen, es werde ihnen bei ihrem Herrn nicht schaden.¹¹²⁾ Die beiden Männer ließen alsdann durch den Tochtermann Ruppss ein zweites Bittschreiben an die Stiftsherren verfassen, sie möchten Rupp an Stelle Byns setzen, siegelten es mit dem Stadtsiegel von Laufen und gaben es der Behörde ein. Die Stiftsherren traten auf den Gedanken ein. Sie hielten auch dafür, daß Jakob Byn Alters halb noch jung und etwas hüzig sei, er möchte sich etwa mit Worten vergehen und sich „fürthün wie vor etwan beschehen, besonder gegen einen der Religion halb im nit zustimmenden Priester unbehutßam erzeigen“.¹¹³⁾ Sie beriefen Byn ab und setzten Rupp an seine Stelle, berichteten an Reutner, bewilligten Rupp das Stiftshaus zur Wohnung und mahnten die beiden Prädikanten, sie sollten sich beide miteinander freundlich und brüderlich leiden, und vertrösteten Byn, ihn anderweitig anstellen zu wollen. Rupp siedelte sofort in die Helferwohnung über und fragte den Vogt von Zwingen an, ob er in Laufen und Zwingen predigen dürfe.¹¹⁴⁾ Allein die kluge Absicht, den ältern vorsichtigeren Rupp in Laufen zu lassen, war dem Bischof nicht gelegen, da ihm dadurch nur sein Vorgehen erschwert wurde. Der Vogt beschwerte sich erst bei den Stiftsherren und erhielt von ihnen Aufklärung über die Gründe der Wahl. Die Stiftsherren sprachen ihre Verwunderung darüber aus, daß Rupp verboten sein sollte, eine St. Peterspfund im Bistum anzunehmen.¹¹⁵⁾ Der Bischof beklagte sich nun beim Rat in Basel, daß Rupp sich wieder in Laufen aufhalte und die Stiftsherren gegen seinen Willen den Prädikanten, der sich

gegen ihn trotzig erzeige, auf die Helferstelle in Laufen setzen möchten, und sprach die Hoffnung aus, daß ihm nicht entgegen dem badischen Vertrage Rupp durch die Stiftsherren aufgedrungen werde.¹¹⁶⁾ Der Rat von Basel bezeugte dem Bischof, daß Rupp nicht aus Trotz und Ungehorsam in Laufen bleiben wolle, und ersuchte den Bischof, ihn zum Diaconat zuzulassen.¹¹⁷⁾ Allein der Bischof beharrte auf der Abberufung Rupps. Er wies den Hofmeister an, dafür zu sorgen, daß der Abzug stattfinde. Wenn Rupp sich auf Basel berufe, solle er ihm antworten, daß der Bischof sich mit Basel über die Angelegenheit vergleiche und sich deshalb mit ihm nicht einlasse.¹¹⁸⁾ Am 17. August verließ Rupp Laufen.¹¹⁹⁾

Peterhans Schaltenbrand und Thomas Cueni waren unterdessen in Haft gesetzt und wiederholt über ihre Schritte, die sie in Basel für Rupp unternommen hatten, ausgefragt worden. Aus Furcht vor der Strafe hatten sie die Sache so dargestellt, als ob Rupp sie genötigt hätte. Rupp aber hatte die beiden Männer nicht in Angelegenheit bringen wollen und deshalb zuerst bestritten, daß sie vor die Stiftsherren und den Rat in Basel geführt seien. Als dann aber die beiden Verhafteten selbst bestätigt hatten, daß sie sich mit den Basler Behörden eingelassen hätten, rüdte Rupp mit der Wahrheit heraus und bekannte dem bischöflichen Hofmeister, daß er vor ihm geleugnet habe, mit den beiden Männern vor den Stiftsherren und dem Rat in Basel gewesen zu sein. Er bat, die Gefangenen freizulassen.¹²⁰⁾ Schon vorher hatten die Gefangenen mit Tränen gebeten, sie der Ernte wegen aus der Haft zu entlassen und sie, wenn nötig, nach der Ernte wieder einzulegen.

Rupp wurde in Basel verdächtigt, man hätte ihm in Laufen „die Herberg abgekündet“. Er hatte sich indessen vom Räte in Laufen einen Abschiedsbrief geben lassen, mit welchem er „durch Gottes Gnad“ seinen Abgünstigen zum Lügner machte. Aber auch in Laufen wurde Rupp durch einen Bürger in offenen Wirtshäusern an seiner Ehre aufs höchste an-

getastet, andere Bürger beschuldigten ihn, daß er sie um ihre Ehre bringe. Rupp verlangte, daß sein Verleumder vor Gericht gezogen werde, daß man ihm die betreffenden Personen nenne, und erklärte sich bereit, wenn ihm die Bürger sicheres Geleit gäben, zu seiner Rechtfertigung nach Laufen zu kommen.¹²¹⁾

Schon im ersten Verhöre war an die Gefangenen die Frage gestellt worden, ob sie bei der Erbrechung der Kirche und der Zerstörung der Kirchenzierden mitgeholfen hätten oder etwas von den Tätern wüßten. Alle antworteten verneinend, Thomas Cueni mit Tränen in den Augen, daß man ihm so etwas zutraue.¹²²⁾ Bald darauf gab Blarer Weisung, die Gefangenen in einigen Punkten, die zur Entdeckung der Führer bei der Gemeinde auf der Rennenmatt dienlich sein möchten, weiter zu verhören.¹²³⁾ Auch der Ammann von Zwingen, Hans Hügli, sollte zur Aussage veranlaßt werden, wer doch die sieben jungen Gefellen gewesen seien, die mit Aldermanns Sohn dem Pfarrer von Delsberg den Eintritt in die Kirche verwehrt hätten.¹²⁴⁾ Es folgten verschiedene Verhöre, die zu weiteren Verhaftungen führten. Reutner kam endlich der Konspiration auf die Spur. Lienhard Schnell von Röschenz machte die ersten Angaben, aus welchen hervorging, daß der Ammann von Zwingen, Hans Hügli, und der Meyer von Laufen, Bartli Frei, die Führer der Bewegung gewesen waren. Am 14. August wurden Hans Hügli, der Ammann, Conrad Scherrer von Zwingen und Lienhard Schnell verhaftet. Wieder wurde ein Verhör abgehalten. Der Meyer Frey wurde zur Rede gestellt, weil er Tags zuvor dem Prädikanten ein Schreiben gegeben. Frey gab es zu. Er betonte, daß der Prädikant es verlangt und versprochen habe, solches still zu halten. Er habe sein Wort nicht gehalten. Frey schalt ihn einen „Bub und Schelm“.¹²⁵⁾ Der Sohn des Meyers äußerte: „Wenn die von Basel nit gewesen, so were es nimmer mehr dahin kommen; sie haben

den halsstarrig allein von innen gehabt.“ Der Bischof wollte weitere Auskunft. Er gab dem Hofmeister Weisung, Schaltenbrand, Cueni, Hügler und Conrad Scherrer weiter auszufragen, unter Androhung längerer Gefangenschaft, aber auch der Zusicherung, daß, wenn sie ihren Frevel bereuen und dem Bischof gehorsam sein wollten, er ihnen alle Gnade, Nachlaß und Beförderung erzeigen wolle. Wenn sie ein Geständnis ablegten, sollten sie entlassen werden.¹²⁶⁾ Am 16. August wurde Schaltenbrand gegen Urfehde entlassen. Er mußte 60 R und die Turmkosten bezahlen, weil er geholfen hatte, Rupp an die Pfrund zu bringen und an der Rennmattgemeinde teilgenommen hatte.¹²⁷⁾ Thomas Cueni, der „etwas blöd und schwach in der Gefangenschaft“ geworden war, wurde am 17. August von seinen Verwandten losgebeten und gegen Kaution in Freiheit gesetzt.¹²⁸⁾ Am selben Tage baten der Meyer und Rat von Laufen den Bischof, er möge ihnen die Verschwörung mit Basel, desgleichen ihren Versuch, Rupp zu behalten, verzeihen. Sie bekannten, daran „gräßlich unrecht“ getan zu haben. Niemand anders sei schuld daran als allein der Präbiter Rupp.¹²⁹⁾

Gleichwohl wurde der Meyer Frey, als er am 19. August zur Jahresrechnung nach Pruntrut reiste, gefangen gesetzt. Ebenso Anton Karrer, der Amtmeyer von Zwingen. Die Verwandten baten um ihre Freilassung.¹³⁰⁾

5. Die Jesuiten in Laufen an der Arbeit.

Durch die zahlreichen Verhaftungen und die noch zahlreicheren scharfen Verhöre war die Gemeinde so bearbeitet worden, daß der Bischof die Verhältnisse für reif hielt, den katholischen Glauben einzuführen. Das Jesuitenkollegium in Luzern stellte ihm auf Verwendung des Nuntius Oktavio Paravicini beim Papst Sixtus V. und dieses beim Provinzial Ferdinand Ulber für einen Monat den Pater Jodocus

Ittäus aus Trier zur Verfügung, einen Mann, „ausgezeichnet durch den Glauben und das besondere Geschick, den Glauben herzustellen“.¹³¹⁾ Er kam Ende August 1588 nach Laufen. Er nahm beim Vogt in Zwingen Quartier. Ittäus hatte, seit er vor 18 Jahren als Knabe in den Jesuitenorden eingetreten war, sich in die Regel eingelebt. Er wußte, wenn der Befehl gegeben wird: Bleibe, so muß man bleiben, wenn's heißt: Komme, so muß man kommen. Aber er war doch nicht so sehr aus den natürlichen Banden der Familie losgelöst, daß die Liebe zu seiner Mutter in ihm erkaltet wäre. Er hatte beim Eintritt in den Orden seine Mutter als Witwe in der Welt zurückgelassen, aber in Verhältnissen, in denen sie seiner Unterstützung nicht bedurfte; als sie nun aber in Not geraten war und infolge von Altersschwäche sich selbst nicht durchbringen konnte, bat er den Bischof für sie um eine Unterstützung.¹³²⁾

Ittäus machte sich sofort an die Arbeit. Nach acht Tagen hatte er schon etwa sechzig Personen gewonnen. Am Sonntag den 8. September, dem Tage Mariä Geburt, erschien der Bischof selbst in Laufen. Er redete zuvor mit den Leuten. Ueber alle Hoffnung und Erwartung kamen einige Hundert Leute beiderlei Geschlechts in die Kirche. Pater Ittäus hielt eine gewaltige, beredte Predigt, der Bischof selbst las die Messe. Die Gemeinde hörte nicht nur mit größter Aufmerksamkeit der Predigt zu, sondern blieb auch während der Messe von Anfang bis zum Schlusse ruhig. Bei diesem verheißungsvollen Anfang bedauerte Blarer, daß Ittäus Laufen so bald verlassen sollte. Er schrieb zwar an den Abt von Gengenbach, er möchte ihm auf den 2. Oktober den Pfarrer schicken, forderte aber auch den Rektor des Jesuitenkollegiums Jakob Crusius auf, ihm vor der Rückkehr des Ittäus einen andern gutgesinnten Mann zu schicken. Crusius stellte einen Kapuziner in Aussicht. Blarer aber hatte Bedenken, daß Ittäus, der durch seine erste Predigt so wunderbar gefallen habe, seine Tätigkeit abbrechen

sollte, und fürchtete, daß der Kapuziner, der der deutschen Sprache nicht völlig mächtig war, den Laufenern schwerlich genügen könne. Auf Anregung des Nuntius und unter Zustimmung des Schultheißen Pfyffer und des ganzen Rates von Luzern überließ der Rektor des Kollegiums den begährten Mann dem Bischof bis Weihnachten.¹³³)

Ittäus hatte vom Nuntius bei seinem Weggange in Luzern die Zusage erhalten, er werde ihm alle mögliche Vollmacht geben. Er hatte darum geglaubt, daß er alle Funktionen eines Pfarrgeistlichen werde ausüben können. Aber bis dahin war alles noch in der Schwebe geblieben. Der Pater bedauerte, daß das Volk dem Rufe Gottes nicht das erwünschte Gehör schenke. Am 18. September konnte er zwar berichten, daß er seit dem Weggange des Bischofs schon viermal gepredigt habe, am Mittwoch den 11. September einmal, am folgenden Mittwoch zweimal in Laufen und am Freitag den 13. September in Liesberg. Hier erschienen die Bauern in großer Zahl. Nach der Predigt forderte er sie auf, sich zu erklären, ob und an welchem Tage sie in Zukunft katholische Predigt haben wollten. Sie versprachen auf den folgenden Freitag Antwort geben zu wollen.

Ittäus hoffte das Beste, er rühmte auch die Hilfe, die er beim Vogte fand; aber er fürchtete auch den störenden Einfluß Byns. Er hatte beobachtet, daß der Prädikant einige Leute besucht und ihnen zugesprochen hatte. Er bezeichnete zwar Byn als einen ungelehrten Menschen, der in seinen Predigten did auftrage, aber der kühn und wortreich mehr in seelforgerlichen Gesprächen als durch die Predigt wirke. Es war ihm nicht zweifelhaft, daß er mehr Zuhörer hätte, wenn der Prädikant nicht in der Stadt wäre. Er erwartete auch größeren Erfolg, wenn ein Priester da wäre, der an den Sonntagen in den Dörfern predigte und in der Woche, wo er selbst in die Dörfer ausreise, zu Hause bliebe. Am 18. September hatte Ittäus mit der Besprechung des

Messopfers begonnen. Am Tage darauf siedelte er ins Pfarrhaus in der Stadt über.¹³⁴⁾

Der Bischof kam den Wünschen des Jesuiten in vollem Umfange entgegen. Er gab ihm alle Vollmachten eines Pfarrgeistlichen, stellte ihm als Helfer den Priester David Scheller an die Seite und untersagte Byn alle Privatversammlungen, alle seelsorgerlichen Besuche, auch alle Predigt außerhalb des Städtchens und ließ ihn wissen, daß, wenn er bei seinen Predigten die Grenzen der Bescheidenheit überschreite, er Strafe zu gewärtigen habe. Dem Jesuitenpater legte er nahe, in Laufen mit Maß vorzugehen, sprach aber auch seine Freude aus über den großen Erfolg, daß innerhalb acht Tagen schon 50 bis 60 Leute gewonnen worden seien und ohne Störung die katholische Religion ausgeübt werden könne.¹³⁵⁾

In Laufen nahm indessen die bisher verhaltene Erregung zu. Vier von den Leuten, die damals dem Priester von Delsberg den Eintritt in die Kirche verwehrt hatten, unter ihnen der Sohn des Meyers, Hans Frey, wurden verhaftet. Es wurde aber nichts aus ihm herausgebracht. Um loszukommen, erklärte er, er wollte gerne zur Messe und Predigt gehen, wenn nur die andern alle auch gingen. Er wünschte, „daß der Teufel den Predicanten auch hin hette, denn es wer vil besser, man thet ihn auch hinweg, und were nur ein kilschen vnd ein Religion“. Er wurde mit den andern drei Gefangenen am 24. September entlassen.¹³⁶⁾ Es gingen Leute nach Basel, welche über die Ereignisse berichteten. Basel hatte schon früher an der Tagsatzung sich beschwert, daß der Bischof entgegen dem Vertrage von Baden Laufen durch ein Mandat geboten habe, daß die, welche nicht katholisch werden wollten, Haus und Hof verlassen müßten. Die Mitteilung entsprach nicht dem Wortlaut des Mandates, wohl aber der Befürchtung und Erregung, welche es hervorgerufen hatte. Auch jetzt vergrößerte der Ingrimme über das Vorgehen des Bischofs die Berichterstattung der Laufener. Sie erzählten in Basel, daß Ittäus sie Reher, ihren Glauben keherisch ge-

scholten und die Fürsten Bettler genannt und andere unbescheidene Worte gebraucht habe. Die Mitteilungen gaben dem Räte Veranlassung, vom Bischof eine Antwort wegen der Absetzung Rupps zu verlangen. Er machte geltend, daß sie im Widerspruch mit dem badischen Vertrage stehe.¹³⁷⁾ Ittäus versicherte den Fürsten, daß er sich hüten werde, wie er es bisher getan habe, solche Schmähungen und dieses unfreundliche Wort Reher auszusprechen, denn er wisse, daß das nichts nütze. Er werde sich auch bei nächster Gelegenheit in Gegenwart des Rates und des Prädikanten rechtfertigen. Der Jesuit erschien bald darauf vor dem Rat von Laufen und beklagte sich über Byn, daß er ihm vorgeworfen habe, er habe den evangelischen Glauben verkehrt, daß er, der Prädikant, die heilige Schrift falsch zitiert habe und daß er den Katholischen viele Dinge zulege. Er antwortete auf den ersten Punkt: „Der Luther habe etliche Stück seines Glaubens von den alten Rehern entlenet, etliche selber erdacht oder auf seinem kopf gesponnen; etliche aber von den altgläubigen genommen.“ Byn wollte das nicht zugeben: „man werde das auf den ehrlichen man Luther nit können bringen.“ Der Jesuit erwiderte: „er solle gemacht thun, ich wölle solches, das ich geredt, bezeugen.“ Ittäus trat dann auf der Kanzel den Beweis an. Der Bischof gab darum Basel zur Antwort, daß er mit der Entfernung Rupps nur von seinem guten Rechte Gebrauch gemacht habe, beruhigte auch den Pater, daß er aus der Klage Basels sich nichts machen solle. Dem Vogt von Zwingen gab er Auftrag, den Meyer bei seinen Ehren und Eid zu fragen, ob er etwas wisse, daß einige Laufener in Basel gewesen seien.¹³⁸⁾

Die Liesberger hatten sich ausbesonnen. Am folgenden Sonntag nach der Predigt gaben sie ihren Bescheid in einer Weise, daß der Pater über ihre wahre Meinung nicht außer allem Zweifel war. Er meinte ihre Zustimmung herauszuhören, daß an den Sonn- und Freitagen wenigstens abwechselungsweise ein katholischer Prieffer zu ihnen hinaus-

komme, predige und Messe halte, wenn sie zur Teilnahme nicht gezwungen würden; sie schienen ihm auch durchblicken zu lassen, daß sie den Prädikanten nicht erwarteten. So entschloß er sich, am Donnerstag Liesberg zu bedienen, am Sonntag den Helfer, David Scheller, der vom Bischof ernannt worden war, hinauszuschicken. Jedenfalls war es eine erzwungene Antwort; denn die Liesberger hatten den Vogt gefragt, ob man sie zwingen wolle, zur Messe zu gehen, worauf der Vogt geantwortet hatte: Nein; allein er wolle von ihnen wissen, ob sie dem Fürsten gehorsam sein wollten. Immerhin hoffte der Vogt, daß, wenn man gemacht tue, die Sache auf guten Wegen stehe.

Auf den letzten September wurde vom Vogt und Pater ein Besuch in B l a u e n in Aussicht genommen, um zu sehen, wie sich die Leute dort anließen.¹³⁹⁾ Er konnte bald über weitere Fortschritte berichten. In L i e s b e r g hatte Ittäus über den englischen Gruß gepredigt; es wurde seitdem wieder auf katholische Weise geläutet. Ohne Anstand übergab man ihm auch den noch vorhandenen Kelch. In B l a u e n fand er bei der ersten Predigt Gehör. Die Gemeinde gab ihre Zustimmung dazu, daß in Zukunft jeden Sonntag katholische Predigt stattfinde, daß der evangelische Abendmahlstisch abgetan und ein Altar aufgerichtet werde. Nach der ersten Predigt in D i t t i n g e n wurde Pater Jodocus der Wunsch geäußert, er möge jeden Donnerstag zum Predigen kommen. Man stellte ihm auch drei Meßgewänder, zwei Alben, zwei Altartücher, ein Meßglöcklein und einen Kelch mit Patene, die in einem alten Häuschen in zwei Kisten hunt durcheinander gelegen hatten, zur Verfügung. Der Pater war mit seinem Erfolge zufrieden und hegte für die Zukunft die besten Hoffnungen. Er sah das Reich Gottes in nicht weiter Ferne mehr. Er war dabei der Ueberzeugung, daß der Erfolg nicht seinen Kräften, sondern den Gebeten anderer zu verdanken war. Bei seiner Arbeit befolgte er den Rat des Bischofs, erst die Summe des Evangeliums zu pre-

digen und dann durch eine ins Einzelne gehende Lehre das Gehörte zu befestigen. Als Ziel schwebte ihm vor, die Leute dahin zu bringen, daß sie freiwillig katholische Predigt zuließen und aus freien Stücken ihre Einwilligung gäben, daß Altäre errichtet und hergestellt würden. David Scheller unterstützte ihn und sparte keine Arbeit bei der Vorbereitung auf die Predigten.¹⁴⁰⁾

Ungleich schwieriger war die Arbeit in Laufen, so daß der Pater zwischen Furcht und Hoffnung schwebte. Er begegnete starkem Widerstande. Der Vogt setzte mit vermehrtem Druck ein. Er eröffnete dem Rat: Wer nicht katholisch sei, den werde man nicht in der Kirche oder auf dem Kirchhof von St. Martin begraben lassen. Denn dem Bischof sei die Pfarrkirche, den Evangelischen die Kapelle im Städtchen eingeräumt. Er ließ auch den Präbikanten vor den Rat kommen und stellte ihn wegen einiger Aeußerungen in der Predigt zur Rede, widerlegte, „überteuffelte“ ihn und überwies ihn mit seinen eigenen Büchern. Dann wandte er sich an den Rat: Jetzt sehen sie, wie sie verführt und falsch gelehrt worden seien.¹⁴¹⁾ Als Haupthindernis betrachtete der Pater die vielen Feiertage und das Fastengebot. Dem Gerücht, daß ein gelehrter Prediger nach Laufen geschickt werde, stand er mit ruhiger Sicherheit gegenüber. Er predigte so vollstimmlich als möglich über den Glauben, das Messopfer, das Weihwasser, die Oblationen bei der Messe, die Kerzen, das Kreuzeszeichen und über die Kirche. Er freute sich darüber, einige Ratsherren in der Kirche gesehen zu haben, daß nach der Predigt über das Kreuzschlagen die jüngere von zwei Schwestern, die als etwas hartnäckig galt, am Schluß der Predigt mit der linken Hand das Kreuz machte. Er sah das Morgenrot des neuen Tages, wenn einzelne Leute Rosenkränze und katholische Bücher begehrten oder wenn ein Ratsherr ihm erklärte, es müßte in der Stadt Schritt für Schritt vorgegangen werden und „er wolt, daß der teuffel die von Basel het“, er wünschte auch, daß der Fürst die Stadt zwingte.

Das alles ließ doch wieder die Hoffnung in ihm aufkommen, daß der Bischof bald kommen und die entheiligte Kirche bald wieder einweihen könne.¹⁴²⁾

Am 19. Oktober 1588 rief der Vogt von Zwingen die Gemeinden zusammen und legte ihnen die Frage vor, ob sie wieder zum katholischen Gottesdienste gehen wollten oder nicht. Die Bürger verlangten Bedenkzeit.¹⁴³⁾ Byn, der kurz zuvor den Rat von Basel gebeten hatte, er möge sich bei den Stiftsherren von St. Peter dafür verwenden, daß er bei seiner bisherigen Pfrund bleiben könne, ermahnte pflichtmäßig und im Bewußtsein seiner schweren Verantwortung zur Treue.¹⁴⁴⁾ Die Antwort fiel nicht befriedigend aus. Der Bischof gab darum seinem Schaffner Auftrag, alle die, welche nicht zur Messe gingen und dem Bischof noch Früchte oder Bußen schuldig waren, „biß ußs hinderst zur Bezahlung zu treiben und eben gar kein Mitleiden mehr mit ihnen zu haben“.¹⁴⁵⁾ Von der Maßregel wurde auch Byn betroffen, er sollte 10 Pfund bezahlen, die er dem Bischof verfallen war, weil er mit dem Müller Streit gehabt hatte und zwar darum, weil er in einer Predigt die Müller ermahnt hatte, „das sie nit zu tieff in die säch greiffen sollen, sondern sich an ihrem Lohn vernügen lassen“.¹⁴⁶⁾ Pater Jodocus hoffte, daß die Stadt baldigst in Ordnung kommen werde. Auf den Dörfern hatte die Arbeit Fortschritte gemacht. In Liesberg und Blauen hatte der katholische Gottesdienst schon seinen Anfang genommen. Am 23. Oktober wurde in Blauen die erste katholische Ehe eingesegnet. Am selben Tage machte der Vogt mit dem Pater auch den ersten Besuch in Rösschen. Weil keine Kirche vorhanden war, versammelte sich die Gemeinde in einem andern geräumigen Lokale. Nachdem der Pater den Grund des Erscheinens genannt hatte, hielt er eine kurze Ansprache über falschen und wahren Glauben und stellte zum Schlusse wie üblich die Frage, ob sie folgsame Schäflein sein, in der katholischen Religion unterrichtet werden wollten und ob er je den zweiten Sonntag zu ihnen hinaus-

kommen sollte. Er erhielt die Antwort, es sei nicht nötig, daß er sich zu ihnen bemühe, sie könnten nach Laufen kommen. „Gott Lob, der diese gute Gefinnung ihnen eingegeben hat“, ging es durch die Seele des Paters.

Noch ein Dorf war übrig geblieben, wo Ittäus noch keinen Befehrsversuch gemacht hatte, W a h l e n. Obwohl die Hartnäckigkeit deutlich zu spüren war, hoffte er doch, daß Gott auch dieses Dorf bald erweichen werde. Als der Pater nach Wahlen kam und die Leute zum Gehorsam aufforderte, wollten sie nichts davon wissen. Als einer der Begleiter des Jesuiten drohte, wenn sie Widerstand leisteten, würden sie einen ungnädigen Herrn haben, da rief ein Bauer dazwischen: „So müssen wir es leiden.“¹⁴⁷⁾

Bei solchen handgreiflichen Erfolgen war es dem Bischof höchst unangenehm, daß der Jesuitenpater Laufen verlassen sollte, bevor er sein Werk zu Ende geführt hätte. Er bemühte sich zwar, bis Weihnachten einen ständigen Pfarrer zu finden, wandte sich in der Angelegenheit an den Jesuitenrektor in Luzern, empfahl dem Domkapitel den Pfarrer von Rorschach zur Wahl. Allein alle Bemühungen waren vergebens. Ende November eröffnete Pater Jodocus dem Fürsten, er sei von seinen Obern in Luzern aufgefordert worden, sich zur Heimkehr bereit zu halten. Er sprach sein Bedauern aus, daß er seine Kontroverspredigten deshalb nicht mehr zu Ende führen könne. Allein der Bischof wisse, daß die Stärke des Ordens im unbedingten Gehorsam liege. Der Bischof wandte sich nun an den Nuntius mit der Bitte, beim Rektor vorstellig zu werden, daß er den Pater noch länger in Laufen lasse. Er erhielt bald die Zusage, daß Ittäus bis Ostern bleiben dürfe.¹⁴⁸⁾

Ittäus hatte unterdessen in seinen Predigten sich über die Strafen, das Läuten der Gloden, das Bild des Gekreuzigten, die Verehrung der Heiligen, die Feste, die Verehrung der Jungfrau, die Wallfahrten verbreitet und setzte seine Belehrung fort, indem er nun den Bilderdienst, die Reliquien,

das Fegefeuer, die Ablässe, die heilige Schrift, den Papst, die Rechtfertigung und die Sakramente der Kirche behandelte. Eine Abwechslung brachten Predigten von Kapuzinern, die einmal zu zweien, ein andermal sogar zu vieren zur großen Freude des Bischofs nach Laufen kamen.¹⁴⁹⁾ Unnötige Härte suchte der Bischof zu vermeiden. Als die Wiederherstellung der Kirche in Frage kam, wurde auch darüber verhandelt, ob die Ketzer, die auf dem Kirchhofe begraben seien, ausgegraben werden müßten. Der Pater war der Meinung, daß es nicht geschehen sollte. Der Bischof äußerte sich schriftlich darüber nicht, machte indessen geltend, daß die Kirche nicht nur wieder eingerichtet, sondern von neuem geweiht werden müsse. Noch bezeichnender war die Stellungnahme des Bischofs in der Frage ketzerischer Paten. Den evangelischen Laufenern war untersagt, katholische Taufzeugen zu nehmen. Byn wies darum auch einen Paten zurück, der vom evangelischen Glauben abgefallen war. Wie sollte sich der Pater dazu stellen, wenn ein katholischer Vater einen reformierten Paten erwählte? Sollte er zugelassen, sollte er ausgeschlossen werden? Der Bischof, vom Pater angefragt, urteilte aus vielen wichtigen Ursachen, es sei nicht zu empfehlen, daß auf irgend eine Weise die Evangelischen vom Amt der Patenschaft zurückgestoßen würden.¹⁵⁰⁾

Die Wirkungen solchen Verhaltens traten immer deutlicher zutage. Zwar tat Byn, was er konnte, um seine Gemeinde beim evangelischen Glauben zu erhalten. Er antwortete in der Predigt auf die Belehrungen des Jesuiten. Er bewies gelegentlich an „alleiniger Autorität der Schrift“, gute Werke seien nicht allein nicht nötig, sondern auch schädlich zur Seligkeit, rechtfertigte die Verwerfung des Zölibats, der Reliquienverehrung, der sieben Sakramente. Er ließ mitunter auch ein scharfes Wort fallen. Einmal, so berichtet der Jesuit, habe er geschmäht: „ein sewhirt auff dem felbt könne eben also mehhalten wie wir priester.“ Ein anderes Mal äußerte er: „Der Bischof von Basel habe wol Gelt,

seine Kirchen wiederum aufzurichten, dieweil er also die vnderthanen schinde und schabe.“ Byn ging aber auch seinen Gemeindegliedern nach. „Sodann hat er“, berichtete Ittäus, „ein schendtlchs Buch wider die Altgläubigen ausgangen, das pflegt er in den Häusern, zu welchen er herumzieht, zu lesen, des sich auch die Zuhörer schemen zu hören.“ Byn vermochte es nicht zu hindern, daß seine Gemeinde sich immer mehr von ihm zurückzog. Der Rat besuchte die Predigten und Messen des Paters, ja erklärte sich bereit, dem Bischof gehorsam zu sein.¹⁵¹⁾ Da brach Byns Zorn los. Er ermahnte zur Treue und Standhaftigkeit, daß sie sich nicht von einem Wind der Lehre wie das Rohr im Weiher, wie Johannes der Täufer davon redet, wollten bewegen lassen, griff aber dann die Räte von Laufen an, daß sie abgefallen und Mameluden seien, ein Spottname, mit dem man erst die Anhänger Savoyens in Genf belegte, um auf ihre Unterwürfigkeit anzuspielden. Der Bischof begann zu hoffen, wenn schon die Bürgerschaft noch zurückhielt und in ihrer Mehrheit zum evangelischen Pfarrer hielt. Denn es war doch nicht so, wie ein Bauer damals sich äußerte, es stünde der Wiedereinführung des Katholizismus kein Hindernis im Wege. Wenn die vielen Feiertage nicht wären, zwölf würden sie schon annehmen.¹⁵²⁾ Aber gleichwohl war der Bischof so hoffnungsfroh, daß er die Wiederweihung der Kirche noch vor Weihnachten vorzunehmen gedacht hatte. Er mußte die Feier jedoch verschieben, da die Domherren als Patrone der Kirche dem Akte beizuwohnen wünschten, aber die in Aussicht genommene Zeit ihnen nicht gelegen war. Dagegen hatte er schon durch den Maler Georg Wannenwetsch von Basel, der ihm zur Hand war, zwölf Kreuze malen und auch das übrige vorbereiten lassen, und gab ihm auch den Auftrag, sieben „Vorbretter für die Altär“, das eine grün, das andere schwarz, das dritte braun und „in der Mitte den Namen I H S wie hie steht mit einem Kranz darum“ und 15 Fahnen auf die Brunnen zu Zwingen und

im Laufenamt mit dem Wappen des Bischofs zu malen. Der Bischof bat den Maler, sein Malerwerkzeug und, was dazu gehört, nach Laufen führen zu lassen, mit der Begründung, daß die Bretter etwas schwer und „nit wohl unversehr gyon Basel und wieder heraus geführt möchten werden“. Eine Begründung, die jedenfalls nicht alle Erwägungen des Bischofs wiedergab. Der Vogt zu Zwingen bat den Rat von Basel, Wannenwetsch die Erlaubnis zu geben, die angefangene Arbeit in Laufen vollenden zu dürfen.¹⁵³⁾ Der Basler Antistes Johann Jakob Grynäus erhielt aber von den Aufträgen, die Wannenwetsch und andere Handwerker vom Bischof erhalten hatten, Mitteilung und ersuchte einen der Deputaten, wenn die ärgerliche Tatsache, daß etliche Bürger um schönen Gelds und Gewinnes willen dem Bischof allerlei Sachen, die zur Abgötterei dienen, machen, im Räte zur Sprache komme, sein Bedenken zu vermelden:

„Für das erst, das Gott im Himmel höchlich verlehrt vnnnd erzürntt würdtt, wenn die Ding so zur Abgötterj dienenn, als bilder gemäldtt taffelenn, fanen maßgewandtt vnnnd dergleichenn vonn denn unserenn vmb schönes gewyns willen gemacht werdenn.

Für das ander, das diselb dinng einander gentslich zewider seind thunnn namlich vnnsere gnedig Herrenn Für die gleubigenn Bischofflichenn vnnnderthonen Intercedierenn... damit sy zum Papsttumb nit gezwungen oder gedrungen werden; dargegenn aber vnnsere Burger solche Fürstliche Instrument vnnnd werckzeug zu ruffenn.

Für das drytt, daß die gleubigenn Inn des Byschoffs gebiet, so bißhar standthafft gebliebenn, sich höchlich ergerenn, die aber, so vom Glaubenn abgefallenn, des einn freudtt habenn, wenn sie sehenn, daß vnnsere Handtwerkslütt mitt gößenn, taffelenn, maßgewandenn vnnnd Anderenn zu abgötterj helffenn.

Für das vierdt, das die thumbherrenn Officiales vnnnd anndern geistlichenn die flüß vol lachenn, wenn sy also der vnnseren hilff und diennst jnn derglichenn abgöttischenn Sachenn sich gebrauchenn vnnnd mißbrauchenn.“¹⁵⁴⁾

Es ist kaum glaublich, daß die Obrigkeit Wannenwetsch die Erlaubnis gab, den Auftrag auszuführen.

6. Die Absetzung Byns, die Anstellung Sebastian Schmidts.

Der Bischof konnte mit solcher Entschlossenheit vorgehen, weil unterdessen die Vorsteher der Gemeinde sich gegen Byn gewandt hatten. Am 3. Dezember nämlich beschwerten sich der Meyer und die Räte von Laufen beim Bischof über Byn, daß er sie vor ungefähr drei Wochen an ihrer Ehre angetastet und sie Mameluden gescholten und das Mandat des Bischofs übertreten habe. Sie baten um Rat, wie sie sich dem Präbikanten gegenüber zu verhalten hätten.¹⁵⁵⁾ Der Bischof stellte das Schreiben Byn zur Beantwortung zu. Byn gab ohne weiteres zu, daß er die Gemeinde zur Treue angehalten habe; „denn ein lehrer soll nit nur ein gnadenprediger sein sondern auch ein straffprediger“. Er habe sie zur Standhaftigkeit ermahnt, daß sie sich nicht wie ein Rohr im Weiher, wie Johannes der Täufer sage, von einem Wind der Lehre bewegen ließen. Dann habe er fortgefahren, es wolle ihn schier bedünken, daß Etliche unter den Ratsherren gerne wollten hinken und die ersten sein, die wanken und schier also zu reden Peterthaler und Mameluden werden wollten. „Denn was ist ein Mamelud anders, als der sich seines Glaubens beschämnet und denselben verläugnet?“ Er habe das im Gehorsam gegen Gott getan, dessen armer Diener er sei. Er habe auch nicht die Katholiken gescholten, wie sie, die Evangelischen, als Ketzer gescholten worden seien. Denn wenn sie Ketzer wären, was stünde ihnen bevor? Der Tod. „Dan ein ketzer soll man verbrennen vnd ab der Welt thun.“¹⁵⁶⁾ Die

Antwort Byns wurde vom Bischof dem Meyer und Rat der Gemeinde vorgelegt. Der Jesuit Ittäus wandte sich in einem Schreiben an den Rat von Laufen. Er erinnerte sie an die Verteidigung gegenüber den Anklagen Byns, die er vor ihm geführt hatte, an das Verhalten Byns auf und unter der Kanzel, seine scharfen Ausfälle gegen die Priester und den Bischof und lieferte damit dem Räte Stoff zu seiner Antwort. Sein Streben ging aber noch höher: „Wan ich wünschen solte, so were dieß mein begeren (mit das ich dem predicanten etwas böses wölle oder ihn fürchte, den es werr mir lieb, das er gelehrter were vnd etwas mehr gestudieret hätte in der civilitas morum) das, so man ie einen predicanten viel haben, ein anderer von wegen des gemeinen nutzens an dieses stat gesetzt werde, welcher des friedens vnd einigkeit liebhaber were. Es were aber zum allerbesten, wan durch ewern fleiß mühe vnd arbeit die sach dahin gebracht möchte werden, das in ewer stat Lauffen einerley glauben, einerley predig, einerley gotsdienst, einerley sacrament vnd kirchliche brauch gefunden wurden, das die kinder glaubten was die eltern, die frow was der man, der knecht vnd die magdt was der meister vnd die frow, die vnderthanen was die oberkeit.“^{156a}) In geschickter Weise, welche deutlich erkennen läßt, daß sie die Waffen der Verteidigung aus fremdem Zeughaus sich geholt hatten, wie denn auch das Schriftstück aus der Vogtskanzlei von Zwingen stammt, stellten die Vorsteher der Gemeinde zunächst den fatalen Lapsus richtig, daß Byn ein Wort Jesu Johannes, dem Täufer, in den Mund legte: „Hier sollte er die heilige Schrift etwas fleißiger gelesen haben, denn nicht Johannes, der Täufer, sondern Christus solches geredet hat.“ Den Hieb mit den Mameluden gaben sie kräftig, aber doch ohne eigentlich zu treffen, zurück. „Da sollte er abermal ein wenig hinter sich gesinnet und seiner Voreltern ein wenig geschont haben, denn wenn das ein Mamelud wäre, wie er beschreibt, so würde und müßte daraus folgen, daß seine Voreltern Mameluden

gewesen und er von denselben herkomme. Denn seine Voreltern hätten sich ihres Glauben, nämlich des alten catholischen, in dem sie geboren, geschämt und denselben verleugnet; daraus abzunehmen, daß er, Prädikant, aus großem Unverstand und wider seinen Willen seine Voreltern und sich selbst Mameluden ausschreiet.“ Daß er sich bei der Verteidigung seiner Handlungsweise auf Gott berief, bezeichneten sie als großen Unverstand, ja als Gotteslästerung. Wenn sie weiter bemerkten, sie hätten dies vorausgeschickt, damit der Bischof merke, was sie für einen Prädikanten zu Laufen hätten, daß es Gott erbarmen möchte, der andere Leute sollte lehren, aber notwendiger wäre, daß er selber einen guten Schulmeister habe, der ihn besser unterwiese, so waren das Worte, die, wenn sie wirklich von den Gemeindevorstehern verfaßt worden wären, von einer nicht geringen Gemütsroheit Zeugnis ablegten, wenn sie aber von den Hauptgegnern herrühren, wie mit ziemlicher Sicherheit anzunehmen ist, äußerst plump lauten. Sie verwahrten sich sodann, daß sie Mameluden werden, den Glauben verleugnen wollten, vielmehr wollten sie erst recht Christen werden, und daß sie von der Wahrheit abgefallen seien. Sie wiesen auch darauf hin, daß der Prädikant von dem Jesuiten vor dem Obervogt zu Zwingen verklagt worden sei, weil er ihn verleumdet habe, als habe er den evangelischen Glauben verkehrt, weil Byn die Schrift fälschlich zitiert und dem Völklein vorgehalten habe, weil er die Stüde der alten Religion unrecht verstehe und seiner Gemeinde vorgebe, die Katholischen lehren dies oder jenes, dem aber nicht so sei. Der Jesuit habe den Prädikanten vor ihnen und auf der Kanzel widerlegt.

Zum Schlusse gaben die Vorsteher der Gemeinde der Ueberzeugung Ausdruck, daß in Laufen kein Friede und keine Ruhe sein werde, solange der Prädikant da sei. Sie baten darum, den Prädikanten zu beurlauben und keinen andern mehr anzustellen. Wenn die andern aber wieder einen Prädikanten begehrten, so wollten sie ihnen darin nicht hinderlich

sein. Es wäre aber das Beste, sie hätten alle e i n e n Glauben, e i n e Predigt, e i n e n Gottesdienst.¹⁵⁷⁾

Vyn wurde noch einmal Gelegenheit zu einem Schlusswort gegeben. Er gab zunächst unumwunden seinen Irrtum in bezug auf das biblische Zitat zu. Es sei menschlich zu irren. Er hatte nur wenig Zeit zur Antwort. Im übrigen aber weiß er sich mit seiner Ueberzeugung in Uebereinstimmung mit der Schrift. Wer den badischen Vertrag besser gehalten hat, er oder seine Gegner, ist ihm nicht zweifelhaft. „Man sol das predigtamt nit für ein zwingamt, sondern für ein lehr- und straffamt erkennen vnd halten.“ Er überließ es Gott, dem Allmächtigen, dem alles kund und offenbar ist, welche Partei doch am meisten mit der heiligen Schrift in Uebereinstimmung sich befände.¹⁵⁸⁾ Es war übrigens ganz gleichgültig, wie die Antwort ausfiel. Für den Bischof war es eine ausgemachte Sache. Vyn mußte in jedem Falle weichen.

Die Evangelischen in Laufen hatten sich in diesen bewegten Tagen klagend nach Basel gewandt. Sie hatten berichtet, daß der Bischof denen, die katholisch würden, die Geldstrafen nachlasse, wie den beiden Männern Peterhans Schaltenbrand und Thomas Cueni, die Rupp als Helfer begehrt hatten, daß er die Untertanen zur Messe zwänge, daß die Amtleute mit Gewalt drohten und dem Prädikanten verboten worden sei, in Blauen zu predigen, ja daß der Bischof in Aussicht gestellt habe, wenn Laufen in seinem Widerstande verharre, werde er die Tore und Ringmauern abbrechen und die Stadt zum Dorfe machen. Dr. Basilius Amerbach war um seine Ansicht ersucht worden. Er gab am 3. Dezember 1588 sein Bedenken dem Räte ein. Mit Herzeleid, so führte er aus, habe er gehört, wie der Bischof die Evangelischen behandelt habe; er zweifle nicht, der Bischof werde die Laufener und andere „mit guten süßen auch bösen und rauhen Worten sonst auch mit allerlei im mütlichen griffen und renken“ von dem Evangelium zu seiner Religion abwendig zu machen

nichts unterlassen. Er mahnte jedoch zur Vorsicht, um die Sache nicht zu verbittern; denn die Beschwerde scheine ihm Dinge zu enthalten, die nicht richtig seien. So sei nicht zu glauben, daß der Bischof zu seinem eigenen Schaden Laufen zum Dorfe machen werde. Auch sei nicht erwiesen, daß die Untertanen eigentlich zur Messe gezwungen werden. Auch besorge er, daß sich der Bischof zu entschuldigen wisse, „wan er etlichen so in die mess gönd, ir woluerdiente straf nachlaßt, von den andern aber, so bestendig bliben, die eruordert. Dan ob glich dises partheysch gnug gehandelt, mag er doch fürwenden, es stehe in seinem willen, eim etwas geschenken aber dem andern nichts geschenken oder nachgelossen.“ Er bezweifle auch, ob die Amtleute mit ihrem Drohen mehr getan hätten, als sonst auch etwa vorkomme. Wenn dem Prädikanten die Predigt in Blauen verboten worden sei und der Jesuit gegen den evangelischen Glauben Unbescheidenheit gebraucht habe, so sei das allerdings gegen den badischen Vertrag. Aber es müßte erst sicher erwiesen werden, daß es sich wirklich so verhalte. Im übrigen wäre gut, wenn die Untertanen sich zuerst beim Bischof beklagten und die rauen Worte der Bögte nicht allzu hoch nähmen. Am 7./17. Dezember ging ein Schreiben des Rates an den Bischof ab. Am 14./24. Dezember verwahrte sich der Bischof gegen die Vorwürfe der Stadt, als ob Untertanen oder Beamte der Religion wegen von ihm, seinen Amtleuten oder katholischen Priestern rauh behandelt, abgesetzt oder geschmäht worden seien.¹⁵⁹⁾

Der Bischof hatte indessen bereits seine Maßnahmen getroffen. Er wußte, daß Basel die Absicht hatte, an Stelle Byns, den man ja auch in Basel als zu jung und hüzig hielt, den bisherigen Pfarrer Bartholomäus Keller von Reinach, einen gelehrten Mann, nach Laufen zu schicken und die Stelle um 100 Pfund und etliche Früchte aus dem Augustinerkloster zu verbessern. Dem Bischof aber war dieser „spizfindige“ Prädikant nicht genehm. Er kam nun Basel zuvor und trat mit dem Schulmeister Sebastian Schmid von Weil im Ba-

dischen in Verbindung, einem Manne, der das Konkordienbuch unterzeichnet hatte und damit in Gegensatz zur Basler Kirche getreten war, der in Weil entlassen worden war, von dem der Bischof hoffte, daß er mit der Zeit katholisch werde.

Blarer hatte sich seinen Plan klug ausgedacht. Dem Domkapitel gegenüber wollte er Schmid als Nachfolger Rupps, den Stiftsherren von St. Peter gegenüber als Ersatz für Jakob Byn bezeichnen. Er erwog, daß, wenn ein evangelischer Pfarrer in Laufen sei, den Stiftsherren von St. Peter zugemutet werden dürfe, an Stelle Byns einen katholischen Priester zum Kaplan des Marienaltars zu befördern, daß die Basler es verstehen müßten, wenn er Jakob Byn, der sich so trotzig erwiesen habe, nicht behalten wollte, und daß er den Baslern, wenn sie ihm Pfarrer Keller aufdrängen wollten, „mit besten fuogen“ durch den Hinweis begegnen könne, daß bereits ein evangelischer Pfarrer angestellt sei. Der Bischof schritt zur Ausführung seines klug ausgedachten Planes und spielte mit Glanz sein Doppelspiel gegenüber dem Domkapitel und den Stiftsherren von St. Peter. Er forderte das Domkapitel auf, ihm Sebastian Schmid an Stelle Rupps zu präsentieren.¹⁶⁰⁾ Sebastian Schmid, der vom Bischof noch keine endgiltige Antwort erhalten hatte, besorgte, er möchte zwischen zwei Stühle niedersitzen. Er wandte sich darum an den Hofmeister Reutner in Pruntrut mit der Bitte, er möchte dafür sorgen, daß Byn bald entfernt und er, Schmid, investiert werde, um so mehr, als er die Stellen in Vinzen und Hochburg, die ihm angeboten worden seien, ausgeschlagen hätte.¹⁶¹⁾ Das Domkapitel gab Antwort. Es betonte, es hätte die Pfarrei zwar lieber mit einem katholischen Pfarrer besetzt. Es schiedte sich aber in die leidigen Zeiten, die solches erheischen, und konnte sich auch der Tatsache nicht verschließen, daß nach dem badischen Vertrag Prediger beider Konfessionen zugelassen werden müßten. Da der Bischof schon mit Schmid unterhandelt hätte, und da er „vnderm Schein der Pfarruersehung sich an-

statt des Helffers das neugläubig Predigamt zu Laufen versehen vnd sich mit derselben Kapellaney gefellen vernügen“ wollte, präsentierte das Domkapitel dem bischöflichen Vogte auf die Pfarrstelle zu Laufen, deren Kollatur ihm allein zustand, den Schulmeister von Weil, Sebastian Schmid.¹⁶²⁾ Blarer teilte dem Vogt von Zwingen die Wahl mit mit der Aufforderung, Byn sofort den Dienst abzukünden, ihm vierzehn Tage zum Abzug Zeit zu lassen und ihm bis Johannis die Besoldung in Aussicht zu stellen.¹⁶³⁾ Den Stiftsherren von St. Peter aber schrieb der Bischof, daß er an Stelle Byns den evangelischen Prädikanten Sebastian Schmid angenommen habe. Dagegen sollte nun die Kaplanei St. Maria mit einem katholischen Priester besetzt werden, da die Notdurft erfordere, daß neben einem katholischen Pfarrherrn daselbst noch ein Priester den Gottesdienst helfe versehen. Die Kaplanei St. Maria sei der Stift St. Peter inkorporiert.¹⁶⁴⁾

Am 5. Januar hatte der Vogt die Aufforderung des Bischofs erhalten, Byn abzukünden. Am folgenden Tage schickte er einen Boten an Sebastian Schmid. Dieser traf am nächsten Tage ein. Der Vogt begab sich mit ihm nach Laufen, ließ den Prädikanten Byn kommen, und stellte ihm den Nachfolger vor. Byn erklärte, er wolle nicht gegen den Willen des Bischofs in Laufen bleiben, wolle aber seinen Vorgesetzten, den Stiftsherren, Mitteilung machen. Dem Schulmeister gab der Vogt Auftrag, in 14 Tagen in Laufen aufzuziehen. Schmid sagte zu. Er werde zunächst allein kommen; wenn er sich ein wenig eingelebt habe und das kalte Wetter nachlasse, werde er auch Frau und Kinder kommen lassen.¹⁶⁵⁾ Der Bischof wies den Schaffner zu Laufen an, Schmid alle Wochen 20 Schilling und in Früchten jährlich sechzehn Viernzel Korn und vier Viernzel Haber zu verabsolgen. Sofort nach der Abkündung Byns mußte der Schulmeister Schmid das Schreiben an die Stiftsherren von St. Peter in Basel im Bischofshof ausliefern. Der Bischof war gespannt, was von Basel geantwortet werde.¹⁶⁶⁾

Schmid war in den bedrängtesten Verhältnissen. Er hatte nicht einmal mehr einen anständigen Rod. Der Vogt hatte den Hofmeister davon benachrichtigt. Der Bischof beauftragte nun den Vogt in Zwingen, durch eine vertraute Person Schmid zu melden, daß er sich von Stund an nach Pruntrut und zwar direkt, nicht über Laufen, begeben solle, der Bischof wolle ihm einen Rod und, was er sonst bedürfe, machen lassen und ihm Anweisung geben, wie er sich zu verhalten habe. Auch wies Blarer den Vogt an, Schmid eine Krone in Münz zu schicken, damit er daraus seinem Weib und seinen Kindern Brot kaufen könne und mit dem nötigen Reisegeld bis Pruntrut versehen sei.

Der Bischof besorgte, Basel möchte an Stelle Byns den Pfarrer Keller nach Laufen hinaus schicken. Er gab darum dem Vogte Befehl, daß er ihn nicht in das Haus noch auf die Kanzel oder in die Kirche kommen lasse. Er sollte wie ein Fremder in der Herberge einkehren. Die Sorge war unnötig. Basel verlegte sich nur auf schriftliche Proteste.¹⁶⁷⁾ Am 22. Januar schrieben die Stiftsherren an den Bischof. Sie erklärten sich damit einverstanden, daß Byn abgesetzt werde, wie sie ihn ja selbst früher wegen seines hitzigen Wesens durch Tobias Rupp haben ersetzen wollen. Sie hätten auch nichts dagegen, daß das Domkapitel an Stelle Rupps einen andern Geistlichen gesetzt habe. Jedoch verwahrten sie sich dagegen, „daß aber gedachte Herren Kapitularen vnder angedeutter eines andern Pfarrherrn Präsentierung die Evangelische predicatur an sich zu ziehen vermerken lassen“, und ersuchten den Bischof, auf diesem Vornehmen nicht zu beharren: „in ansehung ihr gerechtfame nicht auf zwei sonder einen Pfarrherren“, wie denn St. Peter Byn und seine Vorfahren gesetzt hat. Sie betonten noch besonders, daß die Kollatur der Katharinenkapelle im Städtchen, die für evangelische Predigt verordnet worden sei, der Stift St. Peter zugehöre, woraus folge, daß den evangelischen Präbikanten zu ernennen ihnen um so mehr gebühre. Sie machten schließ-

lich auch geltend, daß die Bürgerschaft die Anstellung eines Mehnpriefters nicht billige, so daß sie dadurch in Verruf kämen.¹⁶⁸⁾ Dem Diakon Byn trugen die Stiftsherren auf, falls er weichen müsse, die Schlüssel des Diakonatshauses mitzunehmen.

Der Bischof wartete gar keinen Entscheid mehr ab, sondern ging den Weg, den er sich vorgenommen hatte. Er beharrte auf der Absetzung Byns. Am 24. Januar brachte der Pfarrer sein „haußgeplunder“ auf die Wagen und fuhr nach Basel. Er nahm die Hausschlüssel mit. Als nun der Schulmeister von Weil von Pruntrut her nach Laufen kam, forderte der Schaffner der Prädikantenfrau, die in Laufen zurückgeblieben war, weil sie Garn „in der Bauche oder wesch“ hatte, den Hausschlüssel ab. Die Frau erklärte aber: Ihr Mann habe auf Befehl der Herren von St. Peter den Hausschlüssel mitgenommen, denn sie behaupteten, das Haus sei ihnen zuständig. Am folgenden Tage kam die Familie Schmid in Laufen an. Sollte der Vogt das Kaplaneihaus gewaltsam öffnen?¹⁶⁹⁾ Der Bischof verbot es, trug vielmehr dem Vogt auf, für den neuen Prädikanten in der Stadt, der Vorstadt oder einem Dorfe um ein Haus zu sehen. Er mußte sich eben bis Johannis behelfen.¹⁷⁰⁾ Nachdem Sebastian Schmid aufgezo gen und untergebracht war, gab der Bischof den Stiftsherren von St. Peter Antwort. Er erklärte, daß er nach dem badischen Vertrage der Stadt Basel nichts einräumen könne, und ließ es darum bei der Befehung bewenden.¹⁷¹⁾

Der Bischof erntete beim Nuntius die volle Anerkennung dafür, daß es ihm gelungen war, ohne Beeinträchtigung seines Ansehens den Prädikanten zu verjagen. Er konnte nun auch hoffen, daß es in Laufen, wenn Gott es gebe, von Tag zu Tag besser werde, wenngleich der Widerstand gegen die katholischen Festtage immer noch groß war. Eines erfüllte dagegen den Bischof mit Besorgnis. Er fürchtete, es möchten, sobald der Frühling anbreche, wütende keiserliche Soldaten durch sein Gebiet ziehen zu seinem großen Schaden und zum

Verderben der Untertanen, und die Basler und andere möchten sie unterstützen. Der Nuntius beruhigte den Bischof. Wenn auch deutsche Soldaten durchzögen, so könne der Bischof alle Unannehmlichkeiten leicht vermeiden, wenn er Freunde hätte, die ihn über das Aufgebot von Soldaten genau auf dem Laufenden erhielten, und für einen Vorrat von Getreide und anderm Proviant für seine Soldaten Sorge. Denn der Nuntius war gewiß, daß die Katholischen, wenn er es verlange, mit Soldaten und Kriegsvolk ihm zuziehen und sich dem Durchzug entschlossen widersetzen würden.¹⁷²⁾

7. Weitere Erfolge des Jesuiten.

Pater Iodocus setzte eifrig seine Arbeit fort und benützte jede Gelegenheit, um dem Ziele näher zu kommen. Mit dem Präbikanten Schmid verkehrte er aus gewissen, vom Bischof gebilligten Gründen nicht. Er wollte die Evangelischen nicht mißtrauisch machen. Als gelegentlich ein Mann aus Wahlen, das in seinem Widerstande etwas nachgelassen hatte, mit der Mitteilung ins Pfarrhaus kam, daß sein Vater gestorben sei, und bat, daß er beerdigt werde, und hinzufügte, daß der Verstorbene seit einem Jahre wegen Alter und Gebrechlichkeit die Predigten der Reher nicht mehr besucht habe, machte ihm der Jesuit mit Nachdruck Schwierigkeiten, wo doch keine vorhanden waren, da die Kirche mit dem Kirchhof noch nicht wiederhergestellt war, indem er sagte: In Zukunft werde es nicht mehr so sein; denn wohin sie lebend zu kommen sich weigerten, da sollten sie auch nach ihrem Tode nicht begraben werden. Der Mann versprach an seinem Teile, nicht mehr von der Messe wegbleiben zu wollen. Nach dem Frühstück ließ die Trauerfamilie fragen, ob der Pater an das Volk, welches die Leiche begleitete, eine Leichenrede halten wolle, wie sie bei den Rehern üblich war. Der Pater war in einiger Verlegenheit. Er war nicht zu dem Kranken gerufen worden, wußte auch nicht, wie er gestorben war; allein er überlegte,

daß noch wenige Leute aus Wahlen seine Verkündigung gehört hätten, und daß es eine gute Gelegenheit wäre, sie an ihre Pflicht zu erinnern. So entschloß er sich zu predigen. Eine ziemlich große Zahl von Frauen und Männern erschien. Sie hörten aufmerksam zu.

Besonders starke Abneigung zeigten die Leute gegen die Ohrenbeichte. Einer erklärte: Er würde gerne fasten und anderes tun, nur möge er nicht zur Beichte verpflichtet werden; er könne nicht beichten. Nach Ostern werde er auch die katholische Predigt besuchen. Der Jesuit gab ihm zur Antwort: Die Sache sei nicht so schwierig, die meisten machen sich nur ganz falsche Vorstellungen. Im übrigen aber machte die Bekehrung weitere Fortschritte. An Lichtmehz erneuerte der Pater die alte Sitte, die Kerzen zu segnen und auszuteilen, sowohl in den Dörfern als in der Stadt. Ziemlich viele Leute wohnten der Predigt und der Messe bei in Anbetracht, daß die Feste noch nicht verkündet wurden. Selbst der Prädikant Schmid erschien. Nachdem Ittäus den Sinn der Lichtmehzeremonie erklärt hatte, verteilte er die geweihten und angezündeten Kerzen an die Räte und andere Leute, welche sie mit großer Andacht empfangen und bis zum Schluß der heiligen Handlung in den Händen hielten. Es war ihm eine Freude, die Kirche nach katholischer Sitte erleuchtet zu sehen. Am Aschermittwoch redete er wieder über die Bedeutung des Tages. Etwa dreißig, wenn nicht mehr, empfangen knieend die geweihte Asche, noch viel mehr waren anwesend. Am Sonntag nachher fand die erste Trauung in Laufen statt. Das Brautpaar wohnte in Wahlen.¹⁷³⁾ Am 23. Februar fing Ittäus in Liesberg und Blauen zu katechetisieren an.¹⁷⁴⁾

Fortschritt und Widerstand erweckten im Bischof die Absicht, vor Ostern noch einmal Laufen zu besuchen. Er war sich indessen noch nicht klar darüber, auf welche Art und Weise mit den Untertanen zu verfahren sei, damit die Basler nicht verletzt würden und gleichwohl die Untertanen erkannten, daß ihr Widerstand dem Fürsten sehr mißfalle. Der Bischof wollte

gerne die Ansicht des Jesuiten vernehmen.¹⁷⁵⁾ Pater Jodocus machte den Vorschlag, der Bischof möchte alle Untertanen an einem bestimmten Orte versammeln und ihnen die Art seines Amtes erklären, daß er nicht nur ihr weltlicher Fürst, sondern auch der Hirt ihrer Seelen sei, der Rechenschaft darüber zu geben habe. Daher wolle er sie ermahnen, nicht zwingen, da erzwungener Gehorsam Gott mißfalle. Auf diese Weise könnten die Basler nicht verletzt werden. Er ging aber noch einen Schritt weiter. Den Gedanken legte ihm die Erfahrung nahe, die er früher und eben erst Tags zuvor gemacht hatte, nämlich daß die Leute nichts so sehr fürchteten als die Verweigerung des Begräbnisses.¹⁷⁶⁾ Am 27. Februar nach der Taufe eines Kindes in Röschenz waren einige Leute aus Wahlen gekommen und hatten um die Erlaubnis gebeten, einen Toten bestatten zu dürfen. Er hatte ihnen nun nicht nur wegen ihres Ungehorsams Schwierigkeiten gemacht, sondern sie, um sie noch mehr in Furcht zu jagen, zum Vogt nach Zwingen geschickt. Er empfahl darum, ihnen den Kirchhof, wenn er wieder geweiht sei, zu verweigern und sie aufzufordern, einen andern sich zu suchen. Der Pater freute sich auf den Besuch des Bischofs; denn er hoffte, daß er der Anstoß zur Bekehrung des ganzen Volkes werde.¹⁷⁷⁾

Der Bischof führte zunächst seinen Besuch nicht aus. Der Jesuitenpater machte über diese Zeit die größten Anstrengungen, das Volk zur katholischen Kirche zurückzuführen. Der Erfolg entsprach allerdings dem Willen nicht. Er beklagte sich darüber, wie viel Verdruß er mit einigen ungebildeten und im eigentlichen Sinne Reicheren gehabt habe. Bei seiner Bekehrungsarbeit befolgte er bei allen dasselbe Verfahren. Bevor er jemanden zur Beichte zuließ, mußte er bekennen, daß der katholische Glaube wahr und zum Heile notwendig sei, daß er ihn mit Gottes Gnade bis ans Ende des Lebens bewahren wolle, und nachdem er seine Zustimmung erhalten hatte, legte er ihm vor, was zur Bewahrung des vollkommenen Glaubens erforderlich sei. Er glaubte nicht

anders handeln zu dürfen, wenn er nicht die Perlen vor die Säue werfen wollte. Einige Leute verlangten Bedenkzeit, die ihnen gerne gewährt wurde. Sie kehrten alle zurück und beichteten, außer einem, mit dem er am 4. April sehr lange und scharf verhandelte, da nicht aus ihm herauszubringen war, welchen Glauben er wolle, der nur wiederholte: er glaube an Gott und Christus und derlei Dinge, welche die Katholischen mit den Evangelischen gemeinsam haben. Er wurde mit der Verpflichtung entlassen, die Sache besser zu überdenken und in kurzem wieder zu erscheinen. Ueber die Osterzeit beichteten immerhin in den Dörfern und in der Stadt 305 Personen, eine verhältnismäßig kleine Zahl, die aber für den Fortgang der Bekehrung des Volkes umso höher angeschlagen wurde, als die einflussreichsten Leute aus allen Dörfern das Sakrament des Altars empfangen und sich damit zum Katholizismus bekannten.¹⁷⁸⁾

Der Nuntius in Luzern hatte mit lebendiger Theilnahme die Erfolge des Jesuitenpaters in Laufen verfolgt. Er hielt es nicht für richtig, daß der für die Aufgabe hervorragend geeignete Mann vor der Zeit abgerufen würde. Darum ließ er sich vom Bischof beauftragen, mit dem Rektor in Luzern zu unterhandeln, daß er den Pater noch einige Monate in Laufen lasse. Der Bischof war dazu gerne bereit, schrieb auch selbst an den Rektor. Der Jesuit blieb noch kürzere Zeit in Laufen.¹⁷⁹⁾

Ende April gab der Bischof die Absicht kund, Anfangs Mai nun auch die Kirche von Laufen mit dem Kirchhof von neuem zu weihen. Er bat den Propst zu Solothurn um Reliquien, da er selbst mit Heilthum nicht versehen sei. Ein Priester aus Delsberg mußte sie holen.¹⁸⁰⁾ Am Sonntag Cantate, den 30. April, weihte der Suffragan des Bischofs, Marcus Zettinger, unter Entfaltung alles Prunkes bei großem Zulauf der Untertanen und auch auswärtiger Leute die Kirche mitsamt dem Kirchhof in Laufen von neuem. Denn es handelte sich nicht bloß um eine Rekonziliation, sondern

um eine Dedikation, eine neue Weihe. In den folgenden Tagen wiederholte sich der feierliche Akt in Liesberg, Blauen, Arlesheim und Pfeffingen.¹⁸¹⁾

Kurz zuvor hatte Ittäus mit Leuten aus Wahlen wieder eine Verhandlung wegen einer Beerdigung. Es war ein Mann in Wahlen gestorben, nach dem Urtheil des Jesuiten das Haupt der Widerstrebenden, über dessen Tod der Pater sich freute, weil mit ihm ein Hindernis beseitigt war. Als die Söhne um die Beerdigung baten, machte der Pater wieder Schwierigkeiten und schickte sie zum Vogt; wenn er es erlaube, sei er zufrieden. Als sie baten, er möchte es auf sich nehmen, erklärte er, es könne nicht geschehen. Der Pater fuhr dann fort, er wundere sich über die Hartnäckigkeit der Wahlener. Da antwortete einer: Sie würden alle noch kommen, aber nicht so schnell, denn sie warteten noch das Ende der Kriege und Tumulte dieser Zeit ab, bevor sie sich entschlössen. Der Pfarrer gab nicht nach, hauptsächlich darum nicht, weil der Mann sterbend nach dem Prädikanten gerufen hatte. Auch der Vogt machte erst Schwierigkeiten. Nach der Predigt aber gab er die Erlaubnis. Der Pater hatte die Ueberzeugung gewonnen, daß wenn einmal der Kirchhof wieder geweiht und die Festtage verkündet seien, man die besten Mittel in der Hand habe, die Untertanen zu besserer Gesinnung zurückzurufen.¹⁸²⁾

Der Bischof war auf den Wunsch des Paters eingetreten, indem er die Kirchen und Kirchhöfe wieder geweiht hatte. Weiterhin gab er dem Vogte Befehl, daß alle Sonn- und Festtage, die vom Priester und Prädikanten von der Kanzel verkündet würden, gehalten werden müßten, daß die Widerstrebenden um drei Pfund gestraft werden sollten.¹⁸³⁾ Das Mandat und das Verzeichnis der Festtage wurden vom Vogt öffentlich angeschlagen.¹⁸⁴⁾ Zu gleicher Zeit gab ihm der Bischof Auftrag, einmal mit Ernst gegen die Wiedertäufer, die sich in nicht geringer Zahl im Amte aufhielten, vorzugehen. Er sollte sie einmal fleißig erkunden, sie vor die Väter

Jesuiten erfordern und sie von ihnen unterweisen lassen. Wenn sie in ihrem Irrtum verharren wollten, sollte ihnen vorgehalten werden, daß bei fortgesetztem Widerstand gegen sie gemäß den kaiserlichen Mandaten und der Malefizbalsgerichtsordnung der Strenge nach verfahren werde. Der Vogt mußte über das Ergebnis Bericht erstatten.¹⁸⁵⁾

Um dieselbe Zeit wurde im Pfarrhause eine katholische Schule eröffnet. Den Unterricht erteilten abwechselungsweise Dr. Ludwig Zipper und Marcus Graf, der Jesuit. Fünf Schüler hatten sich eingefunden; einer von ihnen war der Bruder des Vogts.¹⁸⁶⁾

Die Stunde kam, wo die beiden Jesuiten Jodocus Ittäus und Marcus Gravius abberufen wurden. Der Bischof hatte das Domkapitel aufgefordert, einen tauglichen Geistlichen in Vorschlag zu bringen. Der erste Vorgeschlagene nahm die Wahl nicht an.¹⁸⁷⁾ Das Domkapitel mußte neuerdings auf die Suche gehen. Unterdessen aber hatte der Rektor des Jesuitenkollegiums in Luzern einen Zögling des deutschen Kollegiums in Rom, Dr. Sebastian Kirnbach, der vom Nuntius dem Bischof empfohlen worden war, nach Laufen geschickt. Er hatte bereits deutsch gepredigt, die Sakramente verwaltet, die Seelsorge aufgenommen und das Wohlgefallen des Bischofs gewonnen. Der Fürst empfahl ihn darum dem Domkapitel am 13. Mai zum Vorschlag, damit man ihn „vff versuchen vnd sein wolhalten“ annehmen könnte.¹⁸⁸⁾ Der Rektor in Luzern gab die Erlaubnis, daß die beiden Jesuiten noch einige Tage neben dem neuen Pfarrer in Laufen blieben, bis dieser sich eingelebt hätte.¹⁸⁹⁾ Am 10. Juli bedankte sich der Bischof sowohl beim Provinzial als dem Rektor der Jesuiten in Luzern, daß sie ihm die beiden Jesuiten so lange überlassen hätten. Er hätte sie gerne zum Heile vieler noch länger behalten.¹⁹⁰⁾ Der Bischof wollte nun aber noch einen zweiten Priester einsetzen. Er setzte von neuem bei den Stiftsherren von Basel an. Der Kollaturstreit über die Marienpfund war noch nicht erledigt worden. Anfangs April hatten die

Stiftsherren von St. Peter Dr. Samuel Gryndäus zu mündlicher Verhandlung zum Bischof geschickt.¹⁹¹⁾ Der Bischof hatte die Urkunde über die Inkorporation der Marienpfund in Laufen in die St. Petersstift verlangt. Noch zweimal hatte er schriftlich sein Begehren wiederholt und schließlich die Antwort erhalten, daß man in Basel die Urkunde nicht gefunden habe.¹⁹²⁾ Daraufhin bat der Bischof Propst und Kapitel in Rheinfelden, ihm den Helfer Johannes Wytnower (?) zu überlassen.¹⁹³⁾ Kurz darauf schickte Basel die Abschrift der Urkunde ein. Der Bischof forderte die Stiftsherren auf, einen tauglichen katholischen Priester an die der Stift St. Peter vorlängst eingeleibte Pfund beatae Mariae zu präsentieren, oder sich mit dem Bischof deswegen zu vergleichen.¹⁹⁴⁾

8. Der Kirchhoffstreit.

Bisher hatten die Katholischen gemeinsam mit den Evangelischen den Kirchhof zu Laufen benützt. Nachdem er aber wieder geweiht war, wurde ihnen das Benützungsrecht vom Bischof entzogen. Es entstand darüber sofort eine gewaltige Erregung unter den Evangelischen. Sie beschloßen eine Bittschrift an den Bischof zu senden. Sie baten, der Fürst wolle ihnen die eine Seite des Kirchhofs, die vormals und niemals für die Untertanen, sondern allein, „wo etwan ein Windtffligel vngfer bey vnß tods verscheiden“ gebraucht worden war, ihnen gnädiglich befreien.¹⁹⁵⁾ Die Bitte wurde „aus allerhand hochbewegenden Ursachen“ abgeschlagen. Der Bischof erklärte, daß er um so weniger es gestatten dürfe, als er durch die Canones und Statuten der katholischen Religion daran verhindert werde, er wolle sie nicht hindern, wenn sie sich auf eigene Kosten einen Platz erwerben wollten.¹⁹⁶⁾ Die Frage wurde eifrig besprochen. Die Evangelischen besaßen sich einen Acker beim Schützenhaus, der Georg Imhoff gehörte. Der Vogt selbst begleitete sie. Am 15. August sah

der Schwager des Schaffners von Laufen vor der Türe seines Hauses. Es kamen einige Bürger und fingen an über den lutherischen Kirchhof zu reden. Einer berichtete von dem Augenschein beim Schützenhaus. Claus Schneider hätte „wieft darob“ getan und seinem Schwager Imhoff den Kauf nicht zulassen wollen. Sie wüßten nicht, wo sie einen gelegenern Ort „austrreten“ sollten. Da warf Hans Ritter, der Zimmermann, die Bemerkung dazwischen, sie wollten einen bei der Kapelle machen, „got geb, was man dazu sagte“. Michel Maurer warnte. Allein Schaltenbrand erklärte: Wenn sie zusammenhielten, wie die jenseits am Berg, „so ging es etwan anderst zu“. Die Allschwiler und die Birseder hätten dem Bischof geschrieben, er solle sich nur erklären, was er gegen sie im Sinne habe, so wüßten sie, ob der Bischof sie beim badischen Vertrage lassen wolle.¹⁹⁷⁾ Der Kauf des Aders beim Schützenhaus wurde abgeschlossen, aber rückgängig gemacht, wie der Vogt berichtete, weil der Ader ein „Fallgut“ gewesen sei, in Wirklichkeit, weil der Kauf durch den Vogt hintertrieben worden war. Die Evangelischen beschloßen darauf, den Platz bei der Kapelle zu kaufen. Bereits hatten sie einige Tote dort bestattet, da schickten die Bürger und der katholische Rat zum Vogt und dem evangelischen Ausschusse und ließen diesem anzeigen, sie würden nicht zulassen, daß ein Kirchhof in der Stadt eingerichtet werde, weil man die Toten wegen des Wassers nicht tief genug in die Erde vergraben könnte und, wenn „sterbende Leuff“ einreißen sollten, man großen Schaden gewärtig sein und befürchten müßte, es könnte die ganze Stadt angesteckt werden. Die Evangelischen waren darüber sehr aufgebracht. Sie brachten die Angelegenheit vor den Bischof und setzten ihm auseinander, es sei ihnen unschicklich, ja schmachvoll, ihre Toten anderswo als bei der Kirche zu bestatten. Sie baten inständig um die Erlaubnis, nach alter Sitte ihre Toten auf dem gemeinsamen Kirchhofe oder doch auf dem von ihnen gewählten Platze bei der Kapelle begraben zu dürfen. Der Bischof schlug es ihnen ab,

damit sie auf diese Weise „bis zum Erbrechen geplagt“ würden, wie der Bischof selbst dem Nuntius berichtete. Die Evangelischen machten noch einen letzten Versuch. Sie kauften „an Balthasar Cunis hauß, hart an der Rindhmauren des pfarrkirchhoffs“ ein Stück Garten von Hans Meyer. Man saß bereits beim Weinkauf. Es fielen einige stichelnde Bemerkungen katholisch Gesinnter. Christen Hafner und Schaltenbrand hätten sonst nichts zu fressen und zu saufen gehabt, sie wollten nichts daran bezahlen helfen. Darauf bezahlte ein jeder seine Irte selbst, und der Kauf kam nicht zustande. Christen Hafner und Schaltenbrand machten ihrem Aerger Luft: Sie hätten einen guten Kirchhof, sie wollten hin, wo ihre Voreltern lägen, und „sürohin nichts mehr mit inen des kirchhoffs halben zu schaffen haben“. Damit war freilich nichts gewonnen. In dieser Zeit mußte eine Frau in einem Garten unter einem Kirschbaum begraben werden, da man sie nicht „zu abschüchlichem spectacul“ wollte unbegraben liegen lassen. Als der Mehger Georg Ruttler ein totgeborenes Kind zur Beerdigung anmeldete, fragte ihn der Vogt, ob er katholisch sei. Er antwortete: Er sei dreimal in der Jesuitenpredigt gewesen. Die Sachen gefielen ihm wohl, und er wolle mit Frau und Kinder in die Kirche hinausgehen. Darauf gab der Vogt ihm die Erlaubnis, das Kind auf dem Kirchhofe zu begraben. Der Sigrift zeigte ihm einen Platz, an welchem man solche ungetaufte Kinder bestattete. Es war für die Evangelischen schwer, diesen Maßnahmen gegenüber standzuhalten.

Die Verweigerung des Begräbnisses, wie sie der Jesuit Jodocus vorgeschlagen hatte, war nicht das einzige Mittel, wodurch der Bischof seine Untertanen gefügig oder mürrisch zu machen suchte. „Wan einer im Toddbett gelegen, haben die pfaffen alle umständ heißen austreten vnd haben sie allein mit dem sterbenden geredet. Evangelische Bättbüchlein haben sie genommen verbrandt und derschür andere papistische eingeschoben.“¹⁹⁸) Der Bischof gab den Vögten und Amtleuten

Befehl, daß sie den Katholischen gegenüber auf alle mögliche Weise sich gefällig zeigten, sie beschenkten, und wenn sie sich etwas hätten zu Schulden kommen lassen, wenn immer möglich, ein Auge zudrückten, oder, wenn Strafe nicht zu umgehen sei, sie milder bestrafte, daß sie dagegen die Lutheraner auf tausend Weisen quälten, gegen Fehlbare in aller Strenge vorgingen und keinem irgend etwas nachließen. Daß der Bischof diesen Befehl wirklich gegeben hat, dafür haben wir einen unverdächtigen, glaubhaften Zeugen, den Bischof selbst, der das alles wörtlich dem Nuntius berichtete.¹⁹⁹⁾ Es wird darum auch kaum zu bestreiten sein, daß der Vogt denen von Laufen unverholen anzeigte: wo ein Katholischer drei Pfund zu verbessern schuldig wäre, da müsse ein Evangelischer, der gleiches verwirkt habe, dreißig oder hundert Pfund bezahlen“, und daß viele entsprechend dieser Verfügung belangt und vor die Wahl gestellt wurden, die Strafe zu erlegen oder katholisch zu werden.²⁰⁰⁾ Auch vor Anwendung von Gewalt schreckten die Beamten des Bischofs nicht zurück. Das erfuhr jener Weber, „da in ein guter Junder C. R. uff der gassen zboden schlug und in fragt, bist aber jezt zfrieden? sprach er: ja Junder, sagte er: daz laß dir gut sein, hett er anderß geantwortet, er hett im noch ein streich oder etlich geben.“²⁰¹⁾ Die Wirkungen aller dieser Maßnahmen wurden bald sichtbar.

9. Die entscheidende Wendung.

Der Zögling des römischen Kollegiums, Dr. Kirnbach, hatte die Hoffnungen, welche der Bischof in ihn gesetzt hatte, nicht erfüllt. Der Grund war jedenfalls nicht darin zu suchen, daß der Mann, weil ihm vom Schaffner des Domkapitels in Basel die Besoldung nicht ausgewiesen wurde, die Freudeigkeit einbüßte, sondern darin, daß er das vom Bischof gewünschte Verfahren mit seiner Gesinnung nicht in Uebereinstimmung zu bringen vermochte. Der Bischof hatte

selbst beobachtet und fast von allen, die dabei waren, das gleichlautende Urteil vernommen, daß er zur Predigt und zum Pfarramt in Laufen nicht taugte; es war ihm darum sehr willkommen, als Kirnbach seine Entlassung eingab. Der Bischof setzte den Nuntius davon unter dem Siegel der Verschwiegenheit in Kenntnis, indem er betonte, daß er das keineswegs zu seiner Herabsetzung schreibe, sondern nur dazu, damit ihm der Weggang Kirnbachs nicht ungerechtfertigter Weise zur Last gelegt werde. Dem Domkapitel schrieb der Bischof, er hätte dem Entlassungsgesuch des Priesters nicht mit Ungefüg sich widersetzen wollen, sprach aber die Hoffnung aus, an seine Stelle einen andern setzen zu können, der durch seine Arbeit und seinen Fleiß das begonnene Werk zu Ende führen werde.²⁰²⁾

Mehr Freude erlebte der Bischof an seinem Schützling Dr. Zipper, der schon bisher neben den beiden Jesuiten in Laufen die katholische Religion zu pflanzen und zu befördern geholfen hatte. Er ersuchte daher das Kapitel von Münster-Gransfelden ihm sein Pfrundeinkommen zu verabreichen, wie wenn er ununterbrochen seine Residenzpflicht erfüllt hätte.²⁰³⁾

Noch wichtiger war es, daß sich von jetzt an der evangelische Pfarrer Sebastian Schmid ganz in den Dienst des Bischofs stellte. Er fing an, mit einigen von den Führern der evangelischen Partei sich zu besprechen, welches das Ende dieser Uebel sein werde, auf welche Weise ihnen zu begegnen sei. Er legte ihnen nahe, sie hätten ein Mittel, wodurch sie sich leicht von den Quälereien des Bischofs befreien könnten, nämlich mit den andern Mitbürgern und Untertanen zum Gehorsam gegen den Fürsten ihre Zuflucht zu nehmen. Es gelang ihm, einige Leute zu überzeugen, die ihrerseits wieder in der Stille die Hartnädigeren und Einflußreicheren zu ihrer Ansicht hinüberzogen. Nachdem das erreicht war, warf Schmid am 8. Oktober den bisher treu Gebliebenen auf der Kanzel Pflichtvergeßlichkeit vor, daß

sie, da sie doch sterblich seien und darum nichts sicherer zu erwarten hätten als den Tod, gleichwohl nicht um ihr Begräbniß sich kümmern. Er forderte sie auf, nach Schluß der Predigt, wenn die Frauen sich entfernt hätten, alle in der Kirche zurückzubleiben und in die erforderliche Beratung einzutreten. Sie verhielten sich alle stille während der Ansprache des Prädikanten. Nachdem die Predigt zu Ende war, blieben einige in der Kirche zurück. Einer der Führer, der vorher schon vom Prädikanten unterrichtet worden war, stellte die Frage, was in Bezug auf den Kirchhof zu tun sei, und wünschte, von jedem der Reihe nach seine Meinung zu erfahren. Die Bürger forderten ihn jedoch auf, daß er als erster ihnen seine Ansicht mittheile. Nach einigen Entschuldigungen führte er aus, es sei notwendig, daß sie noch einmal an den Fürsten gelangten mit der Bitte, daß, da sie vom Bischof nicht nur einen Prädikanten, sondern auch freie Ausübung der Religion hätten, ihnen dazu auch noch der verlangte Kirchhof zur Verfügung gestellt werde. Wenn der Fürst nicht darauf eintrete, sondern auf seinem früheren Bescheid verharre, so sei es geraten, daß sie sich zufrieden gäben, und sich mit den andern Bürgern vereinigten. Denn was für Quälereien sie täglich von ihren Mitbürgern und von der Obrigkeit ohne Unterlaß erdulden müßten, erführe stündlich ein jeder zu seinem Schaden. Da sie aber gegenüber der Obrigkeit niemals triumphieren würden, sei es besser, daß sie das, was sie einmal gezwungen mit Schande und vielleicht in gemeinsamer schmerzlicher Verbannung tun müßten, jetzt freiwillig täten, damit sie aus den fortwährenden Nöten erlöst würden. Sie sollten darum am Schlusse des Schreibens hinzufügen: Wenn der Bischof wider ihr Erwarten ihre Bitten nicht mit gnädigen Ohren aufnahme, so wollten sie gleichwohl gehorsam sein und sich seinem Willen unterwerfen, und wenn er auch etwas anderes, als sie bäten, beschlösse, so wollten sie sich gleichwohl nicht widersetzen. Er fragte dann drei oder vier um ihre Meinung. Da kein Widerspruch sich

meldete, wurde einstimmig beschlossen, ein Bittschreiben durch den Prädikanten abfassen zu lassen. Sofort wurden sechs Männer gewählt, welche den Beschluß dem Prädikanten mitteilen und bei der Abfassung der Bittschrift zugegen sein sollten. Am folgenden Sonntag solle der Prädikant sie zur Genehmigung und zur Unterschrift vor die Gemeinde in der Kirche bringen.

Am folgenden Sonntag flog der Prädikant nach der Predigt von der Kanzel und las der Gemeinde die Bittschrift vor. Sie waren einverstanden mit allem, außer einem Zusatz, den der Prädikant ohne Zweifel nach Rücksprache mit dem Vogt hinzugefügt hatte: Da sie gehorsam zu sein versprächen, bäten sie auch, daß der Fürst ihren Prädikanten mit einer andern Stelle zu versehen geruhen möchte. Sie hielten auch dafür, es sei nicht in ihrer Macht, einen Prädikanten zu entlassen oder anzunehmen. Der Zusatz wurde verworfen, im übrigen die Bittschrift angenommen. Sie war unterzeichnet von Christian Fürgandt, Peterhans Schaltenbrand, Bath Müller von Laufen und Jakob Weber und Jakob Karrer von Röschenz.²⁰⁴⁾ Am selben Tage schickten sie einige Leute zum Vogt mit der Bitte, daß er die Bittschrift an den Bischof sende. Der Vogt sagte zu. Am folgenden Tage ging das Schreiben an den Bischof ab. Darüber große Freude im bischöflichen Schloß. Immerhin erschien dem Fürsten das Schreiben ziemlich dunkel und über die Bestimmung der Untertanen nicht rund und klar, sondern zweideutig zu reden, auch wollte ihm alles bei einer so plötzlichen Wandlung dieser hartnäckigsten Untertanen verdächtig vorkommen, so daß er fürchtete, ob nicht die Basler dahintersteckten, welche neuen Spektakel zu machen versuchen wollten, als ob der Bischof den Vertrag verletzt hätte. Er sandte darum am folgenden Mittwoch einen seiner Räte mit dem Vogte nach Laufen. Als die Gemeinde versammelt war, zeigte der bischöfliche Gesandte ihnen im Namen des Bischofs an, daß der Bischof das Schreiben erhalten habe. Es sei

zwar etwas dunkel, aber der Fürst habe nichts anderes daraus verstehen können, als daß sie sich den übrigen katholischen Untertanen anzuschließen wünschten; er lobe ihren vollen Gehorsam und verspreche ihnen, wenn es so sei, daß er ihnen nicht nur ein gnädiger Fürst, sondern ein Vater und Wohltäter sein werde; darum fordere er sie auf, wenn das, was er als Sinn und Verstand ihres Schreibens herausgelesen habe, auch ihre Meinung sei, sich zu erklären. Die Gemeinde verlangte Bedenkzeit. Bald kehrten sie zurück und baten, daß der Fürst den Unwillen, den er verdiensterweise gegen sie gefaßt hätte, gnädig fallen lassen und ihnen das schwere Unrecht ihres Ungehorsams verzeihen wolle, daß sie in Zukunft treue und gute Untertanen sein und nicht nur mit Gut, sondern mit Blut und Leben für den Fürsten und das Ansehen der Basler Kirche sich einsetzen und zur katholischen Kirche zurückkehren wollten.

Am 19. Oktober erschien der bischöfliche Hofmeister. Vor ihm gelobten die Evangelischen, sie wollten keine andere Religion mehr als die katholische.²⁰⁵) Nur eine Stimme erhob sich dagegen. Damit war auch das Los Sebastian Schmidts besiegelt. Sofort verbot ihm der Hofmeister, am folgenden Sonntage zu predigen. An diesem Tage war die Zahl der Leute beiderlei Geschlechts, welche die Messe und die katholische Predigt besuchten, so groß, daß die Kirche sie kaum zu fassen vermochte. Der Hofmeister redete der Gemeinde im Auftrage des Bischofs noch einmal zu. Die Leute erklärten, dem Bischof als ihrem Fürsten sowohl in Religions- als Profansachen folgen und gut katholisch sein und bleiben zu wollen, und baten um einen tauglichen Seelsorger.

Mit welcher Befriedigung der Bischof von dem Umschwung in Laufen dem Nuntius in Luzern, der begierig Nachrichten über den Fortschritt der Reformation erwartete, und auch dem Rektor des Jesuitenkollegiums berichtete, läßt sich denken. Er schrieb an den Nuntius, nachdem er ihm den Hergang in aller Breite erzählt hatte: „So haben mit der

Hilfe Gottes diese Untertanen, welche mir so viel Mühe nicht ohne die größten Kosten schon einige Jahre hindurch machten, welche vorher die Kirchen ihrer Zierden beraubt, die Altäre der Priester umgestürzt, alles Heilige und Göttliche entweiht und gegen Gott und die Menschen so viel Gottlosigkeiten und Unrecht begangen hatten, endlich ihren Irrtum aufgegeben.“²⁰⁶⁾ Der Nuntius aber konnte mit Worten nicht genug ausdrücken, mit welcher Freude seines Herzens er die Bekehrung der Laufener vernommen habe, und wie sehr ihm am Herzen liege, daß sie anhalte. Es war ihm allerdings auch klar, daß die Fürsorge und der Eifer nicht nachlassen dürften, wenn nicht die bisherige Arbeit vergeblich sein sollte. Er empfahl darum dem Bischof, den Laufenern nahezu legen, daß sie eine Generalbeichte ihrer Sünden ablegten, damit sie von aller Keterei freigesprochen werden könnten. Zu diesem Zwecke hielt er die Anwesenheit zweier tüchtiger und gewandter Jesuiten erforderlich, eines Predigers und Beichtvaters und eines Laien. Wenn sie zwei oder drei Monate nach Laufen geschickt würden, würden sie die Neubekehrten unterweisen und mehr und mehr bestärken.²⁰⁷⁾

Der Bischof war schon früher darüber völlig im Klaren, daß er vor allem einen Priester haben müsse, der zum Predigen Geschick und Eifer besitze. Er war in dieser Hinsicht mit dem Nuntius völlig einig.²⁰⁸⁾ Da nun Dr. Kirnbach auf Martini abziehen wollte, wandte sich der Bischof am 27. Oktober an das Domkapitel mit der Bitte, rechtzeitig für einen tauglichen Nachfolger zu sorgen.²⁰⁹⁾ Das Domkapitel schickte ihm Hans Jakob Mülheimer. Er hielt eine gute Probepredigt, gefiel auch sonst dem Bischof nicht übel. Gleichwohl beabsichtigte der Bischof, Dr. Ludwig Zipper, der den Laufenern nicht unangenehm erscheine, als Pfarrer zu bestimmen. Dem Nuntius aber meldete er, er habe das Domkapitel gebeten, ihm einen tauglichen Pfarrer zu schicken, damit er mit Dr. Zipper, der mit den Jesuiten zusammen gewohnt

hatte und von ihnen dem Bischof ehemals empfohlen worden war, seine Arbeit tue.²¹⁰⁾ Am 6. Dezember aber meldete der Bischof dem Domkapitel, daß er Mülheimer nicht als Pfarrer anstellen könne, da er bereits von Dr. Zipper die Zusage erhalten habe, bis Johannis die Pfarrei zu versehen. Er habe mit der Besetzung der Pfarrei eilen müssen, da Kirnbach nicht länger in Laufen habe bleiben wollen. Mülheimer möge darum bis zum genannten Termin warten. Der Bischof unterließ nicht, hinzuzufügen, daß der Nuntius beabsichtige, noch mehr Jesuiten für Laufen zu erbitten. Dr. Zipper blieb und erwies sich durch Predigt und die übrigen Dienste „solcher gestalt fleißig, eifrig und bescheiden“, daß alle mit ihm zufrieden waren und der Bischof dem Domkapitel seine Absicht kundgab, ihn als Pfarrer zu bestätigen oder ihm für etliche Jahre die Verwaltung des Pfarramtes in Laufen zu übergeben.²¹¹⁾

Der Bischof machte aber nun auch wegen der Besetzung der Marienpfund wieder einen Vorstoß. Sebastian Schmid war mit den Seinigen noch in Laufen und besuchte die Messe. Er konnte dem Bischof nicht mehr schaden, aber doch auch nicht so viel nützen, als er gerne gesehen hätte. Der Fürst suchte deshalb die Besetzung der Marienpfunde wieder zu bewirken, da Johann Wy . . . von Rheinfelden Laufen verlassen hatte.²¹²⁾ Er beschwerte sich bei den Stiftsherren, daß sie noch keine Antwort gegeben hätten, und fragte sie wieder an, ob sie einen katholischen Priester schiden oder sich vergleichen wollten. Die Stiftsherren gaben nun sofort Antwort. Sie bestanden auf ihrem Rechte, die Katharinenkapelle zu versehen und den Prädikanten, der an dieser Kapelle das Wort Gottes verkündige, anzustellen, und stellten, falls der Bischof nicht nachgebe, in Aussicht, den Rechtsweg zu betreten. Der Bischof kümmerte sich nicht um die Vorstellungen der St. Petersstift. Er setzte einen andern Priester ein und wies ihm das Pfarrhaus zur Wohnung an, belegte auch die Einkünfte mit Beschlagnahme. Die Stiftsherren von

St. Peter wurden von der Besetzung der Pfründe mit einem Priester verkündigt. Sie wandten sich um Rat an Amerbach. Dieser empfahl, beim Bischof Einsprache dagegen zu erheben, daß „vnserß Capitels eigentümlich von ienen erkouft hus zu Lauffen wider vnsern Willen oder Begrüßung einem Mespriester zu wonen eingeben, auch vnser stiftt zehenden vnd frucht, soviel davon zu Lauffen seien, verbotten worden, was dem heiligen Reichs-Religionsfriden entgegen“, und vom Bischof Restitution zu erlangen. Allein es war nichts auszurichten.²¹³⁾

Der Widerstand der Evangelischen war freilich noch nicht gebrochen. Hatten manche auch äußerlich sich dem Bischof unterworfen, ihr Herz war stets noch evangelisch. Sie hielten noch in den Bürgerhäusern heimliche lutherische Predigt und Zusammenkünfte, während die andern an der Messe teilnahmen. Der alte Schulmeister Gasmann und der Frey von Laufen waren die vornehmsten Anführer.²¹⁴⁾ Ueber die Weihnacht wanderten einige Laufener bei nächtlicher Weile nach Brehwil zu ihrem ehemaligen Pfarrer Philipp Vetterlin, um bei ihm das h. Christfest zu begehen und das h. Nachtmahl zu empfangen.²¹⁵⁾ Nach wie vor unterwies Gasmann die Jugend, die bei ihm zur Schule ging, auf lutherische Weise. Der Bischof gab dem Vogte Auftrag, über die Zusammenkünfte der Evangelischen heimliche Rundschaft aufzunehmen. Um dem „Verderben der Jugend“ durch die evangelische Schule zu begegnen, setzte er den alten Schulmeister ab und ließ den Rat von Laufen wissen, daß ein katholischer Schulmeister kommen werde.²¹⁶⁾

Im Frühjahr 1590 machten die Stiftsherren von St. Peter Mitteilung an den Rat, daß der jetzige Priester in Laufen ohne ihr Vorwissen angenommen worden sei und legten Verwahrung ein, einen Mespriester zu besolden. Basel aber beschwerte sich beim Bischof, daß er Sebastian Schmid abgeschafft habe und daß etliche Monate lang kein Prädikant

zu Laufen gewesen und keine evangelische Predigt mehr gehalten worden sei, und sprach die Hoffnung aus, der Bischof werde sich dem badischen Vertrage gemäß halten. Allein der Bischof kümmerte sich nicht um die Einsprache Basels. Er ging unbeirrt seinen Weg weiter und hatte die Befriedigung, daß an Ostern 700 und mehr durch das Bußsakrament absolviert wurden und das heilige Abendmahl würdig empfangen, und daß in dieser Zahl ein großer Teil derer war, die eben erst die Keterei abgeworfen, die katholische Religion angenommen und bekannt hatten.²¹⁸⁾ Die Stiftsherren riefen noch einmal die Hilfe des Rates an. Dieser forderte von Dr. Basilius Amerbach ein Gutachten über die Frage: „ob S. Peters Stift zu Ansetzung eines Prädicanten zu Laufen in rechten begründet vnd befugt“ sei. Amerbach aber urteilte: Die Stiftsherren hätten zwar bisher den Helfer gewählt, allein „so seye doch hargegen Herrn bischofen grundueß, das ime als landfürsten die predicaturen anzeordnen gebeure, vnd ieh gemelter anzogner kirchensatz auf die predicatur nit eigentlich sonder allein uf vnser frowen capel in der pfarkirchen zu loufen gelegen, deute, nit also gering wie leichtlich abzulehnen“, es möchte darum die Sache beim Richter, wenn er dem evangelischen Glauben übel gewogen sei, „etwas zweifelich stehen“. Dagegen riet Amerbach, das Einkommen zurückzuhalten mit der Erklärung, daß sie einem evangelischen Prädikanten die Besoldung ganz ausweisen würden, aber dem Messpriester etwas zu geben sich nicht schuldig wüßten.²¹⁹⁾ Das einzige, was die Stiftsherren von St. Peter noch tun konnten, war das, daß sie das Einkommen des katholischen Priesters zurückbehielten. Es war jedenfalls völlig verkehrt, wenn Byn urteilte, die Stiftsherren von St. Peter hätten auf ihre Pfründe zu Laufen keinen Prediger gesetzt, „nur daß ihnen das beneficium nicht entgangen, das man ihnen doch nicht nehmen konnte“.²²⁰⁾

10. Die letzten evangelischen Regungen und ihre Ueberwindung.

In der Hauptsache war die Gegenreformation in Laufen zum Abschlusse gekommen. Um so entschiedener wandten sich die Bemühungen des Bischofs nun den Gemeinden im Birsed zu. Pfarrer Stöcklin von Therwil klagte, wie grausam der Bischof mit den Reformierten in Ettingen umgehe, wie er einige um drei Pfund gestraft habe, weil sie die katholischen Feiertage nicht beobachtet hätten, und wie er andere ins Gefängnis gelegt habe, weil sie sich in Basel Rats erholt hätten, oder weil sie nicht zur Messe gehen wollten. Der Bericht Stöcklins wurde im Konvent der Pfarrer am 2. April (12. April) verlesen und mit anderm, was die Mitglieder in Erfahrung gebracht hatten, dem Räte übergeben.²²¹⁾ Am 15. Mai (25.) bat der Konvent den Rat, ernstlich zu interzedieren. Daraufhin übersandte der Rat am 3. Juni den evangelischen Orten seine Beschwerden. Zürich und Schaffhausen leiteten sie an Schultheiß Pfyffer in Luzern weiter. Basel beklagte sich über die Absetzung Byns und die Anstellung Schmidts, über die Schwierigkeiten, welche der Bischof der Gemeinde in der Kirchhofsfrage gemacht hatte, über die harte Behandlung der Evangelischen durch den Vogt von Zwingen und über das Verhalten des Vogts auf Birsed gegen die Gemeinde Ettingen.²²²⁾ Schultheiß Pfyffer übermachte die Klagschrift der Basler dem Bischof. Dieser stellte eine Antwort in Aussicht, nachdem er zuvor die Amtleute ausgefragt hätte, da bisher von den Untertanen keine Klagen laut geworden seien. Am 30. Juni verhörte der Vogt von Zwingen Christian Fürgandt und Georg Ruttler, den Mehger. Er bekam von beiden die gewünschte Antwort, vom ersten, daß der Vogt ihnen niemals verboten habe, einen Kirchhof zu kaufen, vom Mehger, daß, wer behaupte, er sei vom Vogt gezwungen worden, katholisch zu werden, lüge wie ein ehrloser Mann.²²³⁾

Das Domkapitel hatte dem Bischof auf Johannis einen Pfarrer für Laufen präsentiert. Der Bischof hatte mit ihm geredet, aber, wie er behauptete, ihn nicht für Laufen gewinnen können. In Wahrheit beliebte er dem Bischof nicht. Er forderte das Domkapitel auf, für einen neuen Pfarrer zu sorgen. Bis dahin sollte Dr. Zipper den Dienst versehen.²²⁴⁾ Bald nachher suchte Basel wieder einen Prädikanten nach Laufen zu setzen. Es hatte bereits einen Mann in Aussicht genommen, sich mit einigen evangelischen Laufenern in Verbindung gesetzt, welche versprochen hatten, ihn auf Martini anzunehmen. Meyer und Räte von Laufen entschuldigten sich deswegen beim Bischof. Der Bischof nahm die Sache von der leichten Seite. Er gab den Laufenern zu verstehen, daß eine solche Entschuldigung unnötig sei, da sie ja katholisch und dem Bischof gehorsam seien.²²⁵⁾ Der Vogt berichtete später noch einmal über das Geschrei, das eines Prädikanten wegen in Laufen ausgegangen war, und wurde vom Bischof wegen seines Eifers gelobt.²²⁶⁾ Der Konvent wartete ungeduldig auf die Antwort des Bischofs. Am 6./16. August mahnte er noch einmal den Rat zur Interzession. Es wurden öffentliche besondere Gebete wegen der im Birsed und der Markgrafschaft verfolgten Evangelischen angeordnet. Der Rat wandte sich noch einmal an den Bischof.²²⁷⁾

Mitte August ging die Antwort des Bischofs auf die Beschwerden Basels ab.^{227a)} Sie gelangte über Luzern und Zürich nach Basel. Der Bischof machte zunächst geltend, daß der badische Vertrag ausdrücklich die Einführung der katholischen Religion gestatte. Das ist in der That nicht zu leugnen. Wenn er aber behauptet, er habe die Untertanen „ohne einigen Zwang“ ermahnen lassen, katholisch zu werden, wie das derselbe badische Vertrag dem Bischof zur Pflicht machte, so redet der Verlauf der Ereignisse doch eine andere Sprache. Die Entlassung Byns suchte der Bischof durch das widerseßliche Verhalten des Prädikanten zu recht-

fertigen. Von Sebastian Schmid gab er zu, daß er das Konfordinbuch unterschrieben und damit sich von der Basler Kirche getrennt habe. Aber er fragte, ob er deshalb schlimmer sei als der Leutschänder Byn. Schmid habe auch etwa die katholische Kirche besucht, aber mehr „wunderhalb“. Den Anspruch, daß die Stift von St. Peter einen Pfarrer zu Laufen zu setzen habe, ließ er nicht gelten. In Bezug auf die Kirchhofgeschichte machte er geltend, daß die Gemeinde selbst gegen Benützung der Katharinenkapelle Einsprache erhoben habe, daß der Platz am Tor als Zinsgut nicht in Betracht gekommen und der letzte Handel wegen Uneinigkeit beim Weinkauf nicht zustande gekommen sei. Der Mehger sei freiwillig übergetreten, die Frau, die unter dem Kirschbaum begraben liege, sei eine Täuferin gewesen. Es sei also gar nichts gegen den badischen Vertrag gefehlt worden. Alle Untertanen seien freiwillig zu ihrer geliebten Altvordern uraltem Glauben zurückgekehrt, einer ausgenommen, „den man unbelästigt lassen und im darumb auch das geringst herlin nit gekrümmt worden“. Zum Schlusse bezeugte der Bischof seinen Willen, Frieden zu halten. Er beklage sich deshalb nicht gegen Basel, daß es wieder einen Prädikanten setzen wolle. Er hat aber, der Rat wolle sich des nunmehr unnötigen Prädikanten in Laufen entschlagen.

Der Rat von Basel stellte die Verantwortung des Bischofs dem Konvente zu. Dieser beauftragte den Pfarrer von St. Leonhard, Johannes Trypphius, einen gelehrten, in der Feder gewandten und für die bedrängten Evangelischen treu besorgten Mann, mit der Abfassung eines Memorials.²²⁸⁾

Die Erregung über die Antwort des Bischofs war aufs Höchste gestiegen. Der Konvent forderte auf, im Gebet auszuhalten und Gott anzuflehen, er möchte dieses wilde, seinen Weinberg verwüstende Schwein händigen, seine zerstreute Heerde wieder sammeln und dem Rate je mehr und mehr

beistehen mit dem Geiste des Rats, des Eifers und der Stärke.

Zu dem Memorial Tryppl hatte auch Antistes Grynäs seine Randbemerkungen gemacht, allerdings in der Meinung, daß sie nur inter privatos parietes zu bleiben hätten. Der Rat ließ sich nun von Dr. Amerbach ein Gutachten abgeben. Es lief im Oktober ein und wurde am 16. Oktober im Konvente verhandelt.²²⁹⁾ Amerbach machte auf die Notwendigkeit aufmerksam, fleißige Nachfrage zu tun, ob alles wirklich so hergegangen sei, wie der Bischof berichtet habe. Es sollte in Erfahrung gebracht werden, wie groß die Kapelle in Laufen sei und das Gärtlein und wieviel Personen daselbst möchten begraben werden. Desgleichen ob von andern Dörfern viele oder wenig in Laufen sich begraben lassen, ob der Mehger wirklich schon vor der Beerdigung seines Kindes zur Messe gegangen sei, wie die Frau geheißen habe, die unter dem Kirschbaume begraben worden sei, ob sie wirklich eine Wiedertäuferin gewesen und zu derselben Predigt auf den Blauen gegangen sei oder anderswo, oder ob sie Predigt in Laufen besucht und Sakramente fleißig gebraucht habe, ob die Wiedertäufer so ihre Toten begraben, wie der standhafte evangelische Mann heiße und wieviel Personen er in seiner Haushaltung habe, ob die Weiber auch dabei gewesen seien, als man Byn „abgemehrt“ habe, ob der Prädikant, so lange er in der Kapelle gepredigt auch die Sakramente ausgeteilt habe, desgleichen im Fall ein evangelischer Prediger wieder angestellt werde, ob wohl Leute vorhanden seien, die eine evangelische Predigt besuchen und wieviele Manns- oder Weibspersonen; ob in Bezug auf die Strafen zwischen Evangelischen und Katholischen Unterschiede gemacht würden, ob es wahr sei, daß vor zwei Jahren, als der Bischof die Messe in Laufen wieder einführte, er von der Kanzel selbst geredet habe: Die Untertanen seien bisher in Blindheit und Finsternis gesteckt und gleichwie Schafe, die keinen Hirten haben, irre gegangen,

und ob der Priester ab der Kanzel vermeldet habe, die Laufener hätten einen kezerischen Glauben, den Luther von alten Ketzern übernommen oder selbst erdacht habe.²³⁰⁾

Amerbachs Gutachten fand die Billigung des Konvents. Dieser bat den Rat, es an den Bischof weiterzuleiten. Allein der Rat fand es nicht für notwendig, die Schrift des Bischofs weitläufig zu beantworten. Er beschränkte sich darauf, den Bischof darauf aufmerksam zu machen, daß es den evangelischen Predigern, so lange sie in Laufen waren, nicht an Zuhörern gefehlt habe, daß ihnen darum evangelischer Gottesdienst hätte gelassen werden sollen. Auch jetzt seien noch Evangelische vorhanden. Das Verhalten des Bischofs stehe also in Widerspruch mit dem badischen Vertrag. Er verlangte, daß in Laufen, Ettingen und Therwil die evangelische Religion wieder hergestellt werde und die Evangelischen nicht durch Gewalt vom Glauben abgehalten würden.²³¹⁾

Der Bischof hatte sich doch auf neue Schritte Basels gefaßt gemacht, wenn er sie auch nicht gefürchtet hatte. Denn als der Rektor von Luzern anfangs Oktober die beiden Jesuiten Georg Witweiler und Martin Conrad, welche Ende August mit einem jungen Pfarrer nach Laufen gekommen waren, zurückforderte, behielt der Bischof den einen, Pater Georg, „aus schwerwiegenden Ursachen“ zurück, während er den andern, den er ebenfalls noch gern behalten hätte, mit Dank nach Luzern zurückschickte.²³²⁾ Als Pfarrer wirkte bald darauf Hans Walser in Laufen.²³³⁾ Als er sich im Sommer 1591 nach einer andern Stelle umsah, wußte ihn der Bischof zu halten, so daß er dem Domkapitel, das bald darauf Jakob Neff von Rotenburg empfahl, berichten konnte, Laufen sei gar nicht frei.²³⁴⁾ Die Versuche des Bischofs, die St. Petersstift zur Auszahlung der Besoldung für den Kaplan der Katharinenkapelle zu bewegen, hatten alle fehlgeschlagen. Nachdem Christian Freitag schon eine Zeitlang die Kaplanei und mit ihr Blauen versehen hatte,

klagte der Bischof darüber beim Domkapitel, daß er bis dahin mit dieser Kaplanei so schwere Kosten gehabt habe, und bat das Domkapitel, es möchte für die Besoldung des Priesters aufkommen, der dem Pfarrer in der Stadt behilflich sei.²³⁵⁾ Noch einmal setzte der Bischof im Jahre 1593 beim Rat in Basel an mit der Aufforderung, daß er die Stiftherren, die immer noch nichts an die Besoldung des Kaplans gegeben hätten, zu einem Vergleiche mit dem Bischof anhalte.²³⁶⁾

Das Häuslein der Evangelischen schmolz je länger je mehr zusammen. Noch im Jahre 1593 ließen sich etwa zwanzig Leute an Ostern durch ihren Prädikanten versehen. Dem Bischof war es um so ärgerlicher, als er ihnen, nachdem sie „gutwillig und ungezwungen“ den Prädikanten abgeschafft und einen Priester begehrt hatten, allerlei Früchte vorgestreckt oder nachgelassen hatte. Er ließ sich deshalb erkundigen, wer die Leute seien, und die Bußen bei ihnen einziehen.²³⁷⁾ Ungleich schärfer verfuhr er freilich mit den Täufern, die an Basel keinen Rückhalt hatten, sondern von der Stadt ebenfalls verfolgt wurden. Die Männer wurden verbannt, die Güter zum Teil eingezogen. Am 10. Mai 1593 forderte der Bischof den Vogt auf, mit den Täufern und ihren Kindern noch acht oder vierzehn Tage „gemach“ zu tun, ob sie sich vielleicht inzwischen bekehren oder ihre Männer, nachdem sie eine Zeitlang herumgezogen wären, sich bedächten, ihr Elend betrachteten und katholisch würden, jedenfalls aber Acht darauf zu haben, daß sie nicht zurückkehrten, und wenn es geschehe, sie ins Gefängnis zu legen. Es war eine besondere Gnade, wenn der Bischof der Frau eines Täufers Jakob Frey, der sich auch geflüchtet hatte, weil sie gut katholisch war, den dritten Teil ihres Häuschens überließ und ihr auch den bischöflichen Teil zusicherte, wenn sie sich gut katholisch hielte. Auch später wurden Täufer wieder verhaftet. Sie suchten sich dadurch etwa vor der Verhaftung zu schützen, daß sie ihre Namen veränderten und fremde, ganz

unbekannte annahmen, ebenso auch ihre Wohnungen wechselten.²³⁸⁾

Der Bischof sah wohl ein, daß er bei der Jugend einsehen müsse, wenn er für die Zukunft bauen wollte. Er kam darum dem Begehren der Laufener entgegen, als sie durch seine Vermittlung das Domkapitel ersuchten, die Katharinenfrühmehppfründe, über welche eigentlich die Stadt Laufen zu verfügen hatte, „einem Schulmeister zu auferbauung der Jugend in Vernung guter mores Zucht und sonderlich in Disciplin der alten wahren katholischen Religion“ zuzusprechen.²³⁹⁾ In den Augen des Bischofs erschien ein solcher Entschluß um so lobenswerter, als die Gefälle dieser Pfründe seit der Reformation „zu erhaltung von weg steg brüchhen brunnen stadhmauren besetzung des stettlins und dergleichen gedient“ hatten und ihre Verwendung für die Schule einen großen Ausfall für den Gemeindehaushalt bedeutete. Die Gemeinde aber durfte um so eher hoffen, daß auch der Bischof an den Schulmeistergehalt einen Beitrag leisten werde. Allein der Plan kam damals nicht zur Ausführung, denn noch im Jahre 1606 bemühte sich der Bischof von neuem, daß in Laufen eine Schule errichtet und dazu ein geschickter Mann bestellt werde. Der Bischof stützte sich dabei auf eine Entscheidung des tridentinischen Konzils, wonach ein Bischof „auf den Notfall etwa schlechte geringe auch abgange Pfründlin und Stiftungen zusammenziehen und auf dergleichen Schulen verwenden“ konnte. So verordnete er die jährlichen Gefälle der Frühmesse zu Laufen, die ohnedies gering und mehrtheils abgegangen waren, auf die Kompetenz eines Schulmeisters. Die Gemeinde verpflichtete er, das nötige Holz und das Haus zur Verfügung zu stellen. Der Schulmeister mußte bei seiner Anstellung ein Zeugnis über ehrbares katholisches Betragen vorweisen.²⁴⁰⁾ Neben der Schule lag dem Fürsten aber besonders der Katechismusunterricht am Herzen, weil er ihn als das geeignetste Mittel betrachtete, die Jugend in der Gottesfurcht einzulüben und im Glauben zu unter-

richten. Da er aber bei den Eltern auf Widerstand stieß, gab er Befehl, daß ein jeder Hausvater seine Kinder und Diensten alle Sonntage auf die von den Pfarrherrn bestimmte Stunde in die Kirche zum Katechismus schicke, damit sie daselbst beten lernten. Die Säumigen wurden mit drei Pfund Strafe bedroht.²⁴¹⁾

Trotz allem konnte es der Bischof nicht verhindern, daß die evangelische Gesinnung noch fortlebte und daß sich gelegentlich der verhaltene Groll über die erfahrene Vergewaltigung in Beschimpfung der katholischen Religion Luft machte. Am 4. Juli 1595 fuhr, wie der katholische Pfarrer Philipp Leringer von Thervil berichtete, die Tochter des ehemaligen Prädikanten Peter Stöcklin von Thervil, die bei ihrem Stiefbruder in Ettingen wohnte, mit zwei Wollwebern von Laufen nach Basel. Unterwegs trafen sie den Pfaffentnecht von Thervil an: „Die haben angefangen gleichsam als wan sie voller teufeln weren, fulminieren vnd vnser catholische Religion also schendtlich zuzereden, das sie ime die augen vbertrieben vnd er vermuten köndte, on ein schmach von inen nitt mer komen. Dan der eine ime getrewt, er hett ein lust, das er den pfaffentnecht in bach geschneyte, vnd wan er wüßte, das er von disem teufelischen schelmenglouben nitt abston wellte, er müßte inen in den bach hinein. Herren Peters tochter hat gesagt: ir hoheit würt bald ein end nemen, es würt nitt lang anstehen, der bischof würt die pfaffen widerum abschaffen vnd andere predicanten anstellen müssen, oder es würt ein groffe blutvergießung daraus erwachsen. Und wan die von Basel welten, v. F. G. were inen nur ein morgen supen. Ob sie schon zu Ettingen were, sie seie darum nitt katholisch. Darauf die zwen geantwortet: es habe inen ein predicant zu Basel zugesprochen, sie sollen nur ein gut herß haben, er welle den hawren woll gut gschirr machen. Ferners habendt sie gesagt, vnser gloub sey ein lautre schelmerey vnd teufelsgloub, wan die pfaffen ab der kanzel komen, so fallen sie darnach vor dem altar nider, betten den teufel am kreuz an vnd

was dergleichen lesterungen mer find, deren er mir gar vil angezeigt, welche ich wegen der kürze vnderlassen.“²⁴²⁾

Der Vorfall läßt deutlich erkennen, daß die Hoffnung auf eine Rückkehr zum evangelischen Glauben in Laufen noch nicht erloschen war. Die Hoffnung wurde aber gerade in diesen Tagen genährt, da die Stadt Basel sich anschickte, dem Bischof noch einmal ernstliche Vorstellungen wegen seines Verhaltens zu machen. Es waren Klagen in Basel laut geworden, daß der Vogt zu Birsed mit Einkerkung und Strafe die Leute zwingt, katholisch zu werden. Im Namen der Untertanen von Reinach, Thervil, Oberwil und Ettingen ließ der Vogt von Birsed ein Entschuldigungsschreiben nach Basel abgehen, worin er sich gegen die Verleumdung, die gegen ihn erhoben worden war, beschwerte und bezeugte, daß die evangelische wie die katholische Religion allen erforderlichen Schutz genieße.²⁴³⁾ Die Angelegenheit wurde im Konvent der Pfarrer verhandelt. Neben den Beschwerden, welche die Gemeinden Pfeffingen und Arlesheim, sowie die birsedischen Dörfer betrafen, wurde darauf hingewiesen, daß der Bischof zu Laufen die Prädikanten ausgemehrt habe, da doch, wo auch nur wenige Evangelische wären, ein Prediger hätte bleiben sollen. Ein Schreiben, von Pfarrer Trypp verfaßt, stellte die Beschwerden zusammen. Es ging an den Rat ab. Am 2. August 1595 wandte sich der Rat an den Bischof und machte ihm Vorstellungen, daß er entgegen dem badischen Vertrage seine Untertanen nicht beim evangelischen Glauben lasse.²⁴⁴⁾ Der Bischof antwortete, er habe zurzeit die Akta des Schiedsgerichtes nicht zur Hand, da er sie der Sicherheit wegen anderswo habe verwahren lassen, stellte aber baldigen Bericht in Aussicht.²⁴⁵⁾ Unterdeffen ging die Unterdrückung des evangelischen Glaubens im Birsed weiter. Am 3. Oktober klagten der Pfarrer Johannes Ründig von Benken und Mäglin vor dem Konvent, an welchem auch der ehemalige Pfarrer von Laufen, Joh. Jakob Gugger, der Ältere, teilnahm, über die Verlassenheit der bedrängten Glaubensbrüder.²⁴⁶⁾ Der Kon-

vent beschloß, sie zu trösten und zum Ausharren zu ermahnen und den Rat zu bewegen, zu ernstern Maßregeln zu greifen. Der Rat schrieb wieder am 13. und 29. Oktober an den Bischof. Dieser schlug eine Konferenz vor, die aber Basel nicht beliebte. Der Rat wünschte vielmehr eine schriftliche Antwort. Darauf entschuldigte sich der Bischof am 30. Oktober über sein langes Stillschweigen, da er die Schriften noch nicht erhalten habe, sie seien verlegt und mit andern Briefen vermengt worden. Er versprach aber in Bälde eine satte Antwort.²⁴⁷⁾ Sie erfolgte am 4. Dezember 1595. Der Bischof erklärte, seine Antwort über die Absetzung des Prädikanten von Laufen schon im Jahre 1590 gegeben zu haben, wobei er es auch bewenden lassen könne, da der Rat nur „alte spen widerumb zu erwecken“ beginne. Er sprach aber Basel auch das Recht ab, Prädikanten wieder einzusetzen. „Denn nachdem sich vnserer derselben enden vnterthanen zue der catholischen kirchen bekert, welches inen noch Inhalt des Vertrags vnbenomen, derothalben auch die Predicanten abzuschaffen vnderthenig gebetten, können wir by vnns, das wir dieselbige widerumb einzufueren sollen verbunden sein, guetiglich abnehmen.“²⁴⁸⁾ Der Rat legte die Antwort des Bischofs dem Konvente vor. Dieser behandelte sie am 11. Dezember. Er machte den Rat darauf aufmerksam, wenn dieser wünsche, daß die Pfarrer dem Bischof antworteten, so müßten ihnen ein frommer Rechtsgelehrter beigeordnet und die bisherigen Verhandlungen zwischen der Stadt und dem Bischofgestellt werden. Sonst aber könnte geantwortet werden, daß auch jezt noch heimlich Leute aus dem Birsed zur Predigt und zum Abendmahl kämen, und der Bischof also zu Unrecht behaupte, seine Untertanen hätten kein Verlangen mehr nach der evangelischen Religion. Der Konvent sei auch privatim von den Evangelischen im Birsed ersucht worden, sich für sie zu verwenden.²⁴⁹⁾ Am 13. Februar 1596 legte Erypp das Antwortschreiben an den Bischof vor, das die Genehmigung des Konvents fand. Guggen wurde beauftragt, eine

Rechtfertigung gegenüber dem Bischof zu verfassen.²⁵⁰⁾ Noch einmal wandte sich Basel an den Bischof. Am 17. Juli 1596 erhob die Stadt den Vorwurf, daß der Bischof sein Versprechen, die Leute von Laufen und im Birsed bei ihrem evangelischen Glauben zu lassen, nicht gehalten habe. Denn wenn die Untertanen durch unparteiische Leute ausgefragt würden, würde sich einwandfrei feststellen lassen, daß dem Vertrag nicht nachgelebt worden sei. So sei auch, entgegen dem Vertrage, die Kapelle in der Stadt, die die Evangelischen hätten frei sollen gebrauchen dürfen, ihnen nie eingeräumt worden. Basel verlangte darum, daß der Bischof die Uebung evangelischer Religion freistelle und wieder evangelische Prediger einsetze, und drohte, wenn der Bischof darauf nicht eintrete, der Sache weiter nachzudenken.²⁵¹⁾ Der Bischof gab seinem Vogte Auftrag, aufzupassen, ob nicht unruhige Gesellen vorhanden seien, die sich mit der Aufrichtung des evangelischen Gottesdienstes abgäben.²⁵²⁾ Der Stadt aber gab er zur Antwort, wenn Basel mit seinen Klagen fortfahre, werde der Bischof von der Sache den Bundesgenossen Mitteilung machen und sie um Erläuterung des Vertrags oder um Recht anzurufen keinen Umgang nehmen.²⁵³⁾ Der Fürst wandte sich aber bald darauf auch an Luzern, berichtete über die Verhandlungen mit der Stadt und rechtfertigte sein ganzes Verhalten. Basel hatte die Beschwerden durch Zürich an den Bischof geschickt. Der Bischof legte sie nun auch Luzern vor.

Am 16. September versammelten sich die Abgeordneten der vier evangelischen Städte mit denen von Glarus. Unter dem Eindruck der Vorgänge machte Zürich die Anregung, da man je länger je mehr erkenne, daß die päpstischen Orte in Glaubenssachen zusammenhalten und vor einigen Jahren ein Bündnis abgeschlossen, so werde es von nöten und gut sein, daß auch die vier evangelischen Städte in Sachen, die ihre christliche Religion und Religionsgenossen antreffen, gegeneinander sich verpflichten, damit man auf den Fall, daß

dem einen oder andern Ort der Religion halber etwas widerführe, wisse, wessen man sich zu einander zu versehen habe. Jeder Ort soll seine Meinung darüber Zürich mitteilen.²⁵⁴⁾

Die Anregung kam freilich zu spät. Bis dahin war allerdings ein solches evangelisches Bündnis nicht möglich gewesen, weil Basel durch Antistes Simon Sulzer zum Luthertum und damit zu einer Isolierung von den übrigen evangelischen Eidgenossen geführt worden war. Denn das Konkordienbuch, das mußte man in Basel gar wohl, gefiel den reformierten Konfessionsverwandten in Zürich, Bern und Schaffhausen ebensowenig als der römische Aberglaube. Antistes Johann Jakob Grynäus war es nun freilich gelungen, mehr und mehr das Luthertum zurückzudrängen. Dem Bischof aber war der Calvinismus noch verhaßter als die lutherische Art.²⁵⁵⁾ Im Jahre 1597 sagte sich die Basler Kirche endgiltig vom Luthertum los und vereinigte sich mit den reformierten Orten im gleichen Glauben. Allein es war zu spät. Laufen und die Ämter Pfeffingen und Birsed, welche vor Basel den evangelischen Glauben angenommen hatten, waren „um die wahrheit kommen“, wie Jakob Vyn am Schlusse seiner Erzählung über die Gegenreformation in Laufen schmerzlich bewegt sich ausdrückte.

Schluß.

Zum Schlusse darf wohl die Frage noch beantwortet werden, wie Bischof Jakob Christoph Blarer zu beurteilen ist. Zunächst ist durchaus zuzugeben, daß Blarer von der Wahrheit seines katholischen Glaubens überzeugt war und darum auch durch sein Gewissen sich verpflichtet halten mußte, seine Untertanen in den Schoß der katholischen Kirche zurückzuführen. Es war auch sein gutes Recht, sich im Vertrage in Baden Bedingungen zu erkämpfen, unter denen sein Vorgehen möglichst sichere Aussicht auf Erfolg hatte. Es ist auch tatsächlich richtig, daß Basel damals die mit ihm verbürg-

rechteten Gemeinden des Bistums aus der Hand gegeben hat, um sich für alle Zukunft das zu sichern, worauf die Größe und Macht Basels begründet war. Dem Bischof aber war es durch den Vertrag von Baden nunmehr unbenommen, die katholische Religion ohne Zwang und Drang der Untertanen wieder anzurichten. Hat nun der Bischof sich an diese Forderung gehalten? Wenn wir auf das abzustellen hätten, was der Bischof den Baslern zu seiner Rechtfertigung je und je geschrieben hat, dann müßte ihm zuerkannt werden, daß er auch nicht im geringsten vom Vertrage abgewichen sei. Nicht anders verhielte es sich, wenn wir ihn zu den katholischen Eidgenossen reden hören. So schrieb er zuletzt nach Luzern: „Nachdem denn wir uns zu gemuet vnnnd herzen gefuert, wie vyll armer seelen, die der Allmechtig Gott nit mit sylber gold vnnnd anderm vergenglichen guott sondern mit dem rosenfarben bluott eines eingebornen Sohns an dem stammen des heylligen creuzes erthausft, in dem rachen des leydigen Sathans gesteckt, haben wir alles nach besag vnnnd Inhalt vorgemelts vertrags zu Louffen vnd nach vnd nach in vnsern vogteyen Zwingen vnd Byrsed vnsern wahren alleinseligmachenden catholischen glaub allgemach zu pflanzen angehebt vnd priester dahin verordnet.“²⁵⁶⁾ Anders aber lautet das Urteil, wenn wir auf das achten, was der Bischof einem Nuntius gegenüber, dem er sein ganzes Herz offenbaren durfte, ausgesprochen hat. Hier gab sich Blarer, wie er war, während er dem Domkapitel gegenüber, mit dem er damals durchaus nicht immer einig ging, auch gewisse Vorsicht walten ließ. Dem Nuntius gegenüber sprach er es aber offen aus, daß er seine Untertanen geplagt, beschenkt oder auch mit Strafen belegt, um sie mürrbe zu machen, also gerade das getan habe, was der badische Vertrag ausschloß und was er Basel gegenüber beständig ableugnete. Oder wäre die Annahme berechtigt, daß der Bischof dem Nuntius in Luzern etwas vorgeflunkert habe, um sich selbst bei ihm in ein um so günstigeres Licht zu stellen? Damit würde Blarer klein und

verächtlich, eine Beurteilung, die er nicht verdient. Denn eine gewisse Größe ist ihm nicht abzusprechen, wenn von der allerdings irrigen Voraussetzung abgesehen wird, als ob der Glaube durch Zwang begründet werden dürfe und könne. Denn Blarer läßt neben seiner aufrichtigen Begeisterung für den katholischen Glauben eine Klugheit, eine Kraft der Selbstbeherrschung, einen Eifer erkennen, die wohl Bewunderung abnötigen, dazu eine Energie, die alle Mittel, die ihm als Fürsten zur Verfügung standen, gebraucht, auch vor Gewaltmitteln, wie Strafen, Absetzung von Beamten, schonungslosem Eintreiben rückständiger Zinse, Einkerkierungen und Verbannung der Untertanen nicht zurückschreckte und schließlich auch eine Meisterschaft, zwei entgegengesetzte Rollen zu spielen, je nachdem er es mit seinen Gegnern oder mit seinen Vertrauten zu tun hatte. Daß er das Ziel verfolgte, den Katholizismus wieder einzuführen, dazu hatte er nach seiner Ueberzeugung das Recht, das ihm niemand streitig machen darf; daß er dagegen in der Wahl der Mittel sich vergriffen, den Anschauungen seiner Zeit und seiner Kirche und den von ihm so hochgeschätzten Jesuiten einen nicht zu verkennenden Tribut bezahlt hat, läßt sich schwerlich aus der Welt schaffen.

Wie mächtig das Leben dieses Mannes in die Geschichte Laufens eingegriffen hat, das liegt deutlich zutage. Erst auf Umwegen und erst nach langer Zeit hat Laufen den Anschluß an die Eidgenossenschaft gefunden, als es im Wiener Verträge vom Jahre 1815 zu Bern geschlagen wurde, und für den Protestantismus ist das Städtchen verloren gegangen, das in der Reformationszeit verhältnismäßig früh und aus eigenem Entschluß dem evangelischen Glauben seine Tore geöffnet hatte.

Zum Schluffe des 1. Teiles füge ich die Bemerkung hinzu, daß, nachdem das Domkapitel zum Verträge seine Zustimmung gegeben hatte, der Bischof die entgegengesetzte Stellung einnahm. Der Verlauf der interessanten Verhandlungen zwischen dem Bischof, dem Domkapitel und der Kurie müssen einer besonderen Darstellung vorbehalten bleiben.

Anmerkungen.

St. A. = Staatsarchiv.

Ba. = St. A. Basel. Bischöfliches Archiv XXVI—XXXII. Die Aktenstücke sind chronologisch geordnet. XXVIII enthält das bischöfliche Protokoll über die Jahre 1581—1587.

Be. = St. A. Bern. Ehemaliges fürstbischöfliches Archiv CCXXXIV. Teilweise sind diese Akten von C. Schmidlin veröffentlicht in: Schweizerischer Geschichtskalender mit besonderer Berücksichtigung des Laufentals und seiner Nachbarschaft. Laufen 1897 und 1899.

Bu. = Jakob Burckhardt, Antistes: Die Gegenreformation in den ehemaligen Vogteien Zwingen, Pfeffingen und Birsed des untern Bistums Basel am Ende des sechzehnten Jahrhunderts.

- ⁹²⁾ Be. 1587 XI. 26. Der Bischof an den Schaffner zu Laufen.
 — ⁹³⁾ Ba. 1588. VII. 23. Der Bischof an die Amtleute, Meyer, Ammann von Laufen und Zwingen, — ⁹⁴⁾ Be. 1588 V. 18. Der Bischof an den Abt von Gengenbach. — ⁹⁵⁾ Das. V. 19. Der Bischof an den Vogt von Zwingen. — ⁹⁶⁾ Das. VI. 1. Der Bischof an die Untertanen des Laufener Amts. — ⁹⁷⁾ Das. V. 31. — ⁹⁸⁾ Das. 1588 VI. 1. Der Bischof an den Vogt von Zwingen. — ⁹⁹⁾ Be. 1588 VI. 21. Tobias Rupp an den Bischof. — ¹⁰⁰⁾ Das. 1588 VI. 25. Der Bischof an den Vogt von Zwingen. — ¹⁰¹⁾ Das. 1588 VII. 19. Abraham Keller an Hofmeister Reutner; 1588 VII. 14. Der Vogt von Zwingen an Hofmeister Reutner in Pruntrut. — ¹⁰²⁾ Das. 1588 VII. 15. Erhard Stegmeyer, Schaffner zu Laufen, an Reutner in Pruntrut. — ¹⁰³⁾ Das. 1588 VII. 16. Der Bischof an den Vogt von Zwingen. — ¹⁰⁴⁾ Das. VII. 27. — ¹⁰⁵⁾ Das. VIII. 6. Verhör Konrad Schaltenbrands. — ¹⁰⁶⁾ Das. 1588 VII. 16. Der Bischof an den Vogt von Zwingen. — ¹⁰⁷⁾ Das. 1588 VII. 23.; Ba. unter demselben Datum. — ¹⁰⁸⁾ Be. 1588 VII. 31./VIII. 10. Bürgermeister und Rat von Basel an den Bischof. — ¹⁰⁹⁾ Das. 1588 VIII. 13./3. Verhör mit den Gefangenen. 1588 VIII. 6./VII. 27. Obervogt von Zwingen an Wilhelm Reutner in Pruntrut. — ¹¹⁰⁾ Universitätsbibliothek Basel Manuscripta et Impressa II. S. 62. Tobias Rupp an Antistes Joh. Jak. Grynaeus. ¹¹¹⁾ Das. 1588. VIII. 10./VII. 31. Zweites Verhör Schaltenbrands und Cuenis. — ¹¹²⁾ Das. 1588 VIII. 13./3. Verhör mit den Gefangenen. — ¹¹³⁾ Das. Nr. 48: Stift St. Peter an den bischöflichen Beamten; ohne Datum. — ¹¹⁴⁾ Das. 1588 VIII. 2./VII. 23. Der Vogt von Zwingen an den Hofmeister in Pruntrut. — St. A. Basel St. Peter JJJ 78. 1588 X. 9. Jakob Byns Supplication an den Rat von Basel. — ¹¹⁵⁾ Das. wie ¹¹³⁾. — ¹¹⁶⁾ Das. 1588 VIII. 3./VII. 27. Vgl. St. A. Basel St. Peter JJJ 78. — ¹¹⁷⁾ Das. 1588 VII. 31./VIII. 10. Stift St. Peter an den Rat und Basel an den Bischof. — ¹¹⁸⁾ Be. 1588 VIII. 13. Der Bischof an Reutner. — ¹¹⁹⁾ Das. 1588 VIII. 10. Aussage Rupps, er wolle künftigen Samstag Laufen verlassen. —

¹²⁰⁾ Das. 1588 VIII. 6. 8. 10. — VIII. 11/21. I. Rupp an Reutner. —
¹²¹⁾ Das. 1588 VIII. 11./21. Rupp an Meyer und Rat von Laufen. —
 Basel. — ¹²²⁾ Das. 1588 VIII. 6. — ¹²³⁾ Das. 1588 VIII. 8. — ¹²⁴⁾ Das.
 VIII. 10. — ¹²⁵⁾ Das. 1588 VIII. 14. — ¹²⁶⁾ Das. 1588 VIII. 15. Der
 Bischof an Reutner. — ¹²⁷⁾ Das. 1588 VIII. 16. Der Vogt auf Pfef-
 fingen an den Bischof. — ¹²⁸⁾ Das. 1588 VIII. 16. Aussagen Cuenis;
 VIII. 17. — ¹²⁹⁾ Das. 1588 VIII. 17. Meyer und Rat von Laufen
 an den Bischof. ¹³⁰⁾ Das. 1588 VIII. 26. — ¹³¹⁾ Das. 1588 IX. 11. Der
 Bischof an Jak. Crusius, Rektor des Jesuitenkollegiums in Luzern.
 Vautrey: Histoire des évêques de Bale. II. 158 — ¹³²⁾ Be. 1588
 X. 23. Ittäus an den Bischof. — ¹³³⁾ Das. 1588 IX. 9. Der Bischof
 an den Abt zu Gengenbach. — IX. 15. Der Bischof an Jac. Crusius. —
 IX. 15. Der Bischof an den Nuntius in Luzern. — IX. 18. Der
 Nuntius an den Bischof. — ¹³⁴⁾ Das. 1588 IX. 18. Ittäus an den
 Bischof. — ¹³⁵⁾ Das. 1588 IX. 20. Der Bischof an Ittäus. — ¹³⁶⁾ Das.
 1588 IX. 24. Verhör Hans Freys. — ¹³⁷⁾ Das. 1588. IX. 11./21.
 Basel an den Bischof. — ¹³⁸⁾ Das. Nr. 106. Jobodus Ittäus an den
 Rat von Laufen. — 1588 IX. 24. Der Bischof an Basel; — Der
 Bischof an den Vogt von Zwingen. — IX. 23. Ittäus an den Bi-
 schof. — IX. 27. Der Bischof an Ittäus. — ¹³⁹⁾ Das. 1588 IX. 23.
 Ittäus an den Bischof; IX. 24. Der Vogt von Zwingen an den
 Bischof. — ¹⁴⁰⁾ Das. 1588 X. 9. Ittäus an den Bischof. 1588 X. 11.
 Ittäus an den Bischof. — ¹⁴¹⁾ Das. 1588 IX. 24. Der Vogt zu Zwingen
 an den Bischof. — ¹⁴²⁾ Das. 1588 X. 10. Ittäus an Wilhelm Reut-
 ner. — ¹⁴³⁾ Das. 1588 X. 19. — ¹⁴⁴⁾ St. A. Basel St. Peter JJJ 78.
 1588 X. 9. Jakob Byns Supplication an den Rat von Basel. —
¹⁴⁵⁾ Be. 1588 X. 24. Der Bischof an den Schaffner zu Laufen. —
¹⁴⁶⁾ Das. Nr. 58. Supplication Jakob Byns, ohne Datum. — ¹⁴⁷⁾ Das.
 1588 X. 23. Ittäus an den Bischof. — ¹⁴⁸⁾ Das. 1588 IX. 29. Der
 Bischof an den Pfarrherrn von Gengenbach, Georg Zaltten. — X.
 24. Der Bischof an den Jesuitenrektor in Luzern. — XI. 14. Der
 Bischof an das Domkapitel. — XI. 23. Ittäus an den Bischof. —
 1588 XI. 29. Der Bischof an Ittäus. — Blarer an den Jesuiten-
 rektor. Das Datum bei Schmidlin II 228: 29. X. ist nicht in Ord-
 nung. ¹⁴⁹⁾ Das. 1588 XI. 23. Ittäus an den Bischof. — X. 10. Ittäus
 an Reutner: zwei Kapuziner. — Nr. 90. 4 Kapuziner. — ¹⁵⁰⁾ Das.
 1588 XI. 29. Der Bischof an Ittäus. — St. A. Basel Kirchenakten
 A 7, S. 67. 1588 X. 28. Joh. Jak. Grznäus an Deputat Hans Rud.
 Huber. — Be. 1588 XI. 8. Der Bischof an Ittäus. — ¹⁵¹⁾ Das. Nr.
 106. Ittäus an den Rat von Laufen. — Nr. 90. Der Bischof an den
 Nuntius. — ¹⁵²⁾ Das. 1588 XI. 23. Ittäus an den Bischof. —
¹⁵³⁾ 1588 XI. 23. Der Bischof an Ittäus. — St. A. Basel, Kirchenakten
 A 7, S. 68. 1588 XII. 8. Der Vogt von Zwingen, Jakob Christoph
 Schen von Castellen an den Rat von Basel. — ¹⁵⁴⁾ Das. S. 69. Joh.
 Jac. Grznäus an ohne Datum. — ¹⁵⁵⁾ Das. 1588 XII. 3. Be-
 schwerde des Meyers und der Räte von Laufen an den Bischof. —
¹⁵⁶⁾ Das. 1588 XII. 10. Antwortschreiben Byns auf die Beschwerde des
 Rates. Vgl. Bu. S. 99 ff. — ^{156a)} Das. Nr. 106. Jobocus Ittäus an
 den Rat von Laufen. — ¹⁵⁷⁾ Das. 1588 XII. 26. Antwort des Meyers
 und der Räte von Laufen auf den Bericht Byns vom 10. XII. —
¹⁵⁸⁾ Das. 1589 I. 3. Jakob Byn an den Bischof. — ¹⁵⁹⁾ St. A. Basel
 St. Peter JJJ 78 1588 XII. 23. Amerbachs Bedenken. — Be. 1588

XII. 24. Der Bischof an Basel. — ¹⁶⁰⁾ Daf. 1588 XII. 23. Blarer an das Domkapitel. — ¹⁶¹⁾ Daf. 1588 XII. 26. Schmid an Keutner. — ¹⁶²⁾ Daf. 1588 XII. 30. Das Domkapitel an den Bischof. — ¹⁶³⁾ Daf. 1589 I. 5. Der Bischof an den Vogt von Zwingen. — ¹⁶⁴⁾ Daf. 1589 I. 6. Der Bischof an die Stifths Herren von St. Peter. — ¹⁶⁵⁾ 1589 I. 12. Der Vogt zu Zwingen an den Bischof. — ¹⁶⁶⁾ 1589 I. 16. Der Bischof an den Vogt von Zwingen. — I. 22. Der Bischof an den Schaffner zu Laufen. — ¹⁶⁷⁾ Daf. 1589 I. 18. Der Bischof an den Vogt zu Zwingen. — ¹⁶⁸⁾ Daf. 1589 I. 12./22 Die Stifths Herren von St. Peter an den Bischof. — ¹⁶⁹⁾ Daf. 1589 I. 24. Der Vogt von Zwingen an den Bischof. — ¹⁷⁰⁾ 1589 I. 25. Der Bischof an den Vogt von Zwingen. — ¹⁷¹⁾ Daf. 1589 I. 25. Der Bischof an die Stifths Herren von St. Peter. — ¹⁷²⁾ Daf. 1589 I. 21. Der Nuntius an den Bischof. — II. 4. Der Bischof an den Nuntius. — II. 13. Der Nuntius an den Bischof. — ¹⁷³⁾ Daf. 1589 II. 18. Ittäus an den Bischof. — ¹⁷⁴⁾ 1589 II. 28. Ittäus an den Bischof. — ¹⁷⁵⁾ Daf. 1589 II. 26. Der Bischof an Ittäus. — ¹⁷⁶⁾ Daf. 1589 II. 28. Ittäus an den Bischof. — ¹⁷⁷⁾ — Daf. — ¹⁷⁸⁾ Daf. 1589 IV. 4. Ittäus an den Bischof. — ¹⁷⁹⁾ Daf. 1589 IV. 3. Der Nuntius an den Bischof. — IV. 4. Der Bischof an Ittäus. — ¹⁸⁰⁾ Daf. 1589 IV. 24. Der Bischof an den Propst zu Solothurn, und an den Vogt von Zwingen. — ¹⁸¹⁾ Daf. 1589 V. 13. Der Bischof an den Nuntius. Der Bischof hatte schon am 29. XI. 1588 sich ausgesprochen, daß die Kirche de nouo dedicanda non reconilianda sei. — ¹⁸²⁾ 1589 V. 7. Ittäus an den Bischof. — ¹⁸³⁾ Be. 1589 V. 10. Der Bischof an die Amtleute von Zwingen und Laufen. — ¹⁸⁴⁾ Daf. Nr. 188 das Verzeichniß der Feterstage. Vgl. Bu. S. 92. — ¹⁸⁵⁾ 1589 V. 10. Der Bischof an den Vogt von Zwingen. — ¹⁸⁶⁾ Daf. 1589 V. 7. Ittäus an den Bischof. — ¹⁸⁷⁾ Be. 1589 V. 10. Der Bischof an das Domkapitel. — ¹⁸⁸⁾ Daf. 1589 V. 13. Der Bischof an das Domkapitel, an den Nuntius und an den Jesuitenrektor in Luzern. — ¹⁸⁹⁾ Daf. 1589 V. 19. Der Nuntius an den Bischof. — ¹⁹⁰⁾ Daf. 1589 VII. 10. Der Bischof an den Provinzial des Jesuitenordens und an den Rektor des Jesuitenkollegiums in Luzern. — ¹⁹¹⁾ Daf. 1589 IV. 2./12. Stift St. Peter an den Bischof. — ¹⁹²⁾ Daf. 1589 V. 10. Der Bischof an die Stifths Herren; ebenso VI. 17.; VI. 9./19. Stift St. Peter an den Bischof. — ¹⁹³⁾ Daf. 1589 VI. 21. Der Bischof an Propst und Kapitel von Rheinfelden. — ¹⁹⁴⁾ Daf. 1589 VII. 5. Der Bischof an die Stifths Herrn von St. Peter. — ¹⁹⁵⁾ Daf. 1589. VI. 14. Die evang. Partei in Laufen an den Bischof. ¹⁹⁶⁾ Daf. 1589 X. 26. Der Bischof an den Nuntius. — ¹⁹⁷⁾ 1589 VIII. 28. Daf. Erhard Stegmeyer, Schaffner zu Laufen an den Hofmeister. — ¹⁹⁸⁾ Universitätsbibliothek Basel, Hslii Collectan. I. Syns Geschichte S. 62. — ¹⁹⁹⁾ Be. 1589 X. 26. Der Bischof an den Nuntius. — ²⁰⁰⁾ Daf. 1590 V. 5. Gravamina derer von Basel. — ²⁰¹⁾ Daf. Manuscripta et Impressa. II. S. 121. — ²⁰²⁾ Daf. 1589 IX. 15. Der Bischof an das Domkapitel; X. 1. Der Bischof an den Nuntius?; — ebenso an das Domkapitel? — ²⁰³⁾ Daf. 1589 X. 9. Der Bischof an das Kapitel von Münster-Gransfelden. — ²⁰⁴⁾ Ueber den ganzen Handel berichtet der Bischof dem Nuntius am 26. X. 1589. — 1589 X. 15. Die evangelischen Untertanen an den Bischof. ²⁰⁵⁾ Daf. 1589 X. 19. — ²⁰⁶⁾ Daf. 1589 X. 26. Der Bischof an den Nuntius. — X. 27. Der Bischof an den Rektor in Luzern; ebenso an das Dom-

Kapitel. — ²⁰⁷⁾ Ba. 1589 XI. 15. Der Nuntius an den Bischof. — ²⁰⁸⁾ Das. 1589 X. 17. Der Nuntius an den Bischof. — ²⁰⁹⁾ Be. 1589 X. 27. Der Bischof an das Domkapitel. — ²¹⁰⁾ Das. 1589 XI. 15. Der Bischof an das Domkapitel. — ²¹¹⁾ Das. 1589 XI. 19. Der Bischof an den Nuntius. — 1589 XII. 6. Der Bischof an das Domkapitel. — 1590 II. 27. Der Bischof an das Domkapitel. — ²¹²⁾ Das. 1589 XI. 10. Der Bischof an die Stiftsherren von St. Peter. — Die Stiftsherren an den Bischof. — 1590 I. 9. Der Bischof an den Dekan in Rheinfelden. — ²¹³⁾ St. A. Basel. St. Peter JJJ 78. Gutachten Amerbachs. Ohne Datum. — ²¹⁴⁾ Be. 1590 I. 26. Der Bischof an den Vogt von Zwingen. — ²¹⁵⁾ Bu. S. 112. — ²¹⁶⁾ Be. 1590 I. 26. — ²¹⁷⁾ Das. 1590 III. 18. Die Stiftsherren von St. Peter an den Rat; der Rat an den Bischof. — ²¹⁸⁾ Das. 1590 IV. 25. Der Bischof an den Rektor in Luzern. — ²¹⁹⁾ St. A. Basel St. Peter JJJ 78. Gutachten Amerbachs. Ohne Datum. — ²²⁰⁾ Univ. Bibliothek Uhlir Collect. I. Hyns Geschichte S. 92. — ²²¹⁾ Bu. S. 179. — ²²²⁾ St. A. Basel. Kirchenarchiv. D. I. 1. 1590. V. 15. — Be. 1590 VI. 3. Gravamina derer von Basel. — 1590 VI. 9. Der Bischof an Schultheiß Pyffer in Luzern. — ²²³⁾ Ba. 1590 VI. 26. — Be. 1590 VI. 30. Der Vogt von Zwingen an den Bischof. — ²²⁴⁾ Das. 1590 VII. 3. Der Bischof an das Domkapitel. — ²²⁵⁾ Das. 1590 VIII. 3. Der Bischof an Meyer und Räte in Laufen. — ²²⁶⁾ Das. 1590 VIII. 31. Der Bischof an den Vogt von Zwingen. — ²²⁷⁾ St. A. Basel Kirchenarchiv D. I. 1. 1590 VIII. 6. — ²²⁸⁾ Bu. S. 109. — ²²⁹⁾ St. A. Basel Kirchenarchiv D. I. 1. 1590 X. 16. — ²³⁰⁾ St. A. Basel St. Peter JJJ 78. Ohne Datum. — ²³¹⁾ Be. 1590 X. 26. — ²³²⁾ Das. 1590 VIII. 29. Der Bischof an den Schaffner von Laufen. — VIII. 31. Der Bischof an den Vogt von Zwingen. — X. 10. Der Bischof an den Rektor in Luzern. — ²³³⁾ Das. 1591 VII. 8. Der Bischof an Hans Walser, Pfarrherrn in Laufen. — ²³⁴⁾ Das. 1591 VIII. 8. Der Bischof an den Offizial in Altkirch. — ²³⁵⁾ Das. 1591 XI. 20. Der Bischof an das Domkapitel. — ²³⁶⁾ Das. 1593 VIII. 30. Der Bischof an Basel. — ²³⁷⁾ Das. 1593 V. 25. Der Bischof an den Vogt von Zwingen. — ²³⁸⁾ Das. 1593. V. 10. Der Bischof an den Vogt von Zwingen. — 1622 VI. 25. Raphael Meyer an den bischöfl. Sekretär in Zwingen. — ²³⁹⁾ Das. 1590 VI. 7. Laufen an den Bischof. — VIII. 11. Der Bischof an das Domkapitel. — ²⁴⁰⁾ Das. 1606 II. 10. Bescheidt. — ²⁴¹⁾ Das. 1594 IV. 4. Der Bischof an den Vogt von Zwingen. — ²⁴²⁾ Ba. 1595 VII. 5. Philipp Lehringer, Pfarrer zu Thierwil, an den Bischof. — ²⁴³⁾ St. A. Basel, Kirchenarchiv D. I. 1. 1595 VII. 26. 28. — ²⁴⁴⁾ Ba. 1595 VIII. 2. Basel an den Bischof. — ²⁴⁵⁾ Bu. S. 164. — ²⁴⁶⁾ Kirchenarchiv D. I. 1. 1595 X. 3. — ²⁴⁷⁾ Ba. 1595 X. 30. — ²⁴⁸⁾ Das. 1595 XII. 4. Basel an den Bischof. — ²⁴⁹⁾ Kirchenarchiv D. I. 1. 1595 XII. 11. — ²⁵⁰⁾ Das. 1596 II. 13. — ²⁵¹⁾ Ba. 1596 VII. 17. — ²⁵²⁾ Ba. 1596 VIII. 12. Der Bischof an den Vogt. — ²⁵³⁾ 1596 VIII. 13. Der Bischof an Basel. — ²⁵⁴⁾ Eidg. Absch. 1596 IX. 16. — ²⁵⁵⁾ Be. Nr. 143. Als Grund der Abkehr Hyns wird hier angegeben: „Das die Basler die lutherische Religion verlassen und sich noch einer viel schädlicheren, nemlich der Calvinisch zugeeignet, ist also zu besorgen, daß der predicant so auch in dieser statt alhie fürgelezt werden möchte, an statt des Lutherischen den Calvinischen glauben docieren würde.“ ²⁵⁶⁾ Ba. 1596 (nach dem 17. VII).

Gedichte.

Von Rud. Waldstetter.

Dona pacem.

Gib mir dieses Lebens Deutung,
Gott, der Du alleine weißt!
In des Welttods Flammenläuterung
Eine Dir den Splittergeist!

Daß sich hell Dein Gottgedanke,
Deines Haupts entkeimter Sprosse,
Um die Schöpferstirn Dir ranke,
Tausend Brüdern Krongenosse.

Sonnenwetter am Karfreitag.

Lichter strahlen deine Lüfte,
Und in Wonne schäumt das Meer,
Brausend fahren um die Klüfte
Deines Morgens Stürme her,

Wunderfroh im Sonnenweben
Ist des Tages Ruf ertönt —
Da der Erde liebstes Leben
Sich verherrlicht schmerzgekrönt.

Jahreswechsel.

Gehe, Zeit, den Markstein nicht
Mir ins aufgewühlte Land!
Sieh, die wunde Scholle bricht,
Göttin, unter Deiner Hand.

Scheide, wenn zu neuen Reichen
Du den schweren Flügel hebst,
Ohne Spur und ohne Zeichen,
Wie du um die Toten schwebst.

Der Melancholiker.

Ich bin ein Kranker, dem der Saft
Des eignen Uebels nur zur Linderung taugt,
Und der das Labfal, das ihm keiner schafft,
Aus seiner Wunde Lippen selber saugt,
Der an den bittern Quell in Wollust sinkt,
Draus er im eignen Gift den Tod sich trinkt.

Betrüger.

Wo dein Atem weht,
Da schwellen
Rosen aus den Wüsten auf;
Wo dein Tritt beflügelt geht,
Kränzen Quellen
Schollenbrechend deinen Lauf.

Aber du, der achtlos schafft,
Fliehst, des eignen Zaubers satt,
Ein verdammter Gott, der Kraft,
Aber keine Liebe hat.

In der Welt.

Ich träume dir entgegen;
Du eilst auf weiten Wegen
Fernher zu mir.
Wie werden wir's ertragen?
Hast du noch Kraft, zu wagen?
Und ich, was bring' ich dir?
In Hoffen und in Tagen

Es pulst in tausend Fragen
Mein Herz entgegen dir.
Und doch, in wenig Stunden
Von Zwang und Form gebunden,
Vielleicht — verleugnen wir.

Pfarrer Wilhelm Edlin.

Von Karl Stockmeyer.

Gerne folge ich der Aufforderung, für das Basler Jahrbuch eine Charakterstizze Wilhelm Edlins zu entwerfen. Handelt es sich doch um eine für Basels Leben markante Persönlichkeit, die für gewisse Kreise von großem bestimmendem Einfluß gewesen ist.

Vor mir liegen selbstbiographische und sonstige Aufzeichnungen und Publikationen Edlins, sowie Worte der Erinnerung, die seine Freunde und Verwandten ihm bei seinem Hinschied gewidmet. Ich suche sie zu ergänzen durch persönliche Eindrücke, die ich von ihm, meinem verehrten Vorgänger im Pfarramt zu St. Martin, empfing.

Wilhelm Edlin war geboren am 10. Juni 1833 in Basel als das achte von zwölf Kindern. Kurz zuvor waren seine Eltern, die Pfarrsleute von Rothensfluh, durch die Revolution aus Baselland vertrieben worden. Wilhelm besuchte zuerst die Privatschule der Brüdergemeinde, dann das städtische Gymnasium und Pädagogium. Wir hören nicht ohne Erstaunen, daß ein nervöses Stottern dem Knaben während seiner Schulzeit manche bittere Not machte. Doch scheint er dieses Gebrechens mit der ihm eigenen Willenskraft Herr geworden zu sein. Wenigstens verursachte es ihm, wie er selbst sagt, in Beziehung auf den gewählten Beruf eines Predigers keine Sorge. „Ich fühlte, daß, wenn ich nur einmal frei und laut vor andern reden dürfte, dieser Fehler ziemlich überwunden werden könne. Und so geschah es auch.“

Unvergeßlich blieb ihm der bei Obersthelfer Linder genossene Konfirmationsunterricht. Er selber sagt von dieser Zeit die charakteristischen Worte: „Mein Herz war (durch eine Unterredung mit dem Pfleger der Brüdergesellschaft) geweckt und in dieser Verfassung empfing ich den Konfirmationsunterricht und nahm am Hohen Donnerstag 1849 zum erstenmal Teil am heil. Abendmahl; doch nicht in Einfalt des Glaubens und in Freude, sondern mehr als einer, der sich peinlich selber prüfte und auf eigenem Weg sich zur Gewißheit des Glaubens emporzuschwingen suchte; denn ich kannte damals die evangelische Gnadenordnung noch nicht. Eben weil ich geweckt war und noch bleiben wollte, spürte ich in jener Zeit mehr als je vorher die Sündigkeit meines Herzens. Außerlich war ich sehr vorsichtig in meinem Wandel, hielt mich von Gelegenheiten der Versuchung fern und galt für einen reinen Jüngling; innerlich war ich fortwährend verdammt. Meine Not hatte das Gute, daß sie mich viel ins Gebet trieb; daneben aber, wie denn vieles miteinander im Menschenherzen Platz hat, fehlte es nicht an recht herzhaften Rundgebungen jugendlicher Fröhlichkeit.“

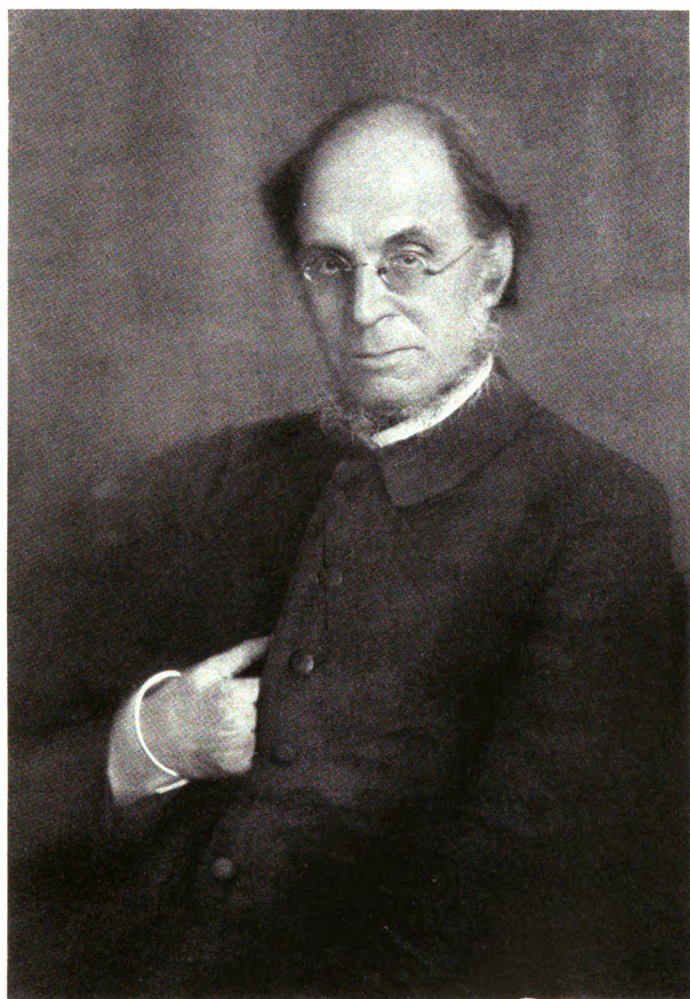
Schon frühe hatte er sich für den Pfarrerberuf entschieden. Er sagt in seinem der Examenbehörde eingereichten Curriculum vitae: „Während meiner ganzen Schulzeit habe ich, so oft ich an meinen künftigen Beruf gedacht, zu nichts anderem bleibende Neigung empfunden, als zum Predigtamt. Und was das Kind in seiner Weise als gewünschtes Ziel des Lebens vor Augen hatte, erwuchs mit der Zeit von selbst zum festen Vorsatz und Entschluß.“

Von seinen acht dem theologischen Studium gewidmeten Semestern verbrachte er die vier ersten und das letzte in seiner Vaterstadt Basel, das fünfte und sechste in Halle und das siebente in Göttingen. Das Kollegienverzeichnis nennt die Dozenten: Auberlen, Riggenbach, Hagenbach, J. G. Müller, Preiswerk, Stodmeyer, Steffensen und Wadernagel

— dann die Hallenser: Moll, Eholuf, Julius Müller und Herzog — endlich die Göttinger: Lücke und Dörner.

Mit großer Reife und Selbständigkeit des Urteils spricht sich der noch nicht 22jährige in dem erwähnten Curriculum über die hinter ihm liegende Studienzeit aus. Er schildert, wie der wissenschaftliche Trieb ihn in den Zwiespalt zwischen gläubiger und verständiger Erkenntnis, in das Dilemma von biblisch-kirchlicher und Erfahrungsautorität hineinführte, und wie ihm klar wurde, daß die Arbeit und der Kampf auf dem Gebiet des Erkennens nicht getrennt seien vom täglichen Kampf des Lebens mit Fleisch und Blut, daß insonderheit theologische Arbeit und glückliches Gedeihen auf diesem Gebiet bedingt sei durch unsere Versöhnung mit Gott. Von entscheidender Bedeutung wurde sein Aufenthalt in Deutschland für seine Anschauung vom Wesen der Kirche. Ihm, der als Reformierter mehr subjektiv normiert war, ging nun das Verständnis auf für das Objektive und Geschlossene des lutherischen Kirchentums, „in welchem die Einzelperson mit ihren Einfällen und Gelüsten in Schranken gewiesen wird.“

Ueberhaupt macht er in diesem Schriftstück kein Hehl daraus, daß sein Urteil sich mehr und mehr zugunsten der lutherischen Kirche entschieden. Das scheint bei der zuständigen Behörde Anstoß erregt zu haben. Edlin sah sich veranlaßt, in einem Nachtrag seine Stellung genauer zu präzisieren. Zunächst wiederholt er zwar sein Geständnis „er sei durch starke auswärtige Anregungen, die sich nicht sowohl auf einzelne Glaubenssätze als auf das gesamte Kirchentum und die gesamte Welt- und Lebensanschauung bezogen, dahin gebracht worden, im lutherischen Kirchenwesen eine vollendetere, harmonischere Gestalt zu erkennen“, versichert aber zugleich, „daß er die zur Basler Konfession sich bekennende hiesige reformierte Kirche für eine wahre Gemeinde Jesu Christi halte, und daß er derselben nächst Gott die Unterweisung in unserm



allein seligmachenden Glauben an Christum verdanke, ihr daher als seiner geistlichen Mutter zu beständiger Treue verpflichtet sei", auch hoffe er bei gründlicherem Studium „in den Lehren dieser Kirche noch manchen ihm jetzt verborgenen Schatz zu finden und überhaupt manches ihm noch Dunkle und Mißverständliche besser verstehen zu lernen."

Und der „ehrwürdige Konvent" gab sich mit dieser Erklärung zufrieden. Wie die Folgezeit zeigte mit Recht. Als Edlin in seinem 57. Lebensjahr auf seine Jugendzeit zurückblickte, waren ihm diese konfessionellen Differenzen verblaßt und andere Gegensätze in den Vordergrund getreten. Er sagt darüber: „Ich mochte wohl über dieses oder jenes Stück der Lehre nicht richtig denken, aber an der großen Hauptsache, der Gottheit Christi und an seinem wunderbaren Leben und Wirken habe ich nie gezweifelt. Schon die Not meines sündigen Herzens machte mir einen lebendigen Heiland unentbehrlich. Ich hatte auch schon zu sehr das Imponierende frommer, geisterfüllter Persönlichkeiten erfahren, um nicht zu merken, auf welcher Seite die Wahrheit ist. Der Unglaube der Zeit stieß mich eigentlich ab. Gegen auflösende Theologie hatte ich entschiedenen Widerwillen." Und auf sein studentisches Leben übergehend sagt er: . . . „Fast noch mehr als meine Lehrer trugen meine Freundschaften, Verbindungen mit trefflichen Kommilitonen zu meiner Entwicklung bei. In Basel schon hatte ich liebe Freunde und war Mitglied des Schwyzerhüsli, in Halle war ich Wingolfit. Ich schwärmte damals recht eigentlich für Freundschaft und Verbindungsleben. In diesen Kreisen lernte ich deutsche Art kennen und lieben. Auch mein angeborener politischer Konservatismus befestigte sich in diesen Kreisen. Das Wühlen gegen gegebene gesellschaftliche Ordnungen und gar das Buhlen mit der Revolution war und blieb mir verhaßt."

Und nun folgt ein mehr als ein halbes Jahrhundert

langes, reich gesegnetes Leben und Wirken im Pfarramt. Nach einem kurzen Vikariat an der deutschen Gemeinde in Neuenburg die Pastoration der im Val de Travers zerstreuten deutsch redenden Gemeindeglieder. Die weite Ausdehnung seines Kirchsprengels gaben ihm Anlaß zu manchen oft beschwerlichen Fußwanderungen, bald bei glühender Sommerhitze und bald bei schneidender Winterkälte. Auf denselben wurde nicht bloß seine Gesundheit gekräftigt, sondern auch seine Liebe für die intimen Schönheiten seiner heimatlichen Juraberge gewedt und genährt. In diese erste Amtsführung fällt auch seine Verheirathung. Lassen wir ihn selber darüber sich aussprechen. „Meinem äußern Leben ging um jene Zeit ein strahlender, alles verklärender Sonnenschein auf durch meine Verehelichung mit der damaligen Jungfrau Elise Reymond, Tochter des in Neuchâtel wohnenden Notars Konstant Reymond. Am 19. Oktober 1859 feierten wir in Neuchâtel unsere Hochzeit. Der Besitz dieser meiner geliebten Lebensgefährtin ist mir allezeit als eine außerordentlich freundliche Führung meines Herrn und Gottes erschienen.“

Im Mai 1861 wurde er als zweiter Helfer an die St. Petersgemeinde in Basel gewählt. Nach der damaligen Kirchenordnung hatte er hier abwechselnd mit dem ersten Helfer die Gottesdienste an Sonntagnachmittagen zu halten, sodann den kirchlichen Religionsunterricht für die Knaben, während der Unterricht der Mädchen jenem oblag. Es waren zehn Jahre fruchtbaren Schaffens und innerlichen Reifens. Eine wertvolle Frucht seines damaligen Pflanzens ist das von ihm herausgegebene, in mehreren Auflagen erschienene und zu großer Verbreitung gelangte Büchlein: Der Tisch des Herrn, Belehrung über das heilige Abendmahl und Anleitung zu würdiger Abendmahlsfeier, eine Konfirmationsgabe. Eine warm eindringliche und bei aller Tiefe und Gründlichkeit doch leicht faßlich geschriebene Begleitung. Edlin eignet sich darin im Wesentlichen die Lehre Calvins

an. In betreff der Lehrverschiedenheiten in der lutherischen und der reformierten Kirche sagt er: „Das Wesentliche und Bleibende in diesen Lehrbestimmungen, denen allen menschliche Unvollkommenheit anhängt, ist die Erkenntnis, daß sich uns im heiligen Abendmahl Christus mit all seinen Gütern und Gaben zu eigen schenkt, und daß er mit uns und wir mit ihm in eine wahrhaftige Lebensgemeinschaft treten. . . Das Betrübende ist nicht die Verschiedenheit der Lehre; denn warum dürfte nicht auch unter Christen solche Verschiedenheit sein? Warum sollte die Erfahrung hier, wo es sich um die tiefsten und persönlich eigentümlichsten Segnungen handelt, bei allen genau dieselbe sein? Das Betrübende war der Streit, der um dieser Unterschiede willen geführt wurde.“

Im Jahre 1869 schrieb er sein Buch über Blaise Pascal, jenen genialen Vertreter eines edlen und freien Katholizismus im 17. Jahrhundert. Edlin schildert darin das Leben Pascals und gibt in möglichst sorgfältiger Uebersetzung einen Auszug aus dessen *Lettres à un provincial* und seiner *Pensées*. Gewidmet ist das in zweiter Auflage erschienene Buch „der lieben Frau Elise Edlin geb. Keymond, meiner Lebensgefährtin und treuen Teilnehmerin an den Freuden dieser Arbeit.“

In seinen von uns mehrfach erwähnten und zur Verlesung bei seiner Beerdigung bestimmten Aufzeichnungen findet sich die folgende Stelle, die für sein ganzes Wesen charakteristisch ist und den Schlüssel bietet zum Verständnis seiner Amtsführung und seiner Stellung als Christ und Theologe. Sie lautet: „Ich glaube, daß ich nicht recht täte, wenn ich unerwähnt ließe, daß gegen Ende meiner Amtsdauer zu St. Peter, nämlich am 8. Januar 1870, bei einem zufälligen Anlaß und ohne daß ich es gerade gesucht hätte, nach einer Vorbereitungspredigt der barmherzige Gott mir armen, immer noch unbefestigten Menschen plötzlich eine solche freudige Versicherung meiner Rindschaft und meines Gnaden-

standes schenkte, daß ich mir wie in ein Element von Freude und Liebe eingetaucht vorkam, und wie neu geweiht und gegürtet zum Predigtamt. Ich fühlte, daß ich fortan anders predigen könne, und ich hatte nun mein Hauptpredigtthema für die übrige Zeit meines Amtes bekommen, wobei ich auch bleiben will: Die Gerechtigkeit des armen Sünders vor Gott durch den Glauben an den Herrn Jesum. Was Paulus im Römerbrief lehrt, was unsere alten Katechismen lehren, war nun meinem Herzen göttlich besiegelt. Und meine Theologie mußte dem Herzen folgen. Die großen Lehren von der wahren Gottheit Christi und von seiner wahren Menschheit, von seinem Versöhnungstod, von der Gewißheit des Heils im Glauben an seinen Namen, von der völligen Unfähigkeit des Menschen und von seinem gänzlichen Verderben, von der Absolutheit der Gnade, von der ewigen Erwählung waren mir nun in ihrem Zusammenhang verständlich und überaus köstlich. Auch das geschriebene Wort Gottes, das Zeugnis, an dem sich der Glaube halten muß, erschien mir fortan mit dem ganzen Vollgewicht seiner Autorität. Predigt und Unterricht wurden anders, einfacher, biblischer und mehr konsequent aufs Zentrum dringend. Ich empfand auch kein Bedürfnis mehr, mich wegen meines Glaubens mit dem vernünftigen Denken auseinanderzusetzen. Ein solches Unternehmen wäre mir als Torheit und Undank und Verwegenheit erschienen, nachdem was ich erfahren hatte. Was andern wohl als das Absurdeste an der christlichen Lehre erschien, als etwas, was man durchaus beseitigen oder wenigstens abschleifen müsse, erschien mir als das Herrlichste und Preiswürdigste.“

Die Erfahrung dieser Gnadenstunde darf natürlich nicht in der Weise gedeutet werden, als wäre nun alles vorangehende fromme Erleben und amtliche Wirken von ihm als wertlos erklärt worden oder als wäre sein ganzes nachfolgendes Leben einseitig und ausschließlich religiös gerichtet

und interessiert. Daß das letztere nicht der Fall war, zeigt Edlins gleich darauf folgende Wahl zum Vorsteher der Basler Gemeinnützigen Gesellschaft.

Es ist fast rührend, zu beobachten, wie er in seinem am 24. Februar 1871 gehaltenen „Schlußvortrag“ auch die rein peripherischen, dem äußern und leiblichen Wohl gewidmeten Veranstaltungen in ihrer Bedeutung für das Ganze zu würdigen und in liebenswürdiger Weise zu empfehlen weiß, um dann allerdings beim Gebiete der Bildung und Erziehung in höhere Regionen hinüberzuleiten, so bei den Kleinkinderschulen mit treffenden Winken über Pädagogik, bei der Fürsorge für entlassene Sträflinge in einem Erfurs über das Wesen der Reue und beim Kirchengesangchor sogar mit einem Ausblick in die himmlische Welt mit ihrem vollkommenen Lobe Gottes. Der Vortrag beginnt mit einem Dank für das durch Gottes gütige Bewahrung „friedliche Geschäftsjahr“ in einer Zeit, in der das Kriegsgeschrei das Geräusch jeder andern Arbeit laut übertönte und in einem Land, das durch seine Grenzlage ganz besonders der Gefahr ausgesetzt war, die heftigsten Gegenstöße der riesenhaften Erschütterung zu empfinden, welche diese unsere zwei großen Nachbarvölker erfuhren“ — und er schließt mit den Worten: „Nur wo möglichst viele aus ihren selbstischen Interessen herausgerissen und daran gewöhnt und dazu herangebildet werden, an das allgemeine Wohl zu denken, ist ein freies Gemeinwesen seines Namens würdig und hat eine Kraft des Widerstandes gegen alle Angriffe. Wo jeder das Seine sucht, fällt, vom Wurm des Egoismus durchfressen, das ganze Gebäude der Gesellschaft zusammen. Nur die gesunde Würdigung aller Lebensgebiete und der Blick in die tiefsten Bedürfnisse des Menschen hat den Stiftern unserer Gesellschaft den Erfolg verschafft, den wir jetzt nach bald hundert Jahren vor Augen sehen. Wir sind in ihre Arbeit getreten, geschehe es in ihrem Geiste. Wenn wir so unser Feld bebauen, so wird Gott vom

Himmel zu fröhlichem Gedeihen seine freundliche Sonne über uns scheinen und seinen milden Regen über uns träufeln lassen.“ —

Im Frühjahr 1871 wurde Edlin zum Pfarrer von St. Martin gewählt. Er hatte nun statt der Nachmittagspredigten sonntäglich die Frühpredigt zu halten und nicht bloß Knaben, sondern auch Töchter zu unterrichten. Er war zwar Helfer am Münster, aber doch in erster Linie einziger Pfarrer an seiner St. Martinskirche, der ältesten der Stadt und der ersten, in der Basels Reformator, Dekolampad, das reine Evangelium verkündigte.

Es war eine Kampfeszeit, die nun im Leben Edlins anbrach. Der „Reformsturm“, wie er selber sich ausdrückt. Er sagt davon in seinen Aufzeichnungen: „Die Leiden, die er mir verursachte, die Protestationen, die er mir aussprekte — ich schweige davon. Diese Bewegungen zittern fort in meiner Seele und werden fortzittern bis an mein Ende.“

Sollen auch wir davon schweigen? Ich denke nicht. Eine für Edlins Leben und Wesen so wichtige und charakteristische Zeit darf an dieser Stelle nicht unbesprochen bleiben.

Um sein Verhalten zu verstehen, müssen wir uns die damalige Situation vergegenwärtigen. Man kann wohl sagen: Raum anderswo trafen die kirchlichen und theologischen Gegensätze so schroff und unvermittelt aufeinander wie in Basel. Hier eine seit Jahrhunderten unbestritten dominierende Rechtgläubigkeit, dort eine von außen her kommende, in jedem jugendlichen Kraftgefühl einherschreitende Reform. Und nun Edlin mit seinem unbeugsamen Autoritätsglauben, der ihm durch Erziehung, Studium und persönliche Erfahrung und Offenbarung so gewiß geworden, und seiner impulsiven, leicht erregbaren Art. Da war heftiger Kampf unvermeidlich. Als, was ihm ehrwürdig, lieb und heilig war, eins ums andere angetastet und beseitigt wurde, als unmittelbar nach seiner Frühpredigt auf derselben

Martinskanzel die neue Richtung ihre Gast- und Propagandapredigten halten ließ — wie sollte er da nicht zu den Waffen greifen? Er tat es mit der ganzen Wucht und Furchtlosigkeit, deren er fähig war. Wir erinnern an den Anfang der achtziger Jahre, da der Anzug Hörler in der Synode diskutiert wurde: die Taufe nicht mehr als notwendige Vorbedingung zur Konfirmation zu erklären. Da gab Edlin ein flammendes Votum ab, in welchem er den Anzug als eine Schmach für die Kirche bezeichnete und nach einer Trennung der beiden Richtungen in zwei völlig gesonderte Kirchen rief. Und im Jahre 1886 erschien seine Kampfschrift: Entweder — Oder — worin er die biblische Lehre der Reformlehre gegenüberstellt, hier eine Auswahl von Kernsprüchen der heiligen Schrift — dort eine Blumenlese aus hervorragenden Reformschriften, um dann in kurzen, meist in Anmerkungen gegebenen Winken „es handgreiflich zu machen, daß, wer diese annimmt mit jener gebrochen hat und umgekehrt.“

Die Schrift besteht aus 10 Kapiteln, die die folgenden Ueberschriften tragen:

1. Dem Gott der Wunder tut ist in der Reform kein Raum gelassen.
2. Christus spricht: Die Schrift könne nicht gebrochen werden, die Reform aber bricht die Schrift.
3. Wie widersprechen sich Bibel und Reform in der Lehre von der Sünde?
4. Der Christus der Reform ist ein bloßer Mensch, der Christus der Bibel ist der eingeborene Sohn Gottes, hochgelobet in Ewigkeit.
5. Das Lebensbild Jesu wie die Reform es gibt, ist eine Verstümmelung des Bildes Jesu, wie er nach der Schrift gelebt, geredet, gewirkt hat.
6. Nach der Schrift hat Gott den, der von keiner Sünde wußte, für uns zur Sünde gemacht; nach der Reform ist es eine Wahndee zu meinen, der Tod Jesu sei das Opfer für die Sünde der Welt.
7. Für die Reform gibt es in Wahrheit kein Osterfest und kein Himmelfahrtsfest.
8. Die Reform verwandelt die lebendige, reiche, große Christenhoffnung in

eine unsichere verschwommene Mutmaßung der Fortdauer nach dem Tode. 9. Wie die Reform vom Gebete lehrt, werden die großen von Gott gegebenen Verheißungen entkräftet. 10. Und nun wählt.

Bezeichnend für Edlins Art ist es, daß er die Darlegungen der Gegner oft bloß mit kurzen Ausrufen der Enttäuschung begleitet: Höchst befangen! Lästerei! Laß dich nicht irren, lieber Leser: das gerade Gegenteil ist wahr! usw. Sie machen den Tempel der heiligen Schrift zur Ruine, sie begeben einen schweren Abfall, ihre Worte gleichen der boa constrictor, die die Seele tödtlich umschlingt. Für ein Wort der Vermittlung und Verständigung blieb hier kein Raum. Und eine Stimme, die diesem Entweder-Oder ein Weder-Noch entgegenzusetzen und auf einen Standpunkt hinzuweisen suchte, da man sich weder der altorthodoxen noch der reformerischen Lehre gefangen gibt, fand damals wenig Gehör und Sympathie.

Aber das muß deutlich hervorgehoben werden, aus Freude am Streiten und aus Rechtshaberei hat Edlin nicht zu den Waffen gegriffen, der Kampf verursachte ihm, wie er selbst sagt, bitteres Leiden, er führte ihn um seines Gewissens willen und im Gehorsam gegen seinen Herrn und Meister. Er meinte es aufrichtig, wenn er versichert: Dieser Streit hat nichts mit Personen zu tun, sondern nur mit der Sache. Er wäre sich als Verräter an der heiligen Sache vorgekommen, wenn er nachgegeben und geschwiegen hätte.

Die Gefahr der Gründung einer positiven Freikirche lag damals für Basel nahe und manche erwarteten von Edlin und seinen nächsten Gefinnungsgegnern eine solche. Auch wären die geistigen und äußeren Mittel dazu vorhanden gewesen. Daß er trotz allem die Hand dazu nicht bieten, sondern in der Landeskirche ausharren wollte, zeugt für sein historisches Verständnis und seinen kirchlichen Weitblick.

Und daß man bei gemeinsamer Arbeit einander werde

vertragen und in manchem besser verstehen lernen, dieser Einsicht konnte er sich nicht ganz verschließen.

Am 15. Mai 1918, also ein Tag vor Edlins Tod, erschien im „Christlichen Volksboten“ ein von ihm verfaßter Bericht über die Basler Synodalswahlen, der mit den verständlichen Worten schließt: „Auch ist zuzugeben, daß es manche allen Parteien gemeinsam zufallende Arbeit gibt. Gott gebe dazu seinen Segen, und denen, die zu seiner Wahrheit stehen, lege er allezeit ein festes freudiges Bekenntnis in den Mund.“

Am 28. August 1894 tagte die schweiz. Predigergesellschaft in Neuenburg. Man redete über den Krieg im Lichte der christlichen Moral und über die Friedensmission der Kirche. Nach einem sehr pazifistisch gestimmten Referat von Prof. Quartier-la-Tente hielt Edlin ein kurzes gedankenreiches Korreferat, in welchem er das relative Recht des Krieges und seine zeitweilige unabänderliche Notwendigkeit hervorkehrte. Er erinnerte an die heiligen Kriege Jehovahs in Israel und an die Gewalt, die die heilige Schrift der Obrigkeit einräumt und die ihr die Pflicht auferlegen kann, im Dienste der Gerechtigkeit Krieg zu führen. Vom Papste als Schiedsrichter und von einem internationalen Schiedsgericht erwartet Edlin das Heil nicht. „So bleibt“, sagt er zum Schluß, „nichts übrig, als daß am Ende, wenn kein Schiedsgericht zu finden ist, die Waffen entscheiden. Es ist schrecklich, diese Aussicht zu haben, aber wir ändern es kaum. Protestieren dürfen wir, bitten bei Menschen und beten zum Herrn, aber es ist sehr fraglich, ob wir auch fürderhin noch Kriege werden verhindern können.“

Edlin erklärt ausdrücklich, zu dieser Ueberzeugung habe ihn teils die Kenntnis des menschlichen Herzens, teils eine genauere Betrachtung der heiligen Schrift geführt.

Der Höhepunkt in Edlins pastoraler Tätigkeit war die Predigt. Hier war er ganz in seinem Element, hier gab er

sein Bestes. Schon sein Auftreten hatte etwas Imponierendes. Die würdevolle Haltung des hochgewachsenen Mannes, das Pathos seiner wohlklingenden Stimme, die Art, wie er das Gebet sprach und den Segen erteilte, über allem lag eine priesterliche Weihe. Nach Verlesung des Textes pflegte er ein kurzes, meist biblisches, den Hauptgedanken der nun kommenden Predigt ausdrückendes Wort in die Gemeinde hineinzurufen, das wie ein Trompetenstoß klang und die Zuhörer zum Aufmerken aufrief. Höchst feierlich war die Art, wie er beim Spenden des Segens dreimal die Hände über die Gemeinde ausbreitete, zuerst nach links, dann nach rechts und zuletzt gegen vorn. In der Wucht seiner Diktion und der eindringlichen Schärfe seiner Gedanken erinnerte er an die alten Propheten, in der Kampfeszeit an Elia: ich habe geeifert um den Herrn, den Gott Zebaoth. Da er jeden Sonntag seine Frühpredigt zu halten hatte, konnte er in Serienpredigten die Gemeinde mit dem Inhalt ganzer biblischer Bücher in zusammenhängender Weise bekannt machen. Er scheute sich nicht, auch entlegenere Teile der Bibel zu wählen, so das Buch des Propheten Ezechiel. Aber eigentlich war er der geborene Fest- und Erweckungsprediger, der Evangelisationsmann. Ich erinnere mich an gewaltige Predigten von ihm etwa über: Habt nicht lieb die Welt, die verfluchte Welt, oder: Du hast den Namen, daß du lebst und bist tot. Und mit welcher Plastik und Farbenkraft wußte er an Offern den Gegensatz von Tod und Leben und die Herrlichkeit des Auferstandenen zu schildern. Nie langweilig, immer rezent, nie matt, stets lebendig, im einzelnen vielleicht altmodisch, nicht immer gleich durchsichtig, abgewogen und gleich genießbar, aber immer gehaltvoll, immer aufs Zentrum weisend: die Liebe Gottes in Christus, und unsre Liebe zum Herrn, die auf die rechtfertigende Gnade sich gründende Heilsgewißheit und damit eng verbunden ein ernstes Dringen auf Heiligung. Immer fühlte der Zu-

hörer, der Prediger ist ergriffen; die Liebe Gottes dringet ihn also. So konnte er vierzig volle Jahre lang Sonntag für Sonntag die große Martinskirche in früher Stunde mit Zuhörern füllen, nicht bloß an schönen Mai- und Sommer-sonntagen, sondern auch an den dunklen und kalten Wintermorgen. Er bezeugte es etwa gerührt, wie diese Treue seiner Predigtgemeinde ihm wohl tue. Und vergessen wir das Eine nicht. Es war bei ihm in seltenem Maße eine Uebereinstimmung von Wort und Tat vorhanden. Man hatte den bestimmten Eindruck einer geheiligten Persönlichkeit, bei aller graziösen Liebenswürdigkeit und Heiterkeit als Grundton ein tiefer, echter Ernst. In ihrer Art treffend hat dies eine Magd ausgedrückt, die seine regelmäßige Zuhörerin war und ihn zugleich im Hause ihrer Herrschaft verkehren sah: Ha, der hat's ebenso wichtig unter der Kanzel wie auf der Kanzel. Er hatte auch im gewöhnlichen Verkehr etwas Feierliches, das ihm natürlich stand.

Edlin liebte es, Tagesereignisse auf der Kanzel zu besprechen, indem er sie ins Licht des Wortes Gottes stellte. So hielt er einmal am 26. August eine Frühpredigt über das Thema: Die Schlacht von St. Jakob, einer für alle und alle für einen. Auch scheute er sich nicht, in der Predigt offen zu protestieren, wenn nach seiner Ueberzeugung Ungerechtigkeiten im Staatsleben begangen wurden. So in seiner im Münster zu Basel gehaltenen Festpredigt bei der eidgenössischen Bundesfeier am 2. August 1891. Der Text war: Gerechtigkeit erhöht ein Volk. Mit aller wünschenswerten Deutlichkeit und nicht bloß beiläufig brandmarkte Edlin die Revolution im Tessin und deren nachsichtige Behandlung durch die eidgenössischen Behörden als schreiende Ungerechtigkeit. *) Er sagte u. a.: „Geliebte! Wir sind Eidgenossen.

*) Am 11. Sept. 1890 war die konservative Regierung im Tessin durch die radikale Partei gewaltsam gestürzt worden. In dem, Juni 1891, geführten Prozeß wurden 20 angeklagte Revolutionäre freigesprochen.

Und zum eidgenössischen Sinn gehört, daß man Wort hält, Treue hält, Gesetz hält. Nur diese Gesinnung, nur Gerechtigkeit erhöht ein Volk, nicht Empörung, nicht Beschönigung der Empörung. Diese letztere erniedrigt ein Volk und entehrt es. Wir haben eine Einbuße erlitten an der Achtung und Würde, an der uns vor allem sollte gelegen sein. Und das ist ein Unglück, größer als alles andere Unglück, das uns in letzter Zeit betroffen hat; denn dieses Unglück erschüttert die Grundfesten unseres Staatswesens!" —

Edlin gehörte 35 Jahre lang dem Basler Missionskomitee an. Seine Liebe für diesen Zweig der Reichsgottesarbeit war ihm selbstverständlich. Er hat in Predigt und festlicher Ansprache dieser Liebe feurigen Ausdruck zu geben gewußt. Er unterließ in keinem seiner Gottesdienste im Schlußgebet die Gemeinde an ihr dreifaches Missionsanliegen zu erinnern mit den Worten: „Ewiger, allmächtiger Gott und Vater! Wie es Dein Wille ist, daß wir tun sollen Bitte, Gebet und Fürbitte für alle Menschen, so bitten wir dich: Sende dein Licht und deine Wahrheit den armen Heiden, die noch in Finsternis und Schatten des Todes sitzen. Zerstöre die Bollwerke des falschen Propheten Mohammed und nimm die Decke hinweg von Deinem verblendenen Volk Israel.“

Ein Freund, der lange mit ihm im Komitee saß, nennt ihn einen Missionsoptimisten, der bei wichtigen Entscheidungen mutig vorwärts strebte, eine beneidenswerte Sicherheit und ein munteres Gottvertrauen an den Tag legte und in dessen Gegenwart nie eine schwüle Atmosphäre herrschte. Mir äußerte Edlin einmal in seiner demütigen Art, er habe es oft empfunden, wie schwer es für einen im vollen Amt stehenden Pfarrer sei, sich in dem weitverzweigten Missionsgebiet den nötigen Ueberblick und Einblick zu verschaffen und wie er von vornherein drauf habe verzichten müssen, hierin mit den offiziellen Berufsmitgliedern des Komitees Schritt zu halten.

Edlin war Allianzmann. Mißtrauisch gegen kritische Wissenschaft und abweisend gegen alle Negation in der Theologie, suchte er gerne Gemeinschaft mit allen, mit denen er sich in der Liebe zu Christus und im Gehorsam gegen sein Wort eins wußte, auch wenn sie andern Denominationen angehörten, und der Enthusiasmus der außerkirchlichen Gemeinschaften war seinem Wesen nicht zuwider. Auch bei der katholischen Kirche anerkannte er bereitwillig die vorhandenen Wahrheitselemente. Bis in die letzten Tage seines Lebens hatte er Konvertiten, die von dort kamen, in der evangelischen Lehre zu unterrichten. An der großen Allianzversammlung im Jahr 1879 zu Basel hat er sich folgendermaßen ausgesprochen: „Wer die Ehrfurcht vor Gott und seinem heiligen Wort und das Bewußtsein unserer gänzlichen Abhängigkeit von ihm in Sachen unserer Seligkeit, wie es besonders unsrer ältern reformierten Kirche eigen war, zu vereinigen wüßte mit einer Auffassung der Person Christi und besonders seiner Realpräsenz im Abendmahl, wie die lutherische Kirche sie bekennet, wer dazu vermöchte, in Einfalt des Herzens sich zu nähren vom Worte von der Versöhnung, wie die Brüdergemeine es lehrt und damit verbände die Energie und den Bekenntnis- und Evangelisationseifer, den so viele unserer englischen und amerikanischen Christen an den Tag legen, wer sich so unter Gottes Autorität beugte, daß er von aller falschen Autorität ganz frei wäre — wer ebenso die Innerlichkeit pflegte, als fleißig nach außen wäre, den sittlichen Aufgaben, die dem Christen gestellt werden, zu genügen — der wäre mir der rechte Allianzmann, durchaus einerlei welchen besondern Namen er sonst führt. In einer solchen Verbindung aller Wahrheitselemente läge eine große Kraft und ein reicher Gewinn. Jede Kirche, die irgend noch Leben hat, besitzt einen Schatz, wert von andern betrachtet und benutzt zu werden. Und hiezu soll eben die Allianz dienen. Möchten doch das die Christen einsehen, und nur einmal anfangen

voneinander zu lernen. Sie würden bald merken, wie befruchtend sie aufeinander wirken können. Rückert sagt:

Wenn die Wässerlein kämen zu Haus
Gäb es wohl einen Fluß:
Weil jedes geht seinen eigenen Lauf,
Eins ohne das andre versiegen muß."

Im Jahre 1911 trat Edlin, 78jährig, vom Pfarramt zurück. Er sagt über die Gründe, die ihn dazu bewogen, in seiner am 18. Juni gehaltenen Abschiedspredigt: „Diese eure Liebe, teure Gemeindeglieder, hat doch den bestimmten Eindruck nicht verwischt, daß die Zeit für mich gekommen sei, nach so langem Dienste am Worte mich zurückzuziehen und aus der Reihe der Prediger mehr in die der einfachen Hörer und Täter des Wortes zu treten, wie alle Christen. Es regt sich auch im Alter begreiflicherweise mehr das Bedürfnis nach sabbatlicher Stille. Die Nähe der Ewigkeit bringt es mit sich. Auch wird manches, was dem Mann in der Kraft seiner Jahre leicht vorkam, dem Greis schwer und drückt ihn. So habe ich, ohne in meinem Gewissen gestraft zu sein, den Schritt zur Niederlegung des Amtes getan.“ Und an einer andern Stelle der Predigt sagt er über seine Amtsführung die prächtigen, goldlautern Worte: „Meinen wir auch uns Mühe zu geben, so geht es gewiß ohne Schwachheit und Sünde nicht ab. Und Sünde muß eben vergeben werden. Unter diesem Eindruck stehe ich beim Rückblick auf die hinter mir liegenden 40 Jahre. Da ist bald zu viel Eifer, bald zu wenig. Da mischt sich in Predigt und Seelsorge unter das Gold und Edelgestein des Evangeliums auch anderes von minderem Wert. Kurz, dem Diener Christi ist das Gebet nicht erspart: „Herr gehe nicht ins Gericht mit Deinem Knecht, denn vor dir ist kein lebendiger gerecht! Aber das war recht von mir, daß ich bei dem Zeugnis von unserm Herrn Jesus, dem ewigen Sohn Gottes, dem Gekreuzigten

und Auferstandenen, dem angebeteten Haupte seiner Gemeinde, von Anfang meines Dienstes bis ans Ende geblieben bin."

Sein Ruhestand war eine siebenjährige emsige Arbeitszeit. Genau wurde das Tagewerk eingeteilt in Armenaudienzen, mit denen er in seiner ganzen amtlichen und nachamtlichen Tätigkeit reichlich bedacht war, in Kranken- und Hausbesuche bei seinen Getreuen, die an ihm hingen, da und dort in der ganzen Stadt, in sorgfältiger Vorbereitung auf zahlreiche von ihm begehrte Predigten. Er pflegte sich bis zu allerletzt durch gewissenhaftes Niederschreiben und Memorieren vorzubereiten, wobei er sich, da sein Augenlicht stark abgenommen, der Lupe bediente. Seine geistige Frische blieb bewundernswert. Sein Interesse für die Vorgänge der Gegenwart und seine Urteilskraft über Dinge und Personen stumpfte sich nicht ab. Zu seiner körperlichen Rüstigkeit mochte der häufige Aufenthalt im Freien und das Baden im Rhein, das er bis ins hohe Alter fortsetzte, beigetragen haben. Wie hat er die stillen frühen Morgenstunden im romantischen Pfarrgärtlein zu St. Martin geliebt. Da pflegte er an der Predigt zu arbeiten und Hebräisch zu lesen. Es war ein reiches, glückliches Leben, nicht in dem Sinn, als ob ihm alles geglückt wäre. Er ist von schwerem Leid in Haus und Familie nicht verschont geblieben. Er überwand es, nicht aus natürlicher Elastizität, sondern weil er es erfahren durfte, daß die auf den Herrn harren neue Kraft kriegen. Mit Recht sagte ein Freund bei seinem Hinschied: Einem Mann wie Eölin mußte das Licht immer wieder aufgehen.

Am Himmelfahrtstage, acht Tage vor seinem Tode, hat der 85jährige noch gepredigt, und die Predigt für den Trinitatissonntag lag fertig geschrieben, als sein Herr kam, ihn abzurufen. Er machte am Vormittag des 15. Mai noch mehrere Ausgänge, wollte am Nachmittag an seinen Sohn in Frankfurt einen Brief schreiben, wurde mitten drin von

heftigem Kopfweh befallen. Es folgte eine bange Leidensnacht und am Morgen darauf ein sanftes Ende. Die Uhr stand still. Bei seiner Leichenfeier in der überfüllten Elisabethenkirche am Pfingstmontag gedachten wir an das Wort Jesu: Wer an mich glaubt, wie die Schrift sagt, von des Leibe werden Ströme des lebendigen Wassers fließen.

Basels Komödienwesen im 18. Jahrhundert.*

Von Ernst Jenny.

Wer von Gegenständen der Theatergeschichte handelt und sich damit an ein weiteres als bloß von Fachgenossen gebildetes Publikum wendet, steht vor schier unüberwindlichen Hindernissen. Er kann nicht wie der Darsteller politischer Geschichte oder der Schilderer verblichener Kulturzustände einfach und schlicht die Ergebnisse seiner Forschungen vor dem Leser ausbreiten und sagen, wie es denn eigentlich gewesen ist. Die Theatergeschichte ist als einer der jüngsten Zweige der Literaturforschung in ihren Hauptzügen und Tatsachen weiteren Kreisen noch zu wenig bekannt, als daß er nur die Resultate seines Sondergebietes, hier also z. B. der Theaterverhältnisse Basels, mitzuteilen brauchte und dem Leser überlassen dürfte, diese in den Bereich seines Wissens von der allgemeinen Theaterentwicklung einzubeziehen. Er muß im Gegenteil, will er verständlich bleiben, auf Schritt und Tritt, die Dinge der allgemeinen Entwicklung

Das Thema.

* Die nachfolgende Untersuchung ist aus verschiedenen Vorträgen hervorgegangen, die der Verfasser in den letzten Jahren im Basler Theaterverein und in der Basler Historisch-antiquarischen Gesellschaft gehalten hat. Fortwährend neu zufließendes Material ließ sie mit der Zeit aber weit über den Rahmen und Umfang einfacher Vorträge hinauswachsen. Wenn der Verfasser gleichwohl manches im Text hat stehen lassen, was eine streng wissenschaftliche Untersuchung in die Anmerkungen verwiese, so geschah es, um für nicht fachmännisch interessierte Leser der Darstellung Leben und Farbe zu verleihen, ohne die sie stellenweise zur trockenen Aufzählung werden müßte. Dabei ist er sich wohl bewußt, nicht überall die neueste Fachliteratur zu Rate gezogen zu haben; doch mögen die für das Feld der Theatergeschichte noch ganz ungenügende Ausstattung unserer öffentlichen Bibliotheken, sowie die Schwierigkeiten der Bücherbeschaffung zur Kriegszeit eine Entschuldigung bilden.

zu Vergleich, Beleuchtung und Erklärung heranziehen. Diese hinwiederum erfahren durch die Lokalforschung manche kleine Ergänzung und Bereicherung, erhalten durch sie Leben und Farbe. Der Berichterstatter darf weder die Helden seiner Erzählung, noch die von ihnen produzierten Leistungen und interpretierten Rollen, noch die Dichter der Stücke einfach als bekannt voraussetzen; er muß sich beständig gegenwärtig halten, daß alles, was für ihn lebt und Bedeutung hat, dem Leser vielleicht toter Name und körperloser Begriff ist; er muß also aus seinem Schatze *Altes und Neues* hervorbringen, auch auf die Gefahr hin, seiner Arbeit den Charakter strenger Forschung zu rauben zugunsten einer auch für Nichtfachkreise genießbaren, allgemein verständlichen und klaren Erzählweise. Es verhält sich mit diesem Teilgebiet literarischer Forschung ähnlich wie mit Lessings Hamburger Dramaturgie: diese wird nach behandelten Stücken und Dichtern von den landläufigen Geschichtsdarstellungen als tot und reizlos hingestellt und ihr Wert für den Leser der Gegenwart nur noch im Methodischen gesehen, in der Fülle wertvollen Materials zur Kenntnis des kritischen Verfahrens ihres Verfassers, ein Urteil, das der Kenner jener Zeit niemals wird völlig gelten lassen. So mag denn die Schwierigkeit des Gegenstandes entschuldigen, wenn für den Geschmack des einen oder andern da und dort zu viel Bekanntes mit hereinbezogen erscheint. —

Basel hat von jeher theatrales Leben in seinen Mauern gesehen. Die schaurige Nacht des 7. Oktober 1904 hat der Stadt ihr zweites, festes Theater geraubt. Es war 1875 eröffnet worden und hatte erstellt werden müssen, als die Unzulänglichkeit jenes ersten Theaters am Blömlin erwiesen war, das, auf dem Ureal der alten Reitschule nahe der Kaserne der Basler Standesstruppe erbaut, da gestanden hat, wo jetzt der linke Flügel des Steinenschulhauses sich hinzieht. Dieses Blömlintheater hat seine Tore anno 1834 geöffnet. Ueber seine Geschichte in den ersten Jahrzehnten

des Bestehens bis 1850 berichtet das Basler Jahrbuch für 1908; jene Jahre bezeichnen eine Glanzzeit der italienischen Oper der Rossini, Bellini und Donizetti bei uns. Mit den theatralischen Vorführungen in diesen beiden, dem jetzigen neuen (dritten) Theater vorausliegenden Häusern ist aber Basels Theaterleben noch lange nicht erschöpft; es gehen im Gegenteil hochinteressante Epochen voraus.

Die Schweizer hätten ganz allgemein einen großen Hang zu Schauspielen, ungeachtet in der ganzen Schweiz kein Theater (Vf. meint stehendes Theater!) geduldet werde. So heißt es in einer Beschreibung des „Vormaligen Zustandes der Schweiz“, die mit einem Hallerschen Vers als Motto anno 1800 ein anonymer Zeitgenosse zu Göttingen herausgegeben hat.¹⁾ Zum Beweise, wie sehr er Recht hat, auch für den Platz Basel, brauche ich nur an die einzige zusammenhängende theatergeschichtliche Arbeit zu erinnern, die L. A. Burdhardt²⁾ im ersten Band der Beiträge von 1839 veröffentlicht hat. Dort sind alle die seit den Tagen der Reformation vorgekommenen Aufführungen, von denen die Lebensbeschreibungen der Thomas und Felix Platter, Joh. Gasts Tagebuch und die „Baslerischen Stadt- und Landgeschichten“ von Burtorf-Falkeisen erzählen, gewissenhaft und mit Geschick gebucht. Es handelt sich bekanntlich um Aufführungen von Stücken mit biblischen und geschichtlichen Stoffen durch Schüler, Studenten und Bürger, auch um allegorische Stücke, wie sie ab und zu einer neugewählten Regierung zu Ehren gegeben wurden. Burdhardts Studie hat neuerdings (1916) eine wertvolle Ergänzung gefunden durch eine Basler Dissertation, die die Dramen von Valentin Volk unterfucht.³⁾ Aber Burdhardts verdienstvolle Arbeit bedarf heute sehr der Ergänzung, nicht nur der zeitlichen Fortführung. Einmal stand ihm noch lange nicht das Material zur Verfügung, das uns heute ein wohlgeordnetes Archiv und die handschriftlichen Chroniken der Bibliothek zu bieten imstande sind, sonst würde er wohl noch von mancher

Produktion und Aufführung dramatischer Art, wie sie schon frühe auf Basler Zunftstuben⁴⁾ hervortraten, zu erzählen wissen. Er hat dabei offenbar die Ratsprotokolle und vornehmlich Bd. 6 und 7 von Ochsens Geschichte der Stadt Basel benutzt, für die letzte Zeit wohl auch noch aus mündlicher Ueberlieferung geschöpft, sich aber in der Hauptsache an das 16. und 17. Jahrhundert gehalten; und hier berichtet er mit Vorliebe von der dramatischen Kunst, d. h. der Produktion; über die späteren Zeiten geht er ziemlich rasch hinweg, wo fremde, nicht einheimische Kräfte die Darsteller waren und Werke neuerer Dichtkunst, nicht bloß lokaler Mache, zur Aufführung kommen. Er konnte für seine Lieblingsepoche Dichtung und Darstellung noch zusammen sehen; wo Darstellung und Darsteller für sich eine Macht zu werden beginnen, da interessierte ihn die Zeit nicht so recht, konnte sie ihn nicht interessieren, denn eben hier fängt das Neue an, das seiner Zeit noch verschlossen war: das Gebiet der Theatergeschichte. Wir sehen heute die Dinge anders; gerade die große Epoche vom Auftreten der Berufsschauspieler an bis zur Errichtung stehender Häuser ist eine der allerfesselndsten. Sie reicht in der Hauptsache für Basel vom letzten Drittel des 17. Jahrhunderts bis zur Wende des 19. und hat ihre Blüte im 18. Diese Zeit des 18. Jahrhunderts mit seinen wandernden Romöddiantenbanden ist der Gegenstand der nachfolgenden Ausführungen.

Die neue Auf-
gabe.

Zu dieser theatergeschichtlichen Tatsache ein kurzes Wort.

Seit dem Ausgange des 16. Jahrhunderts wird die Schaulust des deutschen Publikums durch wandernde englische Romöddianten und dann durch Truppen sog. hochdeutscher Romöddianten, die aus jenen hervorgehen, genährt. Wie Dichtung und Schauspielkunst sich gegenseitig beeinflussen und voneinander abhängen in jenen Zeiten, wie

überhaupt über alle einschlägigen Dinge, gibt heute jede ausführliche Literaturgeschichte Auskunft. Die Banden stehen unter einem Prinzipal und heißen deshalb auf deutschem Sprachgebiete Prinzipalschaften. Ihre Hauptstärke bestand lange Zeit in sog. Haupt- und Staatsaktionen; diese heißen Staatsaktionen, weil sie irgend eine Begebenheit mit allem Pomp und Staat vorführen, die dann die Hauptaktion des Theaterabends bildet, während zwischen die Akte willkürlich und ohne Zusammenhang mit der Geschichte Späße eingelegt sind, die mit Vorliebe der Führer liefert, der sich dann auch gerne nach seinem Lieblingsgericht benennt: Hans Wurft, Jean Potage, John Bouset, Pidelhäring u. dgl. Daraus entwickelt sich das Hanswurftstück. Auf e i n e große Bande, die berühmte des Magister Velten, lassen sich alle bedeutenderen irgendwie zurückführen. Die Velten'sche hat es 1685 an den sächsischen Hof gebracht. Aus späteren Banden sind die Spielenssembles der ersten stehenden Theater zu Hamburg, Berlin, Gotha und Mannheim hervorgegangen. Die genealogischen Zusammenhänge der einzelnen Banden und Glieder untereinander hat Karl Heine mit staunenswertem Fleiße auf einer großen Stammtafel dargestellt. Alles, was von der Velten'schen Bande abstammt, das steht in einer großen Tradition; Velten hat zuerst die Fühlung mit der Dichtung gesucht; er gilt als der erste, der weibliche Rollen durch Frauen darstellen ließ, woraus allerdings zunächst mehr die Kunst als die Moralität Nutzen wird gezogen haben.⁶⁾

Diese Banden oder Prinzipalschaften haben das ganze deutsche Sprachgebiet durchzogen, von Danzig und Königsberg bis nach Bern; ja ihre Fahrten gingen sogar über den Belt, oder bis nach Petersburg und Moskau. Eine ganze Reihe hat auf ihren Zügen auch Basel berührt, wo gelegentlich auch französische Truppen aus Ostfrankreich oder dem Elsaß landeten. Ihr Auftreten in unserer Stadt ist seit dem westfälischen Frieden schon mehrfach belegbar;⁷⁾ zur

ständig wiederkehrenden Erscheinung werden sie aber erst im 18. Jahrhundert. Ihr Leben und Treiben in Basel zu zeichnen, ist die Aufgabe. Als Quellen haben mir neben den Protokollen des Kleinen Rats die Polizeiakten, die Ballenhausakten, die Protokolle der provisorischen Regierung und der Verwaltungskammer, die der Munizipalität, eine Sammlung leider vielfach halb oder dreiviertel zerstörter Theaterzettel,⁷⁾ handschriftliche Chroniken, wie die Müllersche und die von Scherer genannt Philibert, Briefe und Tagebücher Isaaß Iselins, und schließlich zerstreute Bemerkungen in Reisebeschreibungen gedient. Sie fließen nicht sehr stark, diese Quellen. Oder um ein anderes Bild zu gebrauchen: Es ist ein oft ans Mosaikspiel gemahnendes Verfahren, das ich habe einschlagen müssen, um ein einigermaßen vollständiges Bild des Komödiantenwesens im 18. Jahrhundert zu erhalten. Ich kann deshalb nicht eine eigentliche Chronik des Theaterlebens geben und gehe einem streng chronologischen Verfahren mit Absicht aus dem Wege. Der Stoff bedingte im Gegenteil ein Zusammenfassen des Zusammengehörigen nach gewissen Gesichtspunkten, wie etwa der besondern Existenzbedingungen der Schauspieler am Orte Basel, des Verkehrs mit den Behörden, der Art der hiesigen Vorstellungen, des Betriebs und Verlaufs, des Schauplatzes, der Zeiten und der Preise der Vorführungen, der künstlerischen und gesellschaftlichen Geltung des Völkchens. Dann sollen die einzelnen Truppen mit ihren Leistungen aufmarschieren, vornehmlich die deutschen, dann aber auch die französischen. So mag sich als Endresultat am ehesten ein Bild der Stadt Basel als Theaterort ergeben. Dabei wird auch auf das Leben und die literarischen Zustände etwa einmal ein Licht fallen, denn Theatergeschichte, die sich nicht um die kultur- und sittengeschichtlichen Zusammenhänge und Vertiefung oder Bereicherung der literarischen Erkenntnis bemüht, gelangt nicht über den Wert chronikalischer Aufzählung hinaus.

Will man die theatralischen Vorgänge im alten Basel verstehen, so muß man sich zuerst mit dem Volk der fahrenden Künstler, ihrer Lebensweise und ihrer Kunst auffassung vertraut machen. Da könnte nun ein Hinweis auf die Darstellungen genügen, die an verschiedenen Stellen seines Meisterwerks über die Geschichte der deutschen Schauspielkunst Eduard Devrient gibt. Aber dieser bequeme Ausweg wäre nur für den Darsteller bequem; der Leser dagegen müßte in diesem so reichhaltigen als eigen disponierten Standwerke sich mit Mühe sein Bild aus zerstreuten Zügen zusammensuchen. Es mag deshalb gestattet sein, einen weniger einfacheren, aber, wie mir scheint, viel reizvolleren Pfad einzuschlagen, reizvoller, weil er zugleich in eine höchst instruktive und farbenreiche Sonderliteratur hineinführt, die wie ein Garten mit seltsam schnörkelig angelegten Wegen hinter Buschwerk und Ranken hübsche Ausblicke in weniger bekannte Gebiete und überraschende Bilder und Gruppierungen darbietet.

Die Banden
im
allgemeinen.

Fahrendes Komödiantenvolk! Das Thema hat viel früher als den Forscher den Dichter und darstellenden Enthusiasten abgelaufener Zeitalter der Kultur und Sitten angezogen. Der literarisch Gebildete denkt beim Hören dieses Wortes von fahrenden Komödianten sofort an zwei Meisterwerke der Weltliteratur: an den „roman comique“ Scarrons, des durch seine Häßlichkeit wie durch die Schärfe seiner Satire gleich berühmten Gatten der schönen Maintenon, an jenes Werk aus der Mitte des 17. Jahrhunderts, in dem man schon geradezu Züge aus Molières Wanderleben hat nachgebildet und aufbewahrt sehen wollen, und an Goethes „Wilhelm Meister“, dessen Urform, seit 1910 bekannt und allgemein zugänglich, die charakteristischen Lebenszüge jener Truppen noch treuer zeigt als der später vollendete Roman. Wer die Wirklichkeit noch dreister und freier von poetischem Schimmer haben will, der greift nach jenem unter William Hogarths Kupfern, das „herumstrei-

chende Schauspielerinnen" schildert, die sich in einer Scheune ankleiden, und lieft dazu die von nie versiegendem Wit überfluthenden Bemerkungen des geistvollen Spötters C. G. Lichtenberg. Wenn schon Goethes Roman ohne Scarcons Vorgang nicht zu denken ist, ja vielleicht nicht einmal ohne Oliver Goldsmith's „Landprediger von Wakefield“, in dem ebenfalls herumstreichende Komödianten vorkommen,⁸⁾ so hat der Wilhelm Meister erst recht, nicht bloß als Bildungsroman, sondern auch nach dieser des Pikanten nicht entbehrenden Seite hin mächtig auf die Folgezeit gewirkt; in den zerfließenden Romanen der Romantiker spielen Sänger, Gaukler und Artisten eine bedeutsame Rolle,⁹⁾ ja der realistischste aller romantischen Erzähler, der Gespenster-Hoffmann, hat der Welt mit seinen „Seltsamen Leiden eines Theaterdirectors“ vom Jahr 1819 ganz eigentlich eine mit geistvollem Humor geschriebene Naturgeschichte des Schauspielerstandes geschenkt. Da das alles aber, wie man einwenden kann, mehr oder weniger dichterische Erzeugnisse, mithin nicht völlig glaubwürdige Zeugnisse sind, müssen wir uns nach solchen umsehen, die die herbe Wirklichkeit jener Zeit ohne Schönfärberei wiedergeben. Solcher Zeugnisse gibt es zum Glück nicht wenige; sie bieten die Thatfachen oft erschreckend ungeschminkt, obschon oder gerade weil sie aus dem Reich der Schminke stammen: es sind Memoiren und Aufzeichnungen großer Schauspieler des 18. Jahrhunderts. Unsere gegenwärtige Zeit, d. h. die letzten 20 Jahre, weist auch eine Reihe bedeutender Werke der Art auf, man denke an Namen wie Lewinsky, Barnay, Sonnenthal, Rainz, Poffart; aber was sind sie mit ihrem vielen Wissen um ihre Kunst schon gegen die 60 Jahre zurückliegenden schlichten Erinnerungen des alten Heinr. Anschütz¹⁰⁾ und erst gegen die naiv zu nennenden Selbstschilderungen des vorletzten Säkulums? Aus

Authentisches.

denen erfährt man nicht nur vom Künstler, sondern vor allem auch von der Zeit und dem Zeitgeist. Solche Denkwürdigkeiten haben hinterlassen J. Chr. Brandes, Schauspieler und

Theaterdichter; Fr. L. Schmidt, nachmals Direktor des Hamburger Theaters; Karoline Schulze, vom jungen Goethe der Leipziger Zeit bezaunt und dem Leser aus Dichtung und Wahrheit vertraut; Jos. Ant. Christ, dessen Lebensaufzeichnungen in ihrem ersten Theil, der wahrscheinlich die Zeit vom ersten Auftreten 1765 bis zu seiner Anstellung in Prag 1772, mithin sein Leben bei den Wandertruppen, umfaßte, leider verschollen sind — die Aufzeichnungen über die späteren Schicksale sind vor einigen Jahren von Rudolf Schirmer, einem Nachkommen des Verfassers, in dem bekannten Verlage von Wilhelm Langewiesche-Brandt erstmals gedruckt und so allgemein zugänglich geworden.¹¹⁾ — Dann kommen in Betracht die Autobiographie Jfflands „Ueber meine theatralische Laufbahn“ und desselben „Leben des Souffleurs Leopold Böttger“,¹²⁾ sowie der bekannte, unter der Einwirkung des Goetheschen Werther entstandene autobiographische Roman „Anton Reiser“ von Goethes Zeitgenossen und metrischem Berater Karl Phil. Moriz, und eine Menge zerstreuter zeitgenössischer Notizen über die größten Darsteller des Zeitalters Ekhof und Schröder. Dem großen Schröder hat ein Forscher vom Range eines Berth. Litzmann eine umfangreiche, nach allen Seiten hin prächtigen Aufschluß erteilende Biographie gewidmet, auf die im folgenden noch oft wird hingewiesen werden müssen. Er wie der noch größere Ekhof sind in einem populären Sammelbändchen von Walzels „Pandora“ der Gegenwart wieder ins Gedächtnis gerufen worden.¹³⁾ Von Ekhof hat bekanntlich Lessing das schöne Wort geprägt: Wenn man ihn in einer Rolle gesehen habe, bedaure man nur, ihn nicht in allen sehen zu können.¹⁴⁾ Nicht nur als Augenzeugen des Elends im Dasein der Wandertruppen, sondern als Märtyrer am eigenen Leibe interessieren uns ganz besonders Brandes, die Schulze, Moriz und Böttger.

Brandes ist aus Lessings Leben satzsam bekannt.¹⁵⁾ Bis er glücklich in der Schönmannschen Truppe unterkam,

hat er als Bettler, Landstreicher, Jahrmarttschreier und Diener ein elendes Leben gesehen; dann ging es mit ihm aufwärts bis zum Theaterschriftsteller, der später für theatralisches Hausbrot sorgen konnte; Lessing schätzte ihn; er hat den Schauspieler und seine Frau zum Altare geleitet, die Ehezwistigkeiten des Paares oft geschlichtet und schließlich beider Tochter Fanny, einer nachmals berühmten Schauspielerin, Pate gestanden. Seine Autobiographie erschien vom Jahre 1799 an. Auch Caroline Schulze hat Denkwürdigkeiten aus ihrem Leben hinterlassen.¹⁶⁾ Sie hat mit ihrer Julia in Weißes „Romeo und Julia“ den jungen Leipziger Studenten Goethe und seine Genossen so entzündet, daß die Bewunderer sie in keiner andern Rolle, „am wenigsten aber als Tänzerin sehen wollten und sie davon sogar in kleinen ausgestreuten Versen abzumahnern gedachten“.¹⁷⁾ Mit ihrem Bruder Karl, der Balletttänzer war, im April 1767 zuerst auf dem neuen Leipziger Theater aufgetreten, hat sie das bittere Mißgeschick gehabt, zweimal derselben Rivalin, der dreifach auftretenden Madame Hensel, weichen zu müssen, erstmals zu Lessings Zeit in Hamburg, dann zehn Jahre später nochmals in Mannheim. Der treue Gatte Kummerfeld, ein braver Buchhalter, starb ihr nach kurzer, überaus glücklicher Ehe; endlich gründete sie, der falschen Scheinwelt müde, zu Weimar eine Nähsschule und hat dort ihren Lebensabend in der Gunst Goethes und der Herzoginmutter Anna Amalia gesonnt. Bitter mit ihrem Frauennamen scherzend, pflegte sie zu sagen, Kummerfeld heiße sie, und ein einziges großes Kummerfeld sei ihr ganzes Leben gewesen. Noch zur Zeit unserer Väter vertrieb die Weimarische Hofapotheke ein berühmtes Toilettenwasser, das sie erfunden. Das hat ihren Namen erhalten, von der Art war der Kranz, den die Nachwelt dem Mimen flocht.¹⁸⁾ Im Gegensatz zur Schulze haben es R. Ph. Moritz und L. Böttger auf den weltbedeutenden Brettern zu nichts gebracht. (Ich setze absichtlich den Autornamen statt den des Helden Anton

Reiser, denn daß es sich in dem „psychologischen Roman“ um eine „versteckte Autobiographie“ handle, hat schon W. Scherer erkannt.) Moritz hat wie sein Anton Reiser¹⁹⁾ in jugendlicher Begeisterung sein lebendiges Gefühl für die Schauspielkunst für Begabung gehalten; sein späterer nüchterner Lebenslauf als Gymnasialrektor und Schriftsteller ist bekannt. In ähnlicher Weise scheiterte der von Iffland in seinem unseligen Drang zur Bühne so interessant geschilderte Leop. Böttger; sein Gestaltungsvermögen hielt mit seinem Empfinden nicht Schritt; dazu litt er, der höchstens für Chargen begabt war, an dem oft vorkommenden Schauspielermahn, in tragischen Rollen glänzen zu können; er hat es zum Souffleur gebracht. Beide haben deshalb das Elend der Banden schlimmster Art am meisten gekostet, wo andere ihr künstlerischer Aufstieg rasch über das Größte hinaus hob; beide werfen also mit ihren Erfahrungen das hellste und grellste Licht auf das Bandenwesen.

Das sind unsere besten Gewährsmänner.

Aus ihren und ähnlicher Leute Lebensdarstellungen gewinnt man daher die bezeichnendsten Züge für ein allgemeines Bild der Wandertruppen. Da solche Züge in allen Schattierungen immer wieder begegnen, darf man sie getroffen als in höherem oder geringerem Grade allgemein gültig ansprechen.

Das Treiben
der Banden im
allgemeinen.

Vor allem hat man sich diese Banden, wenigstens in den früheren Zeiten, und die geringeren auch noch später, nicht als bloße Darsteller von dichterischen Produkten vorzustellen. Diese Art Kunst ging in erster Linie nach Brot aus. Wenigstens noch am Anfang des 18. Jahrhunderts. Darum agieren und tragieren die Leute nicht nur selbst, sondern sie führen auch Marionetten mit, ja selbst viel später kommt es noch bei respektablen Banden vor, daß einen Tag mit Puppen, den andern mit lebenden Personen gespielt wird, sogar, „in anmutiger Vermischung“ (Devrient I. S. 192). Oft sind die Komödianten auch Springer, Seiltänzer, ja

Tierbändiger, oder die Luftspringer nennen sich Operatoren und Stulisten, und daneben verkaufen sie Balsam, Medikamente, Arzneien und Drogen.²⁰⁾ So notiert die Scherer'sche Chronik für Basel unterm 3. März 1710 einen „Ital. Schreyer, auf dem Blumenplatz nom. Paulum Toscanum“, der Wundbalsam verkauft und Komödie spielt; schon sein Vater hatte die Stadt vierzehn Jahre früher besucht und frische Schlangenbisse mit seinem „Orvietan“ geheilt, „auch comedie in Italien. Sprach gespiehlt“ . . . Nicht nur das Fahren auf mehreren Erwerbsgeleisen zugleich, sondern auch die rein örtliche und zeitliche Nachbarschaft ihres Auftretens, meist an der Messe, sorgten dafür, daß die Chronisten alle in einen Topf taten, daher denn Künstler, Marionettenspieler, Leute mit Bären, englischen Doggen und wilden Ochsen, „die man an einander gehezt“, und einen Mann ohne Hände und Füße ruhig in einem Atemzug nennen (Scherer, anno 1710 u. 1713). Ein noch wenig kunstreiches Publikum mußte eben mit allen Mitteln gelockt werden; selbst das Hamburger Nationaltheater besaß in der Person eines spanischen Gauflers noch einen solchen Köder.²¹⁾

Auch bei den eigentlichen Schauspielerbanden war Not jeder Art; am gelindesten stand es bei den bessern Truppen wohl noch mit der sittlichen Not, denn vom sittlichen Wohlverhalten hing in vielen Städten die Spielerlaubnis ab. Als z. B. Ekhof in Braunschweig zur Aldermannschen Truppe stieß, kroch er aus dem Stroh eines Planwagens hervor, worin er unter einem Segeltuch die Reise gemacht hatte, mit einer kranken Frau und einer Schülerin den Rohheiten eines Fuhrmanns preisgegeben. Und später, bei der Seylerschen Gesellschaft hat es ihm zum Dach der Hütte hereingeschneit.²²⁾ Bekannt ist, wie 1710 die Spiegelberg'sche Truppe in Schnee und Eis über den Belt zog, wobei der Demoiselle Denner (übrigens auch andern Frauen der Bande) die Zehen abfroren, sodaß sie später nur noch sitzend spielen konnte.²³⁾

Die Direktoren sind verschuldet; es kommt vor, daß die silbernen Knöpfe an der Weste des Direktors längst durch Nadeln ersetzt sind; besser situierte Spieler machen eine Reise zu einem Prinzipal, die 100 Gulden kostet, und treffen einen Prinzipal, der keine 100 Kreuzer besitzt. Kostbare Garderobestücke werden in Versuch gegeben; die Direktion reist mit der Garderobe voraus, um die Konzession in der nächsten Stadt einzuholen, die Truppe kommt nach, zu Fuß, zu Pferd, zu Wagen, je nach vorhandenen Mitteln; sie findet die Direktion gelegentlich nicht mehr; es war wieder einmal nichts mit der Konzession; da hat der Prinzipal das Zeug veräußert und sich aus dem Staube gemacht; die Truppe mag sehen, was aus ihr wird.²⁴⁾ Als Transportmittel dienen oft derbe Leiterwagen, die man mit einer Schütte Streu bequemer macht; in den Kot umwerfen, Pferdestürzen, Deichsel- und Räderbrechen sind bekannte Erscheinungen. Die Nahrung ist oft mehr als knapp; Carol. Schulze und ihre Eltern hatten oft nur Kartoffeln und Salz; Brandes aß sich jeden Sonnabend einmal in einem Speisehaue recht satt, wobei er erst noch die Suppe zulezt genoß, um das Getränk zu sparen; die übrigen Wochentage behalf er sich mit Brot und Käse und etwas Milch, die er mit Wasser dehnte.

Daß Geldnot zu den chronischen Leiden gehörte, ist selbstverständlich. Darum drängten sich die Darsteller auch zu allen übrigen Dienstleistungen, namentlich unangenehmen, denn die mußten gut bezahlt werden. So erzählt Ed. Devrient, daß es noch im Wien Maria Theresias für Extraleistungen, als Sprung ins Wasser, Prügel, Ohrfeigen, Fußtritte, Begossenwerden, einen festen Tarif gegeben hat, nach dem man Samstags sein Konto an der Kasse geltend machen konnte.²⁵⁾

In einem gewissen Zusammenhang damit mag es denn auch stehen, daß Prügel selbst bei höher stehenden Lustspiel-dichtern noch eine Rolle spielten, z. B. kommen bei Ludwig Holberg, der ja deutsche Aufführungen schlimmerer Sorte zur

Genüge gekannt und auch verspottet hat, „Derefigen“ und Zerren an den Haaren noch gerne vor.²⁶⁾

Knappe Mittel — knappes Personal: die Heldennutter und Direktrice sitzt im vollen Puz, den ein Halbmäntelchen nicht völlig verdeckt, an der Abendkaffe; Carol. Schulze muß mit zwölf Jahren schon Weiber und junge Witwen spielen und wird, um kein Aergernis zu erregen, für drei bis vier Jahre älter ausgegeben. Das Essen wird oft beim Prinzipal eingenommen, wo bei Tische scharf auf die durch das Rollenfach bedingten Rangunterschiede geachtet wird. Kraffe Zustände in Bezug auf die Rechtlichkeit der Prinzipalschaften schildern absolut glaubhaft sowohl Iffland in Böttgers Leben, als Carol. Schulze. Böttgers Direktor, von Gläubigern und Mitgliedern bedrängt, setzt der Bande tüchtig zu trinken vor nach Tische, fordert allen die Uhren ab, gibt sie in Versatz und droht, wie sich ein Sturm erheben will, mit Auflösung der Bande; oder wo die Stimmung nach Tische schwül und gereizt wird — jeden Augenblick kann Handel ausbrechen — fordert er die Halbbetrunkenen zum Tischgebet auf! Schon Carol. Schulzes Eltern gingen einem Prinzipal ins Garn, der seine Frau als seine Schwester ausgab, um einen reichen jüdischen Kaufmannssohn zu fangen; der lief, nach einem tüchtigen Griff in die elterliche Kasse, der saubern Direktorin nach, wurde in seinem Nachtquartier betrunken gemacht, bestohlen und liegen gelassen, sodas er, nachdem der Rausch von Liebe und Wein verflogen, zu seinen Eltern heimkehrte, die schließlich froh waren, daß ihr Sohn nicht ein Christ geworden war. Schlimm sah es jedenfalls bei den kleineren und geringeren Truppen aus; als Böttger, von hohen Personen begünstigt, sich von seiner Bande trennen wollte, ging es nur um 10 Taler Saufgeld. Unter den „Herren Purschen“, wie der Prinzipal seine Leute nennt, gilt der Prinzenspieler alles; alles duckt sich vor dem; großartig empfängt er den Anfänger im Bette; der Unterricht, während dessen er mit den 70 ver-

schiedenen Gesichtern renommiert, die er machen könne, läuft auf ein Verblüffen des Publikums hinaus; mancher gilt für gelehrt, wenn er nur lesen und schreiben kann, und Gelehrtheit gilt für einen Schimpf! Ueberhaupt scheint es der Anfänger schwer gehabt zu haben; die Schönnemannsche Truppe war eine der berühmten, doch hat Brandes auch bei ihr die erste U n t e r w e i s u n g nur vom Theatermeister, der ihm die Gesichter, und vom Balletmeister, der ihm die Posen vormachte, genießen können; zu welchem Heiterkeitserfolg das in seiner ersten großen Rolle in der Römertragödie „Cäsars Tod“ von Voltaire führte, muß man bei ihm selbst nachlesen. U n g e b o r e n e s T a l e n t und R o u t i n e scheinen alles gegolten zu haben, wenigstens bei dem Durchschnitt der Truppen; Tergewissenhaftigkeit aus Ehrfurcht vor dem Dichterwerk stand damals noch tief im Kurs, erzählt doch Schröder von einem kaiserlichen Direktor in Wien noch vom Jahre 1806, er habe einem Schauspieler, der sich auf das Memorieren etwas zugute tat, bedeutet: „Ich kann sie nicht brauchen, denn Sie verderben mein Ensemble. Bei mir lernt niemand seine Rolle.“ Das alles hing aufs engste mit den damaligen schauspielerischen Aufgaben und der ganzen Art der Vorführung zusammen: das Extemporieren galt noch als Vorzug und als eine Kunst, der erst die literarische Entwicklung der Dinge den Boden entziehen sollte, wie wir noch sehen werden. Daß die gesellschaftliche Geltung der Darsteller keine große sein konnte, wo Taschenspieler und Marionettenkünstler mitliefen, liegt auf der Hand. Wo der Mensch aber nichts gilt, da sucht er sich künstlich Geltung zu verschaffen. So bildeten sich wenigstens in früheren Jahrzehnten, so etwa um die Wende des 17. Jahrhunderts, starke ständische Unterschiede, durch Alter und Rollenfach bedingt, heraus. Wir kennen das Uebergewicht, dessen sich der Königsspieler erfreut, aus Böttgers Leben. Das mag um 1760 herum gewesen sein. Früher war es noch bunter. Iffland berichtet darüber aus der Tra-

dition seiner Jugend. Königsagent, Tyrannenagent, Courtisan, Harlekin waren nicht bloß Rollen, sondern Titel, auf die man strenge hielt. Den tragischsten Helden mußte der zweite Held unbedingt zuerst grüßen; vor ihnen waren alle andern barhäuptig; gnädigst wurde ein Neuling auf seine Fähigkeiten hin geprüft. Die erste Frage war: „Kann der Herr eine Szepter-Aktion machen?“ Hierauf wurde ihm ein Kommandostab eingehändigt, womit er probieren mußte, entweder ihn feierlich in der Hüfte ruhen zu lassen, oder damit fernhin in das unbekannte Land gebieterisch zu deuten. Bewährte sich dabei ein Geist, welcher Formalität wittern ließ, so wurde ihm eine donnernde Rede abbegehrt. Die die Aufnahme entscheidende Schlussfrage war oft: „Ist der Herr eines Paares schwarzsamtener Beinkleider mächtig?“ So verbiß man sich in eine gespielte Würde, weil man im Leben kaum eine besaß, „eine Mischung von Handwerkerhochmut und hängen gebliebenen Staatsaktionen“, wie Iffland es nennt.²⁷⁾

Die Garderobe mag oft genug mehr als bescheiden gewesen sein, der Vorrat an Dekorationen desgleichen. So berichten noch gegen Ende des Jahrhunderts Grüner und Vulpius in einer satirisch gehaltenen Beschreibung ihrer „Theatralischen Reisen“, wie der Direktor einer Wandertruppe für den Darsteller des Erzbischofs in „Julius von Tarent“ beim Stadtschreiber den schwarzen Rod, für Hamlet einen Treffenhut und eine Halskrause für den Hanswurst pumpen muß.²⁸⁾ Meist mußte ein phantastischer Aufputz der alltäglichen Kleidung das Kostüm ersetzen. So erklärt sich wohl auch jenes berühmte Wort der Markgräfin von Bayreuth: aussehen wie eine deutsche Komödiantin! Wie es unter solchen Umständen hinter den Kulissen mag ausgesehen haben, wie im Zusammenleben, welche Rolle da Neid, Zanksucht, Diebstahl, Intrige mögen gespielt haben, das kann man sich auch mit wenig Phantasie ausmalen. Charakterlosigkeit und Intrigensucht haben noch dem jungen

Heinrich Ischoffe das Verweilen bei der Gesellschaft in Prenzlau verleidet, wie seine „Selbstschau“ und die „Lebensgeschichtlichen Umriffe“ erzählen.²⁹⁾

Kommt man von der Lektüre dieser Memoiren und gerät über „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ oder gar über den „Urmeister“ her, wo das Bandenleben viel breiter ausgemalt und die Farben noch viel saftiger aufgetragen sind, so staunt man billig darüber, wie Goethe in seinem Jugendwerk alles das in blühendstes Leben zu gestalten gewußt hat. Das ganze 3. und 4. Buch strotzen von farbenreichen Schilderungen, und alles bisher Vorgebrachte, das kümmerliche Dasein, der leichte Sinn, die Beweglichkeit des Völkchens, seine Neigung zu Ausgelassenheit, Gelagen und Skandal, sein prekärer Bildungsstand,³⁰⁾ Moral und Unmoral der Direktion, die Empfindlichkeit, die Unwirtschaftlichkeit der Weiber, die Feigheit der Männer, ihr Unbestand, ihre Eifersüchteleien und nicht zuletzt ihr Hang, das Gute, Natürliche „unter der Last von Affectation, angenommenen Grimassen und Eigendünkel“ zu ersticken, alles findet selbst bis in Einzelheiten hinein seine glänzende Bestätigung und Verwertung.³¹⁾

Daß eine um das Wohl ihrer Bevölkerung besorgte Regierung, solange alle möglichen Elemente sich mit den Schauspielern mischten, strenge Aufsicht führte, ist selbstverständlich.

So sah es also auch bei den Truppen aus, die im Laufe des 18. Jahrhunderts in Basel Einkehr hielten. Das Bild von ihrem Treiben und ihrer Art im allgemeinen so breit auszumalen schien mir notwendig, wenn anders ihr Wesen oder Unwesen in Basel, ihre Aufnahme durch Behörden und Publikum, der Zuspruch, den ihre Kunst hier gefunden hat, kurz, ihre ganze Tätigkeit und alle damit zusammenhängenden Verhältnisse und Begebenheiten verständlich werden sollten.

Wie gestaltete sich nun zu Basel der Betrieb?

Darüber geben die Protokolle des Kleinen Rats, die Schlussnotizen unter der Rubrik „Eingezogen“, die oft Klagepunkte behandeln, und eine Menge scheinbar unbedeutender Bemerkungen auf den Theaterzetteln Aufschluß. Das Gesuch um Spielbewilligung wird meist durch einen Ratsredner vorgebracht, der es unterstützt. Hat der Petent gute Testimonia oder Attestata von andern Orten vorzulegen, oder ist seiner Truppe punkto Moralität nichts nachzuweisen, so erhält er „Willfahr“. Ueberaus häufig sind die Gesuche um Verlängerung der Spielzeit; man hat schlechte Geschäfte gemacht und möchte es einbringen, heißt es etwa, und der Rat ist milde. Die alte Wahrheit, daß niemand ein schlechterer Schauspieler ist als der Schauspieler, zeigt sich auch da: schlechte Geschäfte sollten doch eher zum Wegzug drängen! Der Ton der Begehren ist oft höchst unterwürfig und zugleich geschwollen pathetisch — das Metier! — Da ist einer „dankbar bis zum letzten Hauch“; ein anderer fleht die Teilnahme des Rates an, „weil in der Truppe der unselige Geist der Rabale und Intriguen wütete“; und ein Franzose meint hübsch, wenn er Willfahr erhalte: „ce qui les obligera à faire toute leur vie des vœux pour la santé et la prospérité de vos états et pour la conservation des vos magnifiques personnes“ . . . (1710). Oft weiß man nicht, was mehr Bewunderung verdient, die Redheit dieser Leuten oder die Naivität, mit der sie ihre Sachen vorbringen. Schon durch L. Burckhardt ist jene köstliche Geschichte des Direktors „der für diesem Inspruggisch, hinfüro aber kurpfälzischen Compagnie Comoediantes“ vom Jahre 1667 bekannt geworden, der, im Vertrauen auf seine frühere Anwesenheit in Basel, nicht nur um erneute Spielbewilligung bittet, sondern den Rat ersucht, seinem unterdeß zu Straßburg geborenen Töchterlein Pate sein zu wollen, ja ihn frischweg vor die vollendete Tatsache stellt: „weil wir E. Gnaden in unserm Herzen zu Taufzeugen erwellet, als haben wir dero löbliche Stelle durch eine fürnehme und dero hohen Ehren nicht übel

anständige Person allbereit vertreten lassen" . . . Und noch im 18. Jahrhundert kommt es bei Marionettenspielern mehrfach vor, daß man sich darauf beruft, „viele Kösten gehabt zu haben, seine Wahr hieher zu bringen“ (1735), oder daß die Frau ins Kindbett gekommen und man beim Wirt nicht zahlen könne (1701), oder daß die Frau „hochschwanger und nähig seye“ (1716). Etwa einmal läßt sich der Rat erweichen. Paßt dem Kleinen Rat die Sache nicht, so wird der Petent „zur Geduld verwiesen“, d. h. er soll sich später melden, oder sein Gesuch wird „beiseite gelegt“. Lange Zeit zum voraus gibt er nicht gerne eine Zusage. Macht er gute Erfahrungen, so stellt er ein gutes „Attestatum für ehrbares und sittsames Thun und Wandeln“ (1773) aus oder schenkt dem Prinzipalen einen G e d e n k p f e n n i g (z. B. 1747). Auf Einladung zu einer Vorstellung verzichtet er in der Folge gerne; wenigstens hat man aus der Art der Protokollierung den Eindruck, als könnte ihm einmal auf seinem Freiplatz nicht wohl gewesen sein.

Meist wird Willfahr für die Messzeit erteilt, so daß der Petent vierzehn Tage vorher beginnen kann und mit Schluß der Messe oder 14 Tage nachher aufhören muß. Doch auch die Zeit vor Ostern oder dann der Vorsommer beliebten; ja einzelne Bänden scheinen den ganzen Sommer durch gespielt zu haben. Die heiligen Zeiten mußten genau beachtet werden. Acht Tage vor Weihnachten, vor Ostern und Pfingsten und meist auch acht Tage nachher war geschlossen. In punkto Spiel um Weihnachten war Basel nicht einmal besonders strenge: an andern Orten war die ganze Adventszeit gesperrt. Gerne nahm der Rat eine R a u t i o n oder Hinterlage an, gab sie ihm doch einige Gewähr dafür, daß man es mit einer einigermaßen soliden Gesellschaft zu tun hatte, die nicht gar zu sehr von der Hand in den Mund lebte. Ja, es kam noch 1803 vor, daß auf den Zettelanschlügen die Bürger vor dem Vorgen an Schauspieler mußten gewarnt werden. Der Rat zu Basel stellte keine harten B e d i n g u n g e n:

er verlangte einwandfreie Aufführung, einen „moderaten Tag“, eine Vorstellung zugunsten der Armen oder von mehr als 30 Vorstellungen zwei solche und strenge Heiligung des Sonntags. Das erscheint alles milde und human, an den Bestimmungen anderer Städte gemessen. Die Aldermannsche Truppe z. B. hat in Straßburg und in der Nord- und Ostschweiz unter härteren Bedingungen gespielt.³²⁾ In Zürich z. B. mußte ein Viertel der Einnahmen in die Armenkasse fließen, und die Behörden bestimmten die Höhe der Preise. In Basel achtete man nur auf frühen Beginn, d. h. um 5 Uhr, und frühen Schluß, um 8 Uhr, sonst wurde mit Entzug der Willfähr gedroht. Eigentlich wie ein Hauch aus einer poetischen, gemütvollern Zeit weht es uns an aus einigen Verordnungen, die den Marionettenspielern strenge einschärften, mit dem Ertönen der Feierabendglocke ihr Spiel abzubrechen.

Zeigte sich die Regierung so von einem löblich humanen Geist erfüllt, so war sie sich anderseits doch auch wieder ihrer Verantwortung der Stadt gegenüber voll bewußt. Was sie einmal angeordnet, das wollte sie auch genau beachtet und befolgt wissen. Immer wieder lehren die Mahnungen zum Gehorsam und D r o h u n g e n, ansonst das Lohnamt die Schaubühne abbrechen werde. Schauspielzeit war eben doch meist Meßzeit; da wurde unter den Toren strenge auf Pässe examiniert, und Rats- und Protokollvermerke wie: „Meßzeit. Vorsorg darinnen wider lieberlich Gefind zu haben“ sind keine Seltenheit. Man hatte es eben mit „Comoedian-ten“ zu tun.

„C o m o e d i a n t“ heißt alles, was sich mit Schausstellung abgibt; was da alles mitläuft, davon wird unten noch zu reden sein. „Comoediant“ und „Bande“ waren die offiziellen Ausdrücke, auch die im Basler Ratsprotokoll üblichen, und erst von den 60er Jahren an tauchen respektvollere Benennungen auf, wie „Vorsteher einer Gesellschaft“ (5. Okt. 1762), „Haupt einer Truppe“ (27. Juni 1764), „Direktor“

(27. März 1776, 1785), ja das Wort „Comoediant“ wird im Register der Protokolle noch als Stichwort verwendet, wo im Text der Verhandlungen schon die Wörter Schauspiel und Schauspieler gebräuchlich sind; das beweist deutlich den Umschwung in der gesellschaftlichen Geltung, die Verschiebung der mit dem Worte verbundenen Vorstellungen. Das war auch anderwärts so. Das allmähliche Steigen in der Achtung der Bürgerschaft ist in Basel gewiß nicht zuletzt das Verdienst der bessern Truppen wie z. B. der Udermannschen, die unmittelbar vor dem oben genannten Zeitpunkt in Basel gewesen war.³³⁾

Weil man aber die Menschen und Dinge hier so sah, war man auch so streng hinsichtlich des *Sonntags* und der Festzeiten überhaupt. Einige Tage vor Bettag ist es aus mit der Komödie. Weil am Sonntag in Basel nichts los ist und man befürchtet, die Einwohner könnten sich auswärts erlustigen, so wird sogar einmal (1774) extra verordnet, „daß niemand sich an fremde Orte begeben, um Schauspiele zu besuchen, welche in diesen Tagen in hiesiger Stadt verboten sind.“ In Hünningen befand sich zu jener Zeit nämlich eine französische Truppe. Die Geistlichkeit hat hierin ein gewichtiges Wort mitgesprochen. Im Mai 1757 hat sie in einem Memorial, das Antistes Hans Rud. Merian einreichte, um Abweisung der jüngsthin angenommenen Schauspieler gebeten, wegen der bösen Zeit und weil man beabsichtigte, zwischen Ostern und Pfingsten zu spielen. Von diesem fulminanten Protest berichtet Iselin an Frey. Wie schwer der Rat eine Diskrepanz mit der Geistlichkeit empfand, zeigt auch die Raschheit, mit der er 1764 ein anderes Memorial wegen Sonntagsentheiligung zur Behandlung brachte.

Aber nicht nur zu heiligen Zeiten ist es bei uns still von Komödien. Auch sonst vergehen in *politisch trüber* *Lage* oft mehrere Jahre, ohne daß eine Konzession erteilt wurde, so z. B. wenn kriegerische Bewegungen in der Nähe drohen, in den ersten Revolutionsjahren, oder 1799, wo das

berühmte Gesetz der Räte der helvetischen Republik am 16. Mai beschloß, es solle „in diesem Zeitpunkte keine Schaubühne in der Republik eröffnet werden“. Der gewöhnliche Ort der Vorstellungen, das Ballenhaus, diente damals als Stallung oder als Aufbewahrungsort für die Heu- und Getreidevorräte.

Der Ort.

Und nun der S c h a u p l a z der Aufführungen!

Im 17. Jahrhundert scheint es meist eine Bretterbude gewesen zu sein, vielleicht auch dann und wann noch im 18. Jahrhundert. Das bedeutet für Basel keine Schande. Berühmte Banden mußten sich gelegentlich mit einer Reitbahn, einem großen Boden oder mit Bretterbuden begnügen.³⁴⁾ Truppen, die auch Marionetten führten, bedienten sich etwa auch der Säle des Schützenhauses oder der Gartnerenzunft an der alten oberen Gerbergasse (aus deren prachtvollem Saal das Prunkbuffet sich jetzt im historischen Museum befindet). Seit Anfang des 18. Jahrhunderts aber diente nachweislich das B a l l e n h a u s a l s T h e a t e r.

In jener Zeit ist offenbar das Ballhaus³⁵⁾ in den mittleren Städten der gegebene Ort für die Spiele der Wandertuppen gewesen, im Norden und Süden des Reiches;³⁶⁾ es scheint auch in Frankreich so gewesen zu sein, läßt doch schon Scarron in dem genannten Roman seine Truppe in einem „tripot“ einziehen. Das Basler Ballenhaus stand auf dem Areal der jetzigen großen Turnhalle der Steinenthorstraße. Was im einzelnen darinnen vorging, darüber weiß man noch recht wenig; die Akten enthalten über die frühere Zeit fast nichts; über die spätere Zeit ist aber ein ordentlich dickes Aktenfaszikel vorhanden. Das Ballenhaus war seit seiner Erbauung anno 1654 durch die Webernzunft der öffentliche Belustigungsort und diente 100 Jahre dem beliebten Ballspiel. Die Zunft vermietete es an einen hiesigen Bürger, und der ließ auf seine Kosten die innere Theatereinrichtung anfertigen. Er vermietete sodann das Lokal ambulierenden

Schauspielern und andern Künstlern, „wobei sich — nach Wortlaut des Aktenstücks — die HH. Vorgesetzten der E. E. Zunft für ihre Person 12 Freibillets, für den sogenannten Ballenmeister einen Neutaler von jeder Repraesentation, für E. E. Zunft hingegen nur 15 Bazen und der Herr Beständer seine zwei Logen zu seinem Gebrauch vorbehielten.“ Es enthielt im 18. Jahrhundert außer dem Theaterraum eine mehrzimmerige Wohnung, eine Erfrischungsküche und noch ein kleines Lokal, wo längere Zeit ein Steinmetz wohnte.

Der eigentliche Theaterraum bestand aus einem Parterre und drei übereinanderstehenden Reihen Logen. Von der Solidität und Traulichkeit kriegt man einen recht eigentümlichen Eindruck, wenn man liest, daß an einzelnen Stellen die Mauern nicht bis unters Dach reichten, die Läden nur mit Brettern verschalt waren und Bühne und Proszenium kein Deckengewölbe hatten, sondern offen waren bis unter die Dachsparren. Ein eiserner Ofen sorgte für das ganze Haus, der erst anno 1808 noch zwei Kameraden in Gestalt zweier währschafter Rachelöfen bekam. Man kann sich denken, was da für eine Temperatur herrschte, und was für eine Darstellern und Zuschauern gleich bekömmliche Zugluft! Es werde geheizt, das war später oft auf den Zetteln ausdrücklich vermerkt, um den Leuten Luft zu machen. Daß die Logen nicht einmal geweißelt und die Dielen auf dem Korridor so alt und schlecht waren, daß ihr knarrendes Geräusch störend wirkte, das ginge noch so hin; bedenklicher ist, was ich in einem haultichen Gutachten von 1807 finde, daß Pfosten und Holzwerk für die Last, die darauf ruhte, viel zu wenig dauerhaft und die Hefteisen zu gering waren. Ein Glück, daß es nie zu einer Katastrophe kam! Ein charakteristisches Streiflicht auf die kleinen Verhältnisse gibt ein Stücklein aus dem Leben der Frau Esther Burckhardt-Socin; da heißt es: „Ich habe im Winter 1807/8 nur einmal unser reizendes Theater besucht, das vor andern den Vorzug voraus hat, daß man seinem vis-à-vis die Hand reichen kann. Man gab damals

die Zauberflöte, und die Illusion war so natürlich, daß mein fünfjähriger Rudolf ausrief: „Lueg Mame, dört isch gmolt Für!“

Troßdem spielte man, wie mehrfach bezeugt ist, auch zu Ehren der neuemwählten Regierung darin, mit Vorliebe allegorische Vorspiele oder Schäferstücke.

Ueber die späteren theatralischen Gescheide des Ballenhausens, d. h. über die ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts, berichtet die Padsche Chronik in ihrem 6. und 7. Teil. Daß es frühe schon, also gleich zu Beginn des 18. Jahrhunderts, zum Komödienspiel gebraucht ward, bestätigt die Scherer'sche Chronik (1702, 25. Januar). Die erste Vorstellung dort haben, nach den Akten des Ballenhausens und nach Scherer, Bürger und Aufenthalter unternommen, „so es von der Oberkeit erlangt hatten“. Die Herren Geistlichen hatten eine Zensur ausgelübt und nichts der Ehrbarkeit Zuwiderlaufendes gefunden. Es handelte sich um Historien aus der heiligen Schrift: Judith, Susanna und die Zerstörung Jerusalems. Doch fügt Scherer hinzu: „Es ging zimlich abgeschmactt her . . .“ Hier hätten wir es also noch mit einer Vorführung älteren Schlags zu tun, die ganz andrer Art war, weil nicht von Berufsschauspielern geleistet. Doch schon 1708 sind dann französische Komödianten drin (Scherer), dann wieder Seiltänzer und Luftspringer (1715, 1719 nach Scherer) und 1720 verzeichnet dieselbe Quelle hochdeutsche Wienische, 16 an der Zahl. Es ist dies laut Ratsprotokoll die Bande des kaiserlichen Komödienmeisters Joh. Heinr. Braunius. Dabei findet sich bei Scherer die kaum leserliche Notiz: „Comoedianten so stud.“ Möglich, daß wir hier, wenn ich richtig gelesen, einen interessanten Beleg haben für die auch andernwärts bezeugte Tatsache, daß sich um die Wende zum 18. Jahrhundert die Banden oft aus Akademikern zusammengesetzt oder wenigstens aus ihren Reihen die Lücken gefüllt haben.

Doch damit soll der Hauptdarstellung der Tätigkeit der Truppen nicht vorgegriffen sein; diese paar Tatsachen sind

hier lediglich zusammengestellt, um zu zeigen, wozu das Ballenhaus diente und zugleich, wie in den Anfängen seiner Benützung Bürgeraufführungen, Bandenkomödienspiel und Schaubudenwesen noch friedlich nebeneinander logierten. Auch das eine Illustration zu den Ausführungen oben, daß mit dem Komödienspiel noch alle möglichen niedrigen Erwerbsquellen bei den Prinzipalschaften sich vorfanden, und zu der Behauptung, daß eine reinliche Scheidung zwischen künstlerischer Betätigung und Akrobaten- und Seiltänzertum oder gar Jahrmarktcharlatanerie erst im Lauf der Jahre sich vollziehen muß.

Damals galten im Ballenhaus zwei Preise, später gewöhnlich drei; sie schwanken zwischen 8, 5, 2 und 10, 5, 2 und 12, 8, 5 Baken. Das wäre in heutigem Geldwert Fr. 1.50—2.—, Fr. 1.40—1.—, 60—80 Cts., womit natürlich nur der Feingehalt, nicht der Kaufwert angedeutet ist; erst um die Jahrhundertwende steigen sie etwas; französische Truppen heißen daselbe in *bons baches*, wie sie nicht verfehlen, auf den Zetteln als Schauplatz hinzufügen: „C'est au jeu de paume au faubourg de la pierre.“ Etwa empfiehlt sich auch an einer verschämten Stelle des Zettels der Tanzmeister der Truppe für Privatunterricht. Die Billets konnte man beziehen beim Ballenmeister oder in der Wohnung des Direktors, einzeln, duzend- und halbduzendweise. Bemerkenswert ist die oft auf den Zetteln vorkommende Notiz, daß wegen Mangels an Raum für die Verwandlungen niemand hinfür könne auf das Theater gelassen werden. Und vielsagend ist der Zusatz: „Weder mit noch ohne Geld.“ Aber das scheint überall so gewesen zu sein. Ein Frankfurter Zettel von 1767 zeigt eine ganz ähnliche Notiz.⁸⁷⁾

Und nun die T r u p p e n.

Da interessiert vor allen andern die durch Lessings Hamburgische Dramaturgie berühmtgewordene Aldermannsche.

Ueber Conrad Ernst Adermann und sein Auftreten in Basel sowie seine Züge durch die Schweiz sind wir ziemlich gut unterrichtet. Carol. Schulze erzählt uns in ihren Denkwürdigkeiten allerlei Interessantes über die Truppe und ihre Erfolge in der Schweiz, im Elsaß und in Baden; sie gibt drei Aufenthalte in Basel an, ist aber zum Ende der süddeutschen Kampagne in der Chronologie nicht ganz zuverlässig.³⁸⁾ Adermann ist viermal in Basel gewesen, und zwar erstlich zur Messe 1757. Er kam über Straßburg, von Frankfurt her. Sein zweiter Besuch war zur Messe 1758. Das drittemal treffen wir ihn nach Ostern 1760 etwa von Mitte April an, wieder in Basel, und zwar bis vierzehn Tage über Pfingsten hinaus; er hat das Universitätsjubiläum auf seine Weise mitgefeiert. (Dieser hochwichtige Aufenthalt fehlt bei der Schulze und bei Litzmann.) Und endlich zum viertenmal ist er zur Messe 1760 da. Ueber alle die dazwischen liegenden Stationen dieser Wanderschaft, über Wielands durch Adermanns Truppe angeregte „Johanna Gray,“ über den heispiellofen Enthusiasmus, den die Truppe nach dem Bericht des Pfarrers Laur. v. Waldkirch in Schaffhausen erregte, wo die Leute Hausrat, Kleider und Betten versetzten, um sich den Zutritt zu den Vorstellungen zu ermöglichen, über eine Aufführung des alten Urner Tellenspiels in Bern, die einer Lokalhistorie des Ant. Rantors Franz Jakob Hermann in Solothurn, „Das Großmüthig- und befreyte Solothurn“,³⁹⁾ die einen Dankpfennig eintrug, über die Zusammensetzung der Truppe in diesen Jahren, über all das gibt Litzmann den denkbar besten und reichsten Aufschluß.

Wie schon die Tatsache des außerordentlichen Beifalls beweist, bedeutete Adermanns Auftreten ein Ereignis allerersten Ranges. Es war eine stattliche Truppe von 38 Mitgliedern.⁴⁰⁾ Es muß deshalb von ihm und von seiner Truppe als von einer Glanzperiode im Basler Komödiantenleben etwas ausführlicher die Rede sein. Ich versuche, seine Per-

son und seine Truppe, ihre Tätigkeit und ihre Erlebnisse in Basel zu skizzieren, nach den schon genannten und gedruckten Quellen, die ich für die Basler Zeit aus hiesigen Akten ergänze.

Adermann vertritt die beste Sorte dieser Prinzipalschaften. Geboren 1710 zu Schwerin, hatte er nach längerem Soldatenleben unter Schönemann in Lüneburg die Bretter betreten und war bis nach Moskau gelangt. Aus Rußland zurück, hatte er, nachdem ihn die Angst vor einer Russen-invasion aus Königsberg vertrieben, mit einer eigenen Gesellschaft ganz Deutschland bereist; jetzt war er durch den siebenjährigen Krieg in die Schweiz verschlagen worden. Carol. Schulze traf ihn im August 1758 an der Surzacher Messe,⁴¹⁾ wo er eben Molières „Geizigen“ spielte. Adermann gilt als derjenige deutsche Schauspieler, in dessen Spiel sich zuerst ein gemäßigter Naturalismus hervorstach. Jedenfalls war er auch im Privatleben pathetischen Haltungen nicht gewogen; die Schulze berichtet, er habe sie, die Pfeife im Munde, im Nachtleibchen, in Pantoffeln und Nachtmütze empfangen. Auch habe er sich mit der Hand geschneuzt und die Hand an seinem dicken Bauch abgewischt. Das sieht alles nicht nach schauspielerischer Pose aus! Doch glänzte er später als Darsteller neben Ekhof, dem großen; seine beste Rolle war der Wachtmeister in Lessings Minna. In der Hamburger Dramaturgie kommt er nur einmal vor, und Lessing erteilt ihm das lobende Prädikat unverbesserlich, was wir in heutigem Deutsch unübertrefflich nennen würden. Als Mensch war er offenbar jovial, gutdenkend; er galt für pünktlich im Bezahlen, zahlte sogar kranken Mitgliedern die volle Gage und führte mit seiner Truppe eine Art Familienleben. Heißblütig, jäh auflodernd im Zorn, versöhnt er immer wieder durch seine überquellende Herzensgüte. Frau Adermann litt viel und verursachte viel Leiden durch ihre Eifersucht; eine böse Rolle spielte durch Ohrenbläserei die sog. „Einbelferin“ Clara Hofmann; was die an Zwietrachtssäen

zwischen den Eltern Adermann und der Frau Stieffohn, dem großen Friedr. L. Schröder, auf ihr Gewissen geladen hat, ist nicht zu sagen. Zank und Eifersüchteleien waren oft an der Tagesordnung. Aber auf Ehrbarkeit und Zucht hielten die Eheleute.⁴²⁾ Die Frau kochte zu Zeiten für alle; sie zeichnete sich durch allerlei Talente aus, ein kleines für Dichtkunst und ein großes für weibliche Handarbeiten — natürlich sie, die Tochter eines berühmten Goldstikers — sie sorgte für die Garderobe. War der Mann als Künstler bedeutender, so überragte sie ihn an praktischem Sinn, Organisations- und Direktionstalent und war offenbar, wenn auch kalter Natur, durch ihre ganz hervorragende Tüchtigkeit eine Respektsperson. In rührenden Rollen soll sie indessen die Tränen nicht haben zurückhalten können. Gute Gewährsleute geben an die drei Duzend Rollen an, die sie spielen konnte.⁴³⁾

Als Darstellerin soll sie ob ihres schönen Händespiels einen gewissen Ruf genossen haben. Von ihren beiden Töchtern Adermannscher Ehe ist die später so berühmt gewordene Charlotte gerade vor der Basler Zeit geboren. Als sie starb, soll unter dem Eindruck der Nachricht eine Störung an der Hamburger Börse eingetreten sein. Sie ist die Heldin eines später zu erwähnenden Romans; dieser Roman wurde dann wieder dramatisiert, sodaß man füglich sagen kann, sie sei auch nach ihrem Tode nicht von den Brettern verschwunden. Beide Eheleute Adermann galten für rollensüchtig — die allgemeine Krankheit der Schauspieler —, sie konnten gereizt sein, wenn der erhoffte Beifall ausblieb. Der Betrieb war oft ein unausgesetzter; es kam vor, daß man achtmal die Woche spielte, sogar ohne Probe spielte. Der Schulze gewährte man nicht einmal eine genaue Rollationierung ihrer Rolle mit dem Regiebuch, was einmal beinahe zu einem komischen Zwischenfall geführt hätte. Die Garderobeverhältnisse waren sehr einfach. Dafür führte Adermann einige eigene Musikanten mit; es herrschte wirklicher Künstlergeist bei ihm

und war ein Ensemble da, das sich sehen lassen durfte. Außer einigen guten Kräften aus der Neuberischen Schule war da die nachmals berühmte Karol. Schulze und ihre böse Rivalin, die überaus schöne und liederliche Sophie Hensel (die allerdings Basel nicht beglückt hat); ferner der mit Lessings Leben so eng verknüpfte Theod. Döbbelin, eine Kraftnatur und ein Kulissenreißer; vor allem aber stieß in Solothurn zur Truppe der geniale Stieffohn Adermanns aus der ersten Ehe seiner Frau, Fr. L. Schröder. Er hat die zwei letzten Basler Aufenthalte mitgemacht.⁴⁴⁾

Dieses Menschen Lebenslauf, seine Jugend, seine Verirrungen, seine sonderbaren Schicksale, sein genialer Aufstieg zum harmonischen Schauspieler und Menschen ließt sich wie ein spannender Abenteuerroman. Man begreift, daß es einen Darsteller wie B. Litzmann reizen mußte, diese Entwicklung der bloßen Memoirenliteratur zu entreißen und in große literar- und theatergeschichtliche Zusammenhänge von wissenschaftlicher Verlässlichkeit zu reihen. Ich muß mir leider versagen, die ganze tragikomische Vorgeschichte von Schröders Eintritt in die Schweiz zu erzählen (s. Litzmann 1. Bd. S. 141 ff.). Er hat als Tänzer und Darsteller von chargierten Bedientenrollen begonnen. Beide Seiten konnte er, damals 15jährig, in Basel betätigen. Eine für diesen Feuerkopf charakteristische Begebenheit muß ich aber trotzdem erwähnen. Auf der Reise nach Basel hat Schröder in Straßburg sorglos seinen Koffer rasch in irgend einer kleinen Herberge eingestellt, um möglichst bald das Münster sehen zu können; nachher fand er weder Kneipe noch Koffer mehr, und doch war darin eine Anweisung auf das Haus VonderMühl in Basel. So mußte er sich mit Mühe und Not und wenigen Talern, von Brot und Wein zehrend und von betrunkenen Elßässern ob seines ehrlich bekannten Preußentums durchgeprügelt, nach Basel durchschlagen.

Mit dieser Truppe konnte Adermann, als er sich am 24. Sept. 1757 durch Herrn Rats-Redner Burdhardt um die

Bewilligung bewarb, ruhig versprechen, „daß er lauter schöne und moralische Stücke aufführen, und seine Leuth, daß sie sich unklagbar halten, anhalten wolle“. Er hinterlegte auch „eine gewisse Summen Gelts statt einer Kaution“ und erhielt gn. Willfahr zu seinen „anofferirten Bedingnussen“. — Nach Ostern 1758 meldet sich Adermann schon wieder; er wird auf die Zeit nach Pfingsten verwiesen. Unterm 19. August sucht er um Willfahr für die Messe nach; seine Sache wird auf 6 Wochen „ausgestellt“, „da Er sich sodann, ob er will, wiederumb anmelden mag.“ So legte er am 20. September 1758 gute Testimonia von Zürich und Schaffhausen vor und verspricht eine Schauspieleinnahme für die Armen. Er erhält Willfahr für 4 Wochen, muß zweimal für die Armen spielen und abends 7 Uhr schließen. Unterm 25. Oktober wird ihm dann erlaubt, bis zum Ende der Messe zu spielen, „in Ansehung seines wegen schlechter Lösung bisher gehabtten Schadens“. Offenbar hatte er das erstemal mehr Zugkraft ausgeübt und bessere Geschäfte gemacht; Beweis: sein zähes Werben seit dem Frühjahr. Aber schon am 1. März 1760 bekommt er wieder Willfahr auf 4—5 Wochen für die Zeit nach Ostern, zu denselben Bedingungen, und unterm 10. Mai 1760 noch Verlängerung um 2 Wochen nach Pfingsten. Wieder macht der Rats-Redner Burdhardt den Fürsprech: Adermann gelobe, über Pfingsten geschlossen zu halten. Er darf auch die Woche vor Pfingsten nicht spielen und erst Mittwoch nach Pfingsten wieder beginnen, muß nochmals für die Armen spielen, oder sich mit löbl. Waisenamt abfinden. Das war damals für Basel eine festliche Zeit, fand doch am 15. April die Jubelfeier der Gründung der Universität statt. Adermanns ließen sich die Gelegenheit nicht entgehen, auch ihrerseits zur Feier etwas beizutragen. Nach dem Bericht der Müllerschen Chronik führten sie selbigen Tages den „Codrus“ auf. Dazu bemerkt die Scherersche Chronik ausdrücklich „im Ballenhaus“, und es sei „eine Bande auserlesener Comoedianten“ gewesen. Dieser „Co-

drus" ist eine Alexandrinertragödie, ihr Verfasser Cronegk, der den Bremer Beiträgern nahe stehende Gottschedianer; sie gewann den von der Bibliothek der schönen Künste in Berlin unter Nicolai ausgesetzten Preis von 50 Talern. Der Dichter hat den Preis leider nicht mehr erhalten, er verstarb darüber. Heute ist der „Codrus“, in dem der Held vier Szenen hindurch stirbt, literarisch mehr als tot; Lessing tut ihm im ersten und siebenten Stück der Hamburgischen Dramaturgie die Ehre der Besprechung an. Er behandelt ihn noch glimpflich, ja er anerkennt Cronegks Fähigkeit, sich in „Moralen“ auszudrücken, d. h. in betrachtenden, sentenziösen Stellen; aber die Preiserteilung hat sein Urteil nicht bestochen: „Wenn Hinkende um die Wette laufen, so bleibt der, welcher von ihnen zuerst an das Ziel kommt, doch noch ein Hinkender.“ — Froher war man in anderer Beziehung über Aldermanns Anwesenheit. Die Festmusik im Münster verlangte viele Kräfte; da konnte man die Herren Kahler, Madusca und Mischel „von der Aldermännischen Comoebiantenbande“ sehr wohl brauchen. Jeder erhielt — laut Akten der Universitäts-Jubelfeier auf dem Staatsarchiv — für seine Mitwirkung zwei Pfund zehn Schilling, das macht einen Basler Taler, und ferner mit allen andern um das Fest Verdienten ein „Schaumgeldlin“, d. i. die Denkmünze. So konnte es Aldermann wohl wagen, am 8. Oktober wieder um die Bewilligung für die Messe, d. h. für vier Wochen, einzukommen. Ein Mitglied der Bande, Friedrich Darprecht (nicht Garprecht, wie bei Litzmann steht, I. S. 183, Anm.), brachte die Bitte vor. Es scheint nun, daß bei diesem letzten Aufenthalte in Basel nicht alles so geklappt hat. Am 11. Oktober heißt es unter „Eingezogen“, worunter man das Ergebnis einer mündlichen Umfrage im Kleinen Rat versteht, daß Aldermann über die Zeit spiele. Er wird verwarnt. Sein am 12. November gestelltes Begehren um Verlängerung der Spielzeit wird abgewiesen; er muß mit der laufenden Woche (Samstags den 15. November) aufhören und am

17. die Schaubühne abbrechen. Für diese Maßregel weiß die Schulze in ihren Denkwürdigkeiten eine sonderbare Erklärung. Sie sagt von diesem Basler Aufenthalt: „Hier glückte es uns wirklich in vollem Maße; doch leider war die Freude von kurzer Dauer. Ein Basler Bürger, seines Zeichens Schuster, der sich von Aldermann, der Himmel weiß wodurch, beleidigt glaubte (vielleicht daß dieser ein Paar Schuhe getadelt), wurde in den Rat gewählt und rächte sich nun durch die Anordnung, daß Aldermann wie die Puppenspieler, Zahnärzte, Gaukler und Taschenspieler, am letzten Tage der Messe sein Theater schließen mußte.“

Was an dieser Geschichte, die auch Schröders erster Biograph Meyer bezeugt, Wahres ist, kann nicht mehr eruiert werden. Doch hat die Schulze ein gutes Gedächtnis gehabt und ist eine grundehrliche Seele gewesen. Jedenfalls war Stimmung gegen Aldermann vorhanden. Das beweist die entschiedene Antwort des Rats, der sonst doch geneigt war zu Willfahr. Litzmann berichtet aus jener Zeit von Anzeichen des Niedergangs der Truppe.⁴⁵⁾ Zudem mochte man sich von dem jungen Lustibus Schröder und seinem Treiben in der Stadt allерhand erzählen; wir wissen, daß er gerade jene Zeit über in einer bösen Phase seiner Entwicklung stand, seine magere Gage von $\frac{1}{2}$ Gulden pro Woche durch Billardspiel in den Wirtshäusern zu verbessern trachtete und überhaupt ein leichter Geselle mit losem Mundwerk war und künstlerisch nichts hinzulernen zu müssen glaubte, voll Hochmut und in geistiger Dede verkommend. Man mochte auch von der Schlägerei zweier Mitglieder im Ankleidezimmer vernommen haben, der Aldermann dadurch ein Ende machte, daß er den Kampfahnen erst die Köpfe zusammenstieß und sie selbst erst hernach trennte. Außerdem mochten doch auch die Leistungen bei dem steten Wandern, auch über kleine Orte ohne anfeuerndes Verständnis, gesunken sein.

Gegen alles Frühere aber haben jedenfalls die Leistungen der Aldermannschen Truppe gewaltig vorteilhaft abgestochen.

Man sah hier zur Kunst erhobene Natur, war doch gerade Natürlichkeit innerhalb der Grenzen des Schönen Aldermanns Devise. Dahin drängte ihn seine Begabung. Dahin führte ihn auch, im Verein mit ihr, das bürgerliche Trauerspiel, das er bevorzugte. Ueber ihn haben wir mehrere Briefurtheile Js. Iselins. Am 9. Juli 1758 wünscht dieser (an Sal. Hirzel) die Truppe nach Basel; aber schon am 29. Dezember 1758 heißt es, Aldermann spiele schlecht in Basel. Das will aber bei Iselins durchaus französisch orientiertem Theatergeschmack nicht viel besagen; er zeigt höchstens, wie neu ihm dieser Stil war, und sein Urtheil fällt auf ihn selbst zurück. Es scheint eben, auch nach seinen theoretischen Ausführungen an Frey (Januar 1759, und Januar und März 1768), daß er ganz und gar den französischen Klassizismus vertrat. Von seinen übrigen Urtheilen, besonders über französische Stücke, wird noch zu sprechen sein.⁴⁶⁾

Aus den Jahren von Aldermanns Anwesenheit in Basel ist noch ein Theaterzettel der Gesellschaft vorhanden. Er kündigt eine Vorstellung an „Pamela, oder die belohnte Tugend“. Die untere Zettelhälfte enthält eine längere „Nachricht“, worin die Herkunft des Stoffs, aus Richardsons berühmtem Roman, und der stoffgeschichtliche Zusammenhang mit Voltaires „Nanine“ und Goldoni berührt wird. Als Empfehlung wird dann noch hinzugefügt, Goldoni sei ein anderer Marivaux, seine Landsleute könnten sich an seinen Lustspielen nicht satt sehen; in Venedig sei das Stück 17 mal wiederholt, in Mailand mit größtem Beifall aufgenommen worden. Tatsächlich hat Goldoni Richardsons Romane den Stoff zu seinen Komödien „Pamela nubile“ und „Pamela maritata“ entlehnt. An Uebersetzungen der Werke ins Deutsche, auch Bühnenbearbeitungen, fehlte es nicht. Außer Gellert, der den Briten in dem Sinngedicht „Ueber Richardsons Bildnis“ überschwenglich feierte und ihn im Roman nachahmte, haben ihn Abbr. v. Haller, Goethe, Rousseau und Diderot, sogar Voltaire in einigem Abstand, hochgeschätzt.⁴⁷⁾ Diese

„Nachricht“ zeigt also nicht nur den Geschäftsmann in Aldermann, sondern den ernsthaften Leiter, dem literarisch-künstlerische Ziele nicht dürfen abgesprochen werden. Zum Schluß verheißt der Zettel ein pantomimisches Ballet der englischen Matrosen und, „wofern es noch die Zeit erlaubt, so soll mit einem Nachspiel in Versen der Beschluß gemacht werden“. Der Umfang des Stückes bedingte einen frühen Beginn: halb 5 Uhr schlags.

Dieses Nachspiel in Versen, dazu der pantomimische Tanz, scheint bedeutsam für die Art des Repertoires. Solche Ballets waren choreographische Leistungen, die irgend einen Stand oder Beruf in seiner Tätigkeit pantomimisch darstellen; Aldermann hat selbst solche erfunden; genannt wird z. B. seine „Bauernhochzeit“; sie waren sehr beliebt bis tief herab in die späteren Jahrzehnte; in ihnen brillierte eben der junge Schröder; für sie führte man ein eigenes Orchesterlein mit. Den nicht minder beliebten Nachspielen in Versen kam das Versifikationsgeschick der Frau Aldermann zugute. Außer „Pamela“ und „Codrus“ kann ich aus baslerischen Zeugnissen nichts belegen; wohl aber ist aus Schröders Leben für Basel (1760) Holbergs „Wochenstube“⁴⁸⁾ bezeugt und kennt die allgemeine Theatergeschichte Aldermanns Repertoire aus jenen Zeiten. Es lohnt sich wohl, einen Blick darein zu tun.⁴⁹⁾

Wir wissen heute, daß er gerade in diesen Schweizer Jahren wenig Novitäten brachte, und unter diesen waren die so beliebten Nachspiele und Lustspiele noch am stärksten vertreten. Außer der „Pamela“ und Cronegks „Codrus“ hat Basel bei den späteren Aufenthalten gewiß das Solothurner Stück, das Berner „Tellenspiel“ und Wielands „Joh. Gray“ gesehen, denn damit konnte Aldermann doch im Schweizer Lande auf guten Kassenerfolg zählen. Im übrigen nennt ein Kenner wie L. sein damaliges Repertoire altmodisch und dürftig und individueller Färbung bar, ohne ihm daraus einen Vorwurf zu machen; war doch die Ernte an Novitäten in der bösen Zeit des Siebenjährigen Krieges an sich mager.

Wenn auch nicht anzunehmen ist, daß in Basel alle Stücke des Repertoires zur Aufführung gelangten, so ist es doch interessant, zu wissen, was sehr wahrscheinlich den Baslern vorgeführt wurde. Da ist zu treffen Diderot mit seinem „Hausvater“, Crébillon (der Vertreter der Greueltragödie in gehobener Sprache), mit „Altreus und Thyestes“, da war Elias Schlegel mit seinem „Ranut“, da waren die Gottschedianer Grimm mit seiner „Banise“, und Behrmann, ein Hamburger, mit seinem „Timoleon“, neben Lessings „Miß Sarah“ und deren dürftigen Nachfahren, dem „Freigeist“, einem bürgerlichen Trauerspiel in Prosa des von Lessing geschätzten Brame.⁵⁰⁾ Da waren ferner „Die Poeten nach der Mode“ von Chr. Fel. Weiße, dem fingerfertigen Singspieldichter und späteren Kinderschriftsteller und waren neben Molière noch Diderot, Voltaire, überhaupt eine ganz Anzahl französischer Autoren, die wohl in Adermanns Truppe selbst überfetzt wurden für die deutsche Bühne. Auf überragender Höhe stand die Truppe nur durch ihr darstellerisches Können und das Ballett, dank den Tänzern Schröder und Schulze, dem Bruder der vielerwähnten Caroline. Die Lustspiele hatte sie auch mit geringeren Banden gemein. Hier hat lange Zeit L. Holberg die Oberhand gehabt. Herr und Frau Breme im „politischen Rannengießer“, die Wöchnerin und ihr Mann in der „Wochenstube“ scheinen zu den Glanzrollen des Adermannschen Ehepaars gehört zu haben, zu denen sich, besonders seit Schröders Anwesenheit, noch andere fanden.⁵¹⁾ Holberg war damals ganz außerordentlich beliebt; in ihm war ein dem derben Geist des alten Fastnachtsspiels verwandter Geist auf die deutsche Bühne gekommen; er riß manchen Direktor aus der Verlegenheit,⁵²⁾ erst ein seit Sturm und Drang etwas veränderter Theatergeschmack hat ihn nach und nach verdrängt.⁵³⁾ Leider fehlen die Zeugnisse für ein Vorkommen seines „Ulysses von Ithacia“ auf Schweizer Boden, jener blutigen Satire tollster Ausgelassenheit auf die deutschen Haupt- und Staatsaktionen, mit einem Durcheinander von sagenhaften

Gestalten verschiedener Zeitalter, jener Satire, die nicht nur die übertriebene Verehrung des Altertums, sondern die langen Monologe, das Ankündigen des Auftretens neuer Personen, die Zusammenhanglosigkeit und Willkür und die hilflosen szenischen Mittel, kurz alle Schwächen der Gattung ganz im Geiste unseres Offenbach, nur witziger, zu verspotten weiß. Es ist nicht ohne Reiz, sich auszumalen, wie der für Satire so empfängliche Geist der Basler hierauf würde reagiert haben! In früheren Repertoiren Adermanns hatte außer Gryphius, außer Schäferspielen auch noch Otways „Verettetes Venedig“ figurirt. All das könnte noch weiter ausgeführt werden, doch nützt es nichts, allzu lange auf dem Boden bloßer Vermutung zu bleiben. Das Gesagte wurde nur angeführt, um der Vorstellung der Leser einigermaßen die Richtung anzugeben, wie sie sich den Spielplan für das damalige Basel weiter auszudenken hat. Wie sich das alles auch mag verhalten haben, so zeigt doch schon die Tatsache, daß Adermann am Universitätsfest den „Codrus“ gab, der im selben Jahr erst im Druck zugänglich wurde, daß er sein Bestes leisten wollte und, so viel an ihm lag, die Fühlung mit der Literatur der Gegenwart anstrebte, die ihm bei seinem unstäten Wandern, fern von literarischen Zentren, leicht verloren gehen mußte.

Von Basel zog dann Adermann rheinab; über seine Tätigkeit in Hamburg sind wir durch die Geschichte von Lessings Hamburger Dramaturgie unterrichtet. Das Schicksal der Entreprise der Abel Seyler und Genossen ist bekannt. Nach dem Zusammenbruch fängt für Adermann abermals das Wanderdasein an; mit einem Teil seiner Truppe gründet Seyler⁵⁴⁾ eine neue Gesellschaft, deren Weg ihn über das vogoethische Weimar führte. Abel Seyler, das sei hier noch angemerkt, ist 1730 zu Liestal als Sohn des Spitalpfarrers Seyler-Burckhardt geboren. Seine erste Frau ist eine Sophie-Elisabeth Andreae gewesen. So haben durch Adermann und Seyler die beiden Hauptstädte des Kantons

Basel an der größten Epoche deutscher Schauspielkunst ihr bescheiden Theil, sind sie an die erlauchtesten Namen des 18. Jahrhunderts noch lose geknüpft. Nach dem Tode seines Stiefvaters hat Schröder die Leitung der Udermannschen Bühne übernommen; Seylers zweite Gemahlin war die berühmte, aber auch berühmte Madame Hensel, von Lessing einst bewundert,⁵⁵⁾ von Goethes Jugendgenossen H. Leop. Wagner als Merope und Medea gepriesen;⁵⁶⁾ sie war besonders groß in den rôles de force; noch Goethe sang das Lob „der berühmten Seylerin“; doch war sie ebenso hervorragend durch ihre Empfindlichkeit, der zuliebe Lessing die Besprechung der einzelnen Schauspielerleistungen einstellte.⁵⁷⁾

Vor Udermann taucht, schon 1747, Fr. Schuch mit seiner Bande in unserer Stadt auf. Er darf neben dem ersten vor allen andern Interesse beanspruchen. Er ist der letzte große deutsche Hanswurstspieler und Erfinder von Stegreifburlesken gewesen. 1716 zu Wien geboren, aus einem Tiroler Kloster entwichen, dann als Schauspieler durch das Marionettenspiel hindurchgegangen, wird er als ein im bürgerlichen Leben ernster, ja finsterner Mann geschildert. Auf der Bühne brauchte er sich nur zu zeigen, so brach der Beifall los. Er sagte selbst von sich, sobald er die Hanswurstjade anzöge, wäre es nicht anders, als wenn der Teufel in ihn führe.⁵⁸⁾ Er pflegte in gelben Hosen, roter Jade, blauer oder grüner Weste, breitem Kragen, in grauem oder grünem Hut, das hölzerne Narrenschwert im Ledergurt, zu erscheinen. Die Scenerien entwarf er selbst, nach allen möglichen Mustern. Im Extemporieren war er unübertroffen. Was für eine Fülle komischer Geschichten sich auf dieses sein Talent zurückführen läßt, muß man bei Zeitgenossen nachlesen.⁵⁹⁾ Er gab auch ernste und regelmäßige

Stücke, jedoch nicht in seiner ersten Periode,⁶⁰⁾ und nur um auszuruhen, wie Lessings erster Biograph Karl Lessing weiß. Er habe nicht alle Tage gespielt; seine Bande sei Lumpengefindel; aber man wünsche ihn doch noch oft zurück, erzählt dieser.⁶¹⁾ Er pflegte auch das Ballet. Ueberhaupt war er ein guter Geschäftsmann, der durch gleichmäßige Pflege gegensätzlicher Geschmacksrichtungen gut gefahren ist. Daß schon 1737 Gottsched im Verein mit der Neuberin zu Leipzig den Hanswurst feierlich von der Bühne verbannt hatte, kümmerte ihn wenig; er verfaßte auf seinen Zügen, die ihn bis nach Bern führten, seine Hanswurstiaden meist selbst, so z. B. „Die Geburt des Harlekin aus dem Ei“; er hat der einseitig von Gottsched betonten französischen Regelmäßigkeit mit seiner Anlehnung an die Volkskomik ein gutes Gegengewicht gehalten. Bei ihm lebte noch das Volksschauspiel von Dr. Faust; durch ihn hat Lessing den Stoff kennen gelernt; seine spezielle Stärke waren die Zwischenreden an die Zuschauer, die fremden Dialektbroden und die witzigen Bemerkungen über Mitglieder seiner eigenen Bande. Lessing soll noch in seiner Breslauer Zeit seine Burlesken selten veräußert haben. Nach Brandes' Zeugnis liebte Lessing ja eine gesunde rasche Posse mehr als ein lahmes oder krankes Lust- oder Trauerspiel. Und Döbbelin hat schon 1753 in der Schuchschen Bude zu Berlin neben Lessing noch Nicolai, Ramler und Mendelssohn gesehen.

Laut Ratsprotokoll ist er, mit 18 Personen, im Sommer 1747 zuerst in Basel, um „Comedien und Tragedien“ zu spielen. Ausdrücklich wird bemerkt: „weist ein gutes Attestatum von der Stadt Straßburg, wo er gespielt, vor“. Unterm 5. August läßt er die Regierung zum Besuche ein. Diese erkennt ihm einen „Gedenkpfenning“ zu von zehn Dukaten als Dank und stellt es den Herren frei, sich zu der Vorstellung einzufinden. Der Antistes wird aber bald hernach im Namen der Geistlichkeit beim Bürgermeister vorstellig, daß nur noch — wegen Nähe des Bettages — bis 1. September dürfe

gespielt werden. Jf. Jselin rühmt der Bande damals in einem Briefe an Frey (v. 9. August 1747) außer einigen mittelmäßigen Akteurs einen trefflichen Akteur und eine trefflichere Aktrice nach und lobt ihre Voltaire-Aufführungen der der „Zaire“, „Alzire“ und „Mort de César“ warm. Dagegen seien ihr Racines „Mithridate“ und „Iphigénie“, wie auch Voltaires „Brutus“ sehr übel geraten. Die Komödien hätten sie ebenfalls nicht recht vorgestellt. Es seien Deutsche. Jselin nennt dabei den Namen Schuch nicht; doch stimmt seine Zeitangabe nur auf diesen, wie auch das Repertoire. Zudem heißt es in einem spätern Briefe, die kürzliche Anwesenheit der Schuchschen Bande habe ihm Lust gemacht, etwas für die Schaubühnen zu übersetzen. Vor der Messe 1749 hat dann Schuch offenbar den Rat überrascht; es heißt in seinem Gesuch: „weilen er bereits mit seiner Bande hier und das Theatrum schon gebauen seye“, möge man ihm die sofortige Eröffnung erlauben. Er hat Willfähr unter der Bedingung, Sonntags geschlossen zu halten und einmal für die Armen zu spielen, soll aber mit einer Einladung den Rat „verschonen“. Darauf bittet er um Ersetzen seiner Ankosten für Lichter und Musikanten und um einen Einnehmer bei der Armenvorstellung. Zum drittenmal kommt dann Schuch im Sommer 1751 nach der Frankfurter Messe. Er darf acht Tage nach Pfingsten beginnen und muß zweimal für die Armen spielen. Ueber diesen Besuch sind wir aus Jselins Tagebuch Bd. 1 sehr gut unterrichtet.⁶²⁾ Jselin hat vom 8. Juni bis zum 22. Juli gesehen: Voltaires „Mérope“, „Zaire“ und „Orestes“, Corneilles „Polyeucte“, Otways „Gerettetes Venedig“, Molières „Weiberschule“ und „Männerschule“, Destouches' „Verheirateten Philosophen“ und die „Ecole des amis“ des Nivelle de la Chaussée. Sein Urteil über die Leistungen lautet nicht mehr so warm wie früher. Mehrmals heißt es vom Spiel: „nicht gar übel“, „nicht übel“, „gar artig“, „recht artig“; nicht allzuwohl geraten scheint ihm die Uebersetzung der „Mérope“, die Vorstellung hätte Jselin

von der Schuchschen Bande besser erwartet. Der „Orestes“ rührt ihn mehrmals zu Tränen; dagegen gefällt ihm „Der verheiratete Philosoph“, „nicht so sonderlich“ rührt ihn aber de la Chaussée. Er hat später in Metz „Alzire“ (v. Voltaire) wieder gesehen; der Vergleich fällt sehr zu Ungunsten der Schuchschen Bande aus; doch fügt der Schreiber gerecht abwägend bei: „Da auch die Schaubühne weit prächtiger ist, als sie in Basel zu sein pflegt, so ist die Verblendung größer“. ⁶³⁾

Vielleicht hat Schuch den Baslern auch die Kenntnis des Volksschauspiels von Doktor Faust vermittelt; er hat es ein Jahr vorher in Mainz aufgeführt, und zwar in der seit Stranitzky bekannten Wiener Umarbeitung, in welcher „der lustige, in seiner Beschränktheit behagliche Hanswurst in einen parodistischen Gegensatz zu dem himmelanstrebenden Faust“ tritt. ⁶⁴⁾

In der Liste der von Iselin gesehenen Stücke fehlt eines, von dem wir wissen, daß es zum Repertoire gehörte, der „Kaufmann von London“ jenes englischen Dramatikers Lillo, der für Lessings „Miss Sarah“ so bedeutsam geworden ist. Auffallend aber ist jedenfalls, daß in Iselins Liste die Stegreifburleske und Hanswurstiade völlig beschwiegen wird. Die relative Gleichartigkeit der von ihm besuchten Vorstellungen beweist nichts für Schuchs Basler Repertoire, wissen wir doch im Gegenteil, wie gleichmäßig der Geschäftsmann allen Richtungen diene; sie beweist höchstens Iselins einseitig französisch orientierten Geschmack. Wohl hat er die meisten Vorstellungen mit seiner Mutter besucht (laut Tagebuch); und wenn auch nach guten Zeugnissen Schuch gerade damals (seit 1748) seine Bühne vom Schmutz zu reinigen bestrebt war ⁶⁵⁾: Hanswurstiaden hätte Iselin gleichwohl kaum gemeinsam mit der Mutter besucht, wenn er auch ein anderer gewesen wäre, als er tatsächlich gewesen ist. Es darf also aus dem Fehlen der Stegreifburlesken nicht geschlossen werden, die Basler hätten sie nicht auch genossen;

soll doch Schuch noch 1764 in Mainz Voltairesche Stücke mit dem Hanswurst belebt haben!⁶⁶⁾ Noch vorhandene Bruchstücke von Basler Zetteln tragen Spuren von solchen Burlesken; die Fesen sind aber so fragmentarisch, daß sie keinen auch nur einigermaßen sichern Schluß auf die Schuchsche Bande erlaubten. Nach den Berichten über seine Vorstellungen, die die „Neuen Erweiterungen der Erkenntnis und des Vergnügens“ enthalten, konnte er gelegentlich mit witzigen Einfällen glänzen;⁶⁷⁾ aber er wiederholte sich rasch und ermüdete so. Hält man noch dazu, daß an der genannten Stelle seinen Trauerspielen nicht viel Wert beigelegt wird, und daß ihm die Ueberlieferung zudem öfter falsche Rollenbesetzung zur Last legt, so gewinnt vielleicht die Haltung unseres Kleinen Rats etwas Licht. Daß der zweimal so entschieden hat, ihn mit einer „Invitation zu verschonen“, scheint darauf hinzudeuten, daß man Schuchs ernste Vorstellungen auch hier nicht sehr hoch bewertete und höhern Orts für das volkstümliche Treiben mit dem hölzernen Narrenschwert nicht viel Sinn hatte. Am 21. Juli 1751 wird beschlossen: Der Komödiant solle sein Spiel einstellen, und der Herr Lohnherr künftigen Samstag sein Theatrum nach vorher ergangener Anzeige an die Komödianten abbrechen lassen.

Das sind die zwei bedeutendsten Banden, die Basel gesehen hat.

Außer diesen sind aber noch einige andere, kleinere in unserer Stadt eingekehrt, deren Namen in der Theatergeschichte einen gewissen Klang besitzen. Einige Bemerkungen über sie und ihr Auftreten in unserer Stadt sind vielleicht dazu angetan, neues Licht auf sie zu werfen.

Da ist zuerst der „sächsishe Hofkomödiant“ J o h. F e r d. B e d aus Dresden. Er meldet sich im Herbst 1719 mit einer

Bande von 15—17 Personen, will Komödien in lebenden Personen vorstellen, oder aber seine Marionetten hier sehen lassen. Zur Zeit weilte er in Freiburg im Breisgau. Er wollte sechs Kreuzer pro Person heischen. Er wurde abgewiesen. Zehn Jahre hernach gelingt es ihm aber, vom 15. Oktober bis über die Messezeit anzukommen; es wird ihm nur der Preis von 15 Rappen für die Person „in gemeinen Sitzen abzunehmen“ gestattet. Am 17. November muß er auf ein „Eingezogen“ hin sein Theatrum abbrechen. Dieser Joh. Ferd. Bed war einer der ältesten Prinzipale; er führte eine „hochfürstlich Waldecksche privilegierte hochdeutsche Hofkomödianten-Gesellschaft“, und seine Eigenart ist die, den alten weder italienisierten noch verwinierten Hanswurst beibehalten und für seine Haupt- und Staatsaktionen verwendet zu haben. Er hat wenige Jahre nach seinem Basler Aufenthalt in Hamburg ein Wallensteinstück mit dem Hanswurst angekündigt.⁶⁸⁾ Durch die Notiz im Basler Ratsprotokoll wird die Vermutung, daß er neben seinem Theater auch das Puppenspiel pflegte, zur Sicherheit.⁶⁹⁾ Berühmte ist er durch seine schon 1703 in einem Kupferstück mit Versen erfolgte Selbstverherrlichung: Darauf figuriert er als Hanswurst und Zahnbrecher. Die Verse hat Devrient (a. a. O. S. 179) zum Teil abgedruckt. Im Jahr (23. Sept.) 1730 und vor der Messe 1739 wurde er zweimal abgewiesen. Den wollte man offenbar nicht wieder.

Den italienischen Hanswurst, den Harlekin, bringt dann die Dennersche Truppe nach Basel. Sie gab ihre Anschlagzettel zuerst auf ganzen Bogen, mit Holzschnitten und Versen verziert. (Die Truppe ist oben wegen ihrer Fahrt über den Belt erwähnt.) Der Sohn Denner gab die Rolle.⁷⁰⁾ In ihm hat die Stadt eine theatergeschichtliche Berühmtheit beherbergt, wird er doch mit Kurz gen. Bernardon (ein Maskenname) der bedeutendste Vertreter seines Faches genannt.⁷¹⁾ Er bekam unterm 25. September 1732 für die Messe Willfahr, nachdem für den Prinzipalen Leonhard Denner sein Be-

dienter Heydolf aus Sachsen angefragt hatte. Erwachsene zahlten drei Bazen, junge Personen 15 Rappen. Die im Ballenhaus (laut Ratsprotokoll) spielende Truppe lud die Räte zum Besuche ein an einem von ihnen selbst zu bestimmenden Tage. Beschluß: „Ein löbliches Dreyeramt aber wird die erforderliche discretion abzulegen haben.“ Bei der Rückreise aus der Schweiz im folgenden Jahr darf Denner nochmals „bis auf die Woche vor Auffahrt“ in Basel spielen. Diesmal werden die gn. Herren nicht nur mit einer Einladung, sondern noch mit einem „Reimgedicht“ beehrt.

Ein ganz merkwürdiger Mann war der vom König von Dänemark geadelte Bernburger Sattlergesell *Carl E d e n b e r g*, der, mit einer Seiltänzerin verheiratet, neben dem Romöbdienspiel allerhand bertichtigte Equilibristenkünste vollführte und damit ein für seine Zeit und seinen Stand großes Vermögen erwarb. Er besaß ein eigenes Schauspielhaus zu Berlin.⁷²⁾ Er ist im Frühling 1736 zu Basel gewesen. Ausdrücklich heißt er im Ratsprotokoll „Prinzipal einer Truppe Comoedianten und *S e i l t ä n z e r*“. Er hatte bis Pfingsten Spielbewilligung, durfte aber beileibe nicht nachts spielen, wegen der Feuersgefahr. Auf die übliche Einladung an die Regierung erhielt das Dreyeramt den Auftrag, ihm je nach Befinden ein Präsent zu geben. Ein zweimal erneutes Begehren um Spielerlaubnis nach Pfingsten wurde aber abgewiesen. Man bedauert unwillkürlich, daß gerade über diese hochoriginelle Persönlichkeit keine Basler Quellen fließen wollen; er hieß allgemein „der starke Mann“; er hielt eine Kanone von 2000 Pfund, auf der ein Tambour mit Trommel saß, mit einer Hand so hoch, bis dieser ein Glas Wein ausgetrunken hatte. Ein Ankertau zerriß er wie Zwirnfaden; zwei Pferde konnten ihn nicht von der Stelle ziehen.⁷³⁾ *Généé* berichtet von seinen skandalösen Affären und von einem Protest der Universität Halle seinetwegen.⁷⁴⁾ In seinen Haupt- und Staatsaktionen machte sich der Harlekin Quartal beliebt.⁷⁵⁾ Er hat auch große italienische Schatten-

bilder mit lebenden Figuren aufgeführt.⁷⁶⁾ (Dies ein Beleg zu den Ausführungen oben über das Nebeneinander von Komödie und anderen Belustigungen.) Vielleicht, daß die Stelle in Goethes „Urmeister“ S. 144 auf ihn zurückzuführen ist. Er scheint die Volkspantomime ungeheuer beschäftigt zu haben.

Ende 1739 erhält für die Zeit nach Neujahr 1740 eine königl. preussische Truppe unter Franz Gerwald von Walrodi, rekommandiert durch den kaiserlich ungarischen Botschafter Marquis de Prié, Bewilligung zum Spiel. Nach den Frankfurter Ratsprotokollen hat 1741 und 1742 ein Wallrodi (oder Wallerotti) zu Frankfurt Vorstellungen gegeben, die nach Creizenachs Faustforschungen identisch sind mit denen einer hochdeutschen Komödiantengesellschaft, deren Zettel die Frankfurter Stadtbibliothek noch aufbewahrt.⁷⁷⁾ Darunter befinden sich zwei mit Ankündigung der Faustkomödie; der Schluß erscheint nicht allzugewagt, daß ähnliche Vorstellungen von Wallrodi auch zu Basel gegeben worden sind. Auch er führte den Hanswurst mit, „einen von den Geistern geplagten Wandersmann, unglückseligen Diener und einfältigen Nachtwächter“, und kannte Ballet und lustiges Nachspiel. Hanswurst hatte einfach die Aufgabe, in Fausts Zauberkreis zu erscheinen, wo dann die Geister seine Verfolgung begannen. Zehn Jahre später, Februar 1751, wird Walvodi (sic!) abgewiesen.

Auch die Truppe des Wiener Hans Mich. Brenner, bekannt durch die Erfindung des komischen Maskencharakters des Burlin,⁷⁸⁾ hat unsere Stadt beherbergt, November und Dezember 1752, hat aber keine angenehmen Erfahrungen mit ihr gemacht; es kommt wenigstens eine Schuldforderung eines Zibacher Wirts an ein Glied der Truppe im Rat zur Verhandlung, und Brenner muß versprechen, diese Schuld „ehestens“ zu bezahlen, da ihm gedroht wird, ansonst werde „der Versatz licitiert“. Seine Ehefrau wurde mit ihrem Begehren „um eine gnädige Besteuerung bey allhier

gemachtem wenigem Profit und vielen Schulden" abgewiesen (Ratsprotokoll vom 16. Dezember 1752). Von der Brennerschen Bande ist uns glücklich noch ein Theaterzettel erhalten, der mit seiner wortreichen, weitschweifigen Anpreisung des Stüdes und der in die Haupt- und Staatsaktion verflochtenen Hanswurftiade eine vortreffliche Vorstellung von diesen Zuständen erwecken kann. Den Beschluß macht auch hier ein Tanz und ein „recht lustiges Nachspiel“. Das Spiel fing präzis 4 Uhr an und ging auf der Sunststube zu Gartnern vor sich. Der Zettel ist nicht datiert; aus dem Ratsprotokoll ergibt sich jedoch das Jahr 1752 als einzig mögliches.⁷⁹⁾

Ein anderer komischer Rauz zog im Frühsommer 1769 mit seiner Truppe ein, den Prätor Müller von Colmar mit einer Empfehlung ausgestattet hatte. Es war J o h. M a r t. L e p p e r t, Direktor einer deutschen Schauspieler-Gesellschaft; er hatte auf die Zeit nach Pfingsten für sechs Wochen Willfahr und bekam nachher noch Verlängerung. Von einer Remuneration hat jedoch der Rat bei ihm abgesehen. Warum, das wird aus der Notiz „Eingezogen“ nicht klar. Leppert — der „Kleine Leppert“ genannt, ein zwerghafter Poffenreißer — stammte aus Leipzig, war zuerst Mitglied der berühmten Rochschen Gesellschaft, die aus der Schönnemannschen hervorgegangen, und eine Zeitlang in ganz Sachsen gern gesehener Harlekin. Er hatte sich schon einmal mit Aldermann, als dieser nach seinem russischen Feldzuge bei Dietrich in Danzig stand, in die artistische Leitung geteilt. Ehmals Hofnarr Augusts des Starken, war er dann „lustiger Rat“ des Grafen Brühl geworden. Jetzt war er Haupt einer bessern Bande,⁸⁰⁾ die unter anderm den „poetischen Dorfjunker“, ein Lustspiel des Destouches, in der Uebersetzung „der Frau Professorin Gottschedin“ den Baslern vorsehte, wie ein noch vorhandener Zettel bezeugt. Ein pantomimisches Ballet, genannt „Die Prager Judenhochzeit“, beschloß jenen Abend. Als besondere Lodung heißt es am Zettelende: „Das Theater stellet

eine Synagoge vor, worinnen die ganze Trauungszeremonie so wie es bey Juden gebräuchlich ist, vorgenommen werden" (sic!). Die Leppertische Truppe scheint bald hernach auf dem deutschen Komödienhaus der Tuchmacherzunft zu Straßburg zugrunde gegangen zu sein.⁸¹⁾

Endlich müssen noch einige Truppen gewisser Besonderheiten wegen aufgeführt werden.

Da ist der Wiener Felix Berner zu erwähnen. Er spielte meist extemporierte Stücke und leitete seit 1761 eine Kindergesellschaft, die Operetten und Stücke aufführte. Er ist 1764 zur Messe in Basel und erhält eine Woche Verlängerung; seine Frau erhält für die Messe 1765 beides, Willfahr und Verlängerung; dann, auf erneute Meldung zur Geduld verwiesen, wird er auf Grund einer von selber angebotenen Hinterlage von 100 Dukaten zur Messe 1779 angenommen, spielt freiwillig für die Armen und bringt den Erlös von fünf Louisd'or aufs Rathhaus, was den Rat bewegt, in dem ihm zu erteilenden „Attestato dieser löblichen Handlung Meldung" zu tun. 1780 ist er nochmals zur Messe da. Weil er sich aber erlaubt, bis 9 Uhr zu spielen, wird er verwarnet, „ehender etwas früher anzufangen, damit die Vorstellungen zu rechter Zeit beendigt, und das Ballenhaus um 8 Uhr gänzlich geräumt sein möchte." Im Gesuch vom 7. April 1779 wird seine Truppe eine „Comp. j u n g e r C o m o e d i a n t e n" geheißen. Auch darin begegnet uns eine Eigenart des Komödiantenwesens jener Zeit; schon in den vierziger Jahren hatte ein gewisser Nicolini in Deutschland durch seine Kinderpantomimen ungeheures Aufsehen erregt.⁸²⁾ Lessing spricht im zwölften seiner kritischen Briefe von 1753 von dem „sinnreichen Mann" und seinen „kleinen Affen" und erwähnt noch in einem Brief an Eva König vom Juni 1772 dessen großen Zulauf in Hamburg. Er ärgerte sich über die Bezeichnung „Pantomimen". Das mag uns ein Fingerzeig zur Beurteilung sein!

Eine andre aus Kindern bestehende Truppe von F r a n z

Grimmer aus Augsburg wurde unterm 20. März 1779 abgewiesen.

Dann: Joh. Appelt aus Karlsruhe, der dort 1784 „die erste Bühnenstätte im margräflichen Orangeriehaufe und den Titel eines Hoffchauspielers“ erlangt hatte. Er nannte sich schon „Direkteur einer Schauspielergesellschaft“, führte eine zahlreiche Truppe und will neben den neuesten Lust- und Trauerspielen „die schönsten Opern und Balletts“ bringen. Er war in Basel zum Sommer 1785. Ich erwähne ihn der Opern wegen besonders. Ebenso Ferd. Illenberger, Associé einer früher schon in Basel gewesenen Doblerschen Gesellschaft, der im Sommer 1784 hier spielte. Er scheint in gutem Andenken gestanden zu haben, denn 1792, 1797, 1798 ist er wieder da, und nach der bösen Zeit der Helvetik, wo das bekannte Gesetz vom 16. Mai 1799 jegliches Schauspiel verboten hat,⁸³⁾ darf er zur Messe 1800 wieder kommen, bekommt Verlängerung um volle vier Wochen mit dem Beding, in der Weihnachtswoche geschlossen zu halten, und muß seine Bühne erst mit Ende Januar 1801 schließen, ja im Sommer 1801 werden ihm nochmals 30 Vorstellungen bewilligt, solange die bereits angenommenen französischen Schauspieler ihre Bühne noch nicht eröffnet haben. Offenbar erfreute er sich als deutscher Schauspieler der Sympathie des Rats; denn schon beim Messeaufenthalt von 1800 schrieb der Präsident der Municipalität der Stadtgemeinde Basel an den Regierungstatthalter Ischoffe, die französischen Schauspieler möchten Illenberger vertreiben; sie seien dazu vom „Bund“ berechtigt; und am Schluß des Briefes heißt es sarkastisch, wie schön und erbaulich es wäre, wenn das Schauspiel auch unter „französischer surveillance“ stände! Er hat den Behörden jedenfalls keine Angelegenheiten bereitet, sondern schon 1798 gleich erklärt, er wolle nur solche Stücke bringen, „die dem neuen Geist der nunmehrigen Verfassung angemessen, und derselben noch mehr Anhänglichkeit zu erwerben fähig sind“. Dasselbe Versprechen kehrt 1801 wieder.

Er hat auch zur Unterstützung der Anwerbung von 18 000 helvetischen Soldaten ein Schauspiel aufgeführt. Auf eine wahrscheinlich unter seiner Direktion erfolgte Aufführung von Schillers „Räubern“ hat mich eine eigentümliche Strafsache des Jahres 1799 gebracht. Ein junger Arbeiter, Peter Bussinger, hatte mehrmals, ohne dafür bezahlt worden zu sein, stumme Rollen in dem Stück „Die Räuber“ exekutiert und nachher, vielleicht aus Gedankenlosigkeit, die Pistolen in der Tasche mitgenommen, sie dann an Kameraden verkauft und sich so selber verraten. Von Schillers Sprache und Stil hat er offenbar nichts profitiert, denn es heißt in der Verhandlung, dies „sey leider sein 1. Diebstahl und werde hoffentlich sein letzter sein. . .“

Illenbergers lang dauernde Aufenthalte in Basel leiten schon in eine neue Zeit hinüber. Er hat unter anderm den Baslern laut Theaterzettel den „Siegfried von Lindenberg“ vorgesetzt, ein Lustspiel in fünf Aufzügen nach dem bekannten Roman Johann Gottwerth Müllers, gen. Müller von Isehoe, bearbeitet von Bonin. Dieser Roman war seiner Zeit viel gelesen. Sein Verfasser gehört zu den Vertretern des komischen und des Gesellschaftsromans am Ende des 18. Jahrhunderts; Fortsetzer der Musäusschen „Straußfedern“, genoß der Autor bei der künftigen Kritik hohes Ansehen; selbst der alte Hamann hat ihn noch geschätzt.⁸⁴⁾ Daneben brachte Illenberger die „Quälgeister“, von Bed, „ein ganz neues Lustspiel in fünf Aufzügen nach dem Englischen des Shakespeares“; es ist offenbar Shakespeares „Sturm“, der schon 1646 von Sir John Suckling in einem Stück „Spukgeister“ nachgeahmt worden ist;⁸⁵⁾ sehr wahrscheinlich geht die Bedtsche Bearbeitung auf die von Suckling zurück oder eine ähnliche.

Die Angabe, daß Billets verkauft würden bei Bürger Rischacher, führt dazu, zwei undatierte oder nicht mehr datierbare Zettel in die Jahre der Illenbergischen Spiele zu setzen; darauf handelt es sich um das romantische Trauerspiel

Mit
Gnädigster Bewilligung einer hohen Obrigkeit
Wird Heute
Von der allhier anwesenden von verschiedenen Königl. und Fürstl. Höfen

Privilegirten Gesellschaft

Teutscher Schau-Spieler

Ein gewiß sehenswürdiges und lustiges Schau-Spiel
aufgeführt werden,
Betitult.

Der Bemitleidenswürdige

S y r r a n n

seiner eigenen Liebsten.

Mit der

Aus Liebe von ihrem Hof geflohenen, aus Staats List vor todt aus-
gesprengten, und von ihrem eigenen Vater, als Tochter unerkannt, zur Gemahlin
erwählten Majestätischen Princessin

ARMANDA

Sonst genannt:

Ein verletztes Gewissen siehet lebendige für Geister an.

Wie auch

Das durch Gift und viele Verwürrungen
Bereinigte Brüder-Paar.

Erwiesen an Grafen Ernesto, einem unschuldig von dem Schottländischen Hofe
verbannten Premier-Minister, und seinem unter dem Titel des Verräthrischen-Herzogs
von Präidalbin, verborgenen Bruder Osredo.

Mit

H a n s = W u r s t.

Dem dummen Vogel-Schützen, närrisch sich eingebildeten Königs-Mörder, und
lustigen Amanten eines negligenten Bauren-Mädgens.

Agirende Personen:

Bernardo König von Schottland.

✻ Fredo ein Cavalier bey Hofe.

Armada dessen Prinzessin Tochter.

✻ Hans-Wurst ein lustiger Hof-Diener.

Alphonso General und erwählter Herzog von Präi-
dalbin.

✻ Ein Bauer-Mädgen.

Ernesto dessen älterer Bruder Liebhaber der Armada.

Alphonso der Schloß-Hauptmann.

✻

Den Beschluß macht ein Tanz, und recht lustiges Nachspiel.

Der Schau-Platz ist auf E. E. Kunst zu Gartneren.

Auf dem ersten Platz bezahlt die Person 18. Kreuzer. Auf dem anderen 12. Kreuzer. Auf dem
Dritten 6. Kreuzer. Der Anfang ist præcise um 4. Uhr.

Wozu ergebenst einlader

Johann Michel Prenner.
Principal der Gesellschaft.

Wer sich mit der Bezahlung bey dem Eingang nicht aufhalten will, kan die Billets
in des Principalen Quatier bey Hr. Albrecht Log Glafer auf dem Barfüßerplatz
von Morgen 9. Uhr bis Nachmittag um 3. Uhr bekommen.

in fünf Aufzügen: „Die Spanier in Peru oder Rollas Tod“ (geschrieben 1796) und „Menschenhaß und Reue“, beide von Rozebue. Wir treten damit in die Aera Rozebue ein, die in Basel ziemlich lange gedauert hat. Zu ihm dürfen wir allen Anzeichen nach auch Iffland gesellen; wer den einen spielte, gab auch den andern; Iffland, von dessen etwas platter Alltäglichkeit Goethe außer in den „Zahmen Xenien“ auch noch im Prolog zur Eröffnung des Berliner Theaters gesprochen hat. Dort heißt es ebenso rund als milde schonend:

„Das alles macht uns heiter, macht uns froh;
Denn ungefähr geht es zu Hause so.“ —

Kleine Spuren scheinen in jener Zeit überhaupt auch auf das Auftauchen von Opern-Aufführungen zu weisen; das wäre bei den damaligen Schauspielverhältnissen, wo die Spieler oft auch zugleich Sänger waren, keine allzu kühne Annahme. So erbot sich z. B. 1801 ein Direktor Haspinger, zur Vorführung von Rozebueschen und Ischoffeschen Stücken; dazu gedachte er Piecen aus Mozarts „Entführung“ und die komische Oper Dittersdorfs „Hieronymus Knider“ zu geben. Und noch 1803 (März) fügt ein Direktor Löhlein seinem Besuch das verlockende Angebot bei, er werde in der „heiligen Zeit“ (Ostern) „zur Erbauung der Seelen“ Haydns „Schöpfung“ „stellen“. — Aber all das strebt schon über den Rahmen dieser Studie hinaus. Gegen Ende des Jahrhunderts nehmen die Wandertruppen gar nicht etwa ab an Zahl; im Gegenteil, sie wachsen wie die Köpfe der Hydra, um mit dem klassischen Darsteller dieser Dinge, E. Devrient, zu reden. Stets tauchen neue Namen auf, um bald im Elend und Dunkel zu verschwinden. Das längere Bestehen einer Bande ist ein gutes Zeichen; es führt gewöhnlich zur festen Ansiedlung in einer Stadt. Was bleibt, heißt im 19. Jahrhundert Schmiere. Die Theaterverhältnisse Basels haben um die Wende des Jahrhunderts ein anderes Aussehen; es ist ein Uebergangsstadium. Was in der Einleitung zur Geschichte

des Blömlentheaters (s. Jahrbuch f. 1908) gesagt ist, kann nach der Padschen Chronik ergänzt werden: sie verzeichnet bald die „Comoedienmisère“, bald die „Theater Ohnkösten“, bald die Einnahmen eines Abends, bald erzählt sie von der Theaterkommission und den gespielten Stücken; eine städtische Kommission ist also bereits aufgetaucht; man sieht: eine neue Zeit bricht an, die alte goldne der Wandertruppe ist dahin.

Neben diesen deutschen Banden sind von jeher auch häufig französische Truppen dagewesen. Ueber sie kann ich mich ungleich kürzer fassen. Einmal liegt über sie viel weniger Material vor als über die deutschen; sodann ist es mir noch nicht gelungen, weder ihren Bestand und ihre Eigenart, noch ihr Repertoire nach den vorhandenen Zetteln, die oft französisch und deutsch gehalten sind, genügend aufzuklären; dann aber bieten sie tatsächlich auch nicht dieselbe Anziehungskraft für den Forscher, weil sie offensichtlich viel starrer geregelte und gleichartigere Verhältnisse aufweisen und entsprechend der fortgeschrittenen Entwicklung der französisch-italienischen Schauspielkunst des bunten Charakters entbehren, den die erst werdende deutsche zur Schau trägt. Sie kommen etwa aus dem Franche Comté, von Besoul, aus Lyon oder aus dem Elsaß; als Empfehlung dient, daß sie zu Solothurn vor den HH. Ambassadoren gespielt, oder daß der Kommandant von Hünningen oder der Herzog von Württemberg oder der conseil souverain v. Colmar oder der Prätor ein Wort für sie eingelegt haben. Besonders dicht aufeinander folgen sie sich Ende der 60er, in den 70er und 80er Jahren. Für diese Zeit haben wir auch einige gedruckte Zeugnisse. So weiß der bekannte Rüttner in seinen „Briefen eines Sachsen aus der Schweiz“ (1785) von französischen Gesellschaften und schlechtem Besuch des Hauses; „eine deutsche Gesellschaft hat

man hier nie;" und Sinner de Balaigues erzählt in seiner „Voyage hist. et lit. dans la Suisse occ.“, von Zeit zu Zeit spiele eine französische Truppe, sei aber schlecht besucht, weil die Männer vorzögen, „Wein zu trinken und zu rauchen“. Hält man dazu, was v. Birkenheim in seinen „Briefen aus der Schweiz nach Hannover" wenige Jahre vorher schreibt, „wenig Schauspiele, gute Konzerte" und was der eben genannte Rüttner von den vielen Basler „Kammerchen"⁸⁶⁾ in moquantem Tone anzubringen weiß, so bekommt man wirklich den Eindruck, das letzte Drittel des Jahrhunderts habe die Franzosen bevorzugt, sei überhaupt theatermüde geworden oder habe sich mangels guter deutscher Banden — die besten hatten sich damals schon irgendwo stabilisiert — mehr dem Konzertwesen und der Geselligkeit zugewandt. Einiges Licht auf diese spärlichen Zeugnisse wirft es, daß dem Franzosen Désiré von Lyon anno 1778 eine Preiserhöhung zugestanden werden muß (bescheiden genug: von acht Basen auf zehn für den ersten Platz, die übrigen proportional), „weilen sie mit dem von 8 Basen nicht bestehen können." Und noch zur Messe 1801 passiert es einem gewissen Clairfont, daß er mit der Armen-Vorstellung nicht einmal auf seine Kosten kommt, weßhalb er zur Kanzlei beschieden werden muß, allwo sich dann eine gütliche Beilegung der Sache findet. Dieser Clairfont scheint kein Glück gehabt zu haben; eine nicht ganz aufgeklärte Bürgschaftsgeschichte zeigte, daß er nicht in guten Schuhen stat; ein gewisser Kranz in Baden, der in seine Verbindlichkeiten treten wollte, wurde abgewiesen. Eine leichte Gereiztheit gegen die französischen Herren macht sich überhaupt in jener Zeit geltend: man hielt sich daran auf, daß es auf der Affiche einmal hieß „sous la protection de la loi" statt „avec permission de la municipalité"; das Publikum müsse ja glauben, der fränkische Platzkommandant maße sich Rechte der Munizipalität an, daß er die im Schauspiel stehende Wache unter sich habe! Zudem hätte die Truppe ohne Erlaubnis den Preis erhöht. Das erste wurde nicht ernst

genommen, eine Preiserhöhung nur für Opern zugelassen, im übrigen der „Burger Platzkommandant Frey“ strenge angewiesen, zum Rechten zu sehen. Ein Verkleidungsscherz, den sich französische Offiziere im Schauspielhause erlaubt, wird streng gerügt und Clairfont im Wiederholungsfalle mit Schließung des Hauses gedroht. Als er dann im Februar 1802 wieder da war, hatte er das Mißgeschick, eine opera „La chaste Suzanne“ aufzuführen, „worinnen einige Schauspieler die Moralität beleidiget“. Die Municipalität bezeugte ihr Mißfallen und verbat sich dieses und ähnliche Stücke; ein Begehren für die Messe 1802 wurde abgewiesen, da „sich die Municipalität ihrer Auflösung nahe geglaubt“ und man „einer neuen Behörde nicht vorgreifen“ wollte. Sein mehrfaches Anrufen des Mitleids — er habe Schaden gelitten durch eine teure Einrichtung, die Offiziersaffäre, den harten Winter mit der strengen Feuerung u. s. f. — nützte ihn nichts; die Gründe der ihrer Auflösung nahen Municipalität sind durchsichtig.

Es müssen 3. T. ganz stattliche Truppen von über 30 Mitgliedern gewesen sein. Was sie brachten, das war entweder dem nouveau théâtre italien entnommen, d. h. der 1733 erschienenen Fortsetzung⁸⁷⁾ jenes théâtre italien von Gherardi, das seit 1694 in Paris erschien und eine reiche Sammlung der von Italienern in Paris zur Aufführung gebrachten Stücke und eine wahre Fundgrube für burleske Motive darstellt;⁸⁸⁾ oder es gehörte zu dem großen Stod der Nach-Molièreschen Komödie, die durch die Namen Regnard, Le Grand, Boursault, Marivaux, Destouches, de la Chaussée und andere gebildet wird. Das beweisen einige ganz oder theilweise noch erhaltene Theaterzettel. Da spielen comédiens français et italiens im Oktober 1762 den berühmten „Democrite amoureux“ von Jean François Regnard (1655—1709), der seine Lustspiele in Versen schrieb, und mit dem sich Lessing im 14., 17. und 28. Stück seiner Hamburger Dramaturgie auseinandergesetzt hat. Marc Ant. Le Grand war Meister im fein durchdachten heitern Nachspiel, d. h. in dramatischen

Nippfachen, die man gern einem nichtabendfüllenden Stücke folgen ließ. (So z.B. 1762 „L'usurier gentilhomme“.) Lessing zauft ihn ein wenig im 5. und 83. Stücke der Hamburger Dramaturgie.⁸⁹⁾ Für sein Meisterwerk, den „roi de Cocaigne“ hat A. W. Schlegel begeisterte Worte gefunden in seinen Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur.⁹⁰⁾ Für die 70er Jahre lassen sich dann Boursault belegen, dessen „Mercure galant ou les originaux“ wieder von einer Le Grand'schen petite pièce „le galant coureur“ gefolgt ist. Boursault (1638—1701) ist namentlich Vertreter der pièce à tiroir, des Schubladenstückes, worin der Held blissschnell mehrere Verwandlungen durchmacht.⁹¹⁾ Vor allem aber rücken auf Marivaux und Destouches. Ihre Stücke sind gewiß auch von deutschen Truppen bei uns gegeben worden; Iselin bezeugt wenigstens Destouches' „Verheirateten Philosophen“; von Lepperts Aufführung war oben die Rede. Beider dramatische Arbeiten gehörten zum eisernen Bestand des Jahrhunderts; beide hat Lessing recht freundlich behandelt, ja Destouches fast über Gebühr, mehr wenigstens, als wir heute verstehen. Phil. Destouches (1680 bis 1754) ist Vertreter des bürgerlichen Dramas und der Charakterkomödie und von Gottsched neben Molière gestellt worden. Er gab gern typische, nicht individuell gestaltete Charakterbilder und hat damit auf den geistesverwandten Gottsched mächtig eingewirkt.⁹²⁾ Er ist ein Zeitlang Gesandtschaftssekretär in der Schweiz gewesen. In Basel spielten Franzosen 1775 „le philosophe marié ou le mari honteux de l'être“. Er hat meist in Versen geschrieben. Er arbeitet stark mit Rührung und auf Rührung. Er liebt eine kunstvoll angelegte, bunte und verwickelte Handlung; sie zeigt alle möglichen romanhaften Elemente und Motive alter Komödientechnik, doch ist sie geschieht in Erfindung komischer Situationen, wobei aber stets die Rührung obliegt. „Mon fils a le cœur bon, cela répare tout“ ist ein charakteristischer Ausdruck; man merkt ihm den englischen Einfluß an. Er

hat das einzige Lustspiel Addison's, „The Drummer“ bearbeitet, und in der freien Uebersetzung der Frau Gottsched ist es als „Das Gespenst mit der Trommel“ oft über die Bühne gegangen. In der Vorrede zum „Glorieux“ von 1732 hat er seine moralisierenden Absichten unumwunden ausgesprochen. In seinem „Dissipateur“ wird (nach Gottscheds „Deutscher Schaubühne“ Bd. III. S. 63 ff.) einem jungen Verschwender durch eine kluge und ehrenhafte Braut alles Gut mittelst einer feinen Intrigue aus den Händen gewunden, bis er, verarmt, von allen Freunden und selbst der neusten Liebe verlassen, bei der alten Geliebten Lebensmut, Glück und Wohlstand wiederfindet. Der in Basel gegebene „Verheiratete Philosoph“ zeigt einen Weisen Aristen, der seine Heirat bereut, weil sie ihn der Muße des Philosophierens beraubt und vielleicht bei ihrer Veröffentlichung um das Erbe des Oheims Geront bringt. Daraus entstehen für seine Frau Nachstellungen und für beider Glück ernstliche Gefahren, Verwicklungen, die mit Geschick zu allseitiger Zufriedenheit gelöst werden. Soviel sei von seiner poetischen Welt angedeutet, damit der Leser sich ein Bild davon machen kann, was jener Zeit mit dem Namen Destouches für Theaterindrücke gewedt wurden. Anders Pierre de Marivaux (1688—1763), der nur Prosa schrieb und ein Meister war in der Schilderung von Eifersüchteleien und Neckereien zwischen Liebenden. Bei den Franzosen selbst galt und gilt er noch als ein „peintre délicieux de la femme“; gezierte Geistreichelei bezeichnet man ja heute noch als marivaudage. Der feine Gesellschaftston seiner Stücke läßt eine tiefere Erschütterung nie aufkommen. Vor ihm hat ein Lessing allen Respekt gehabt, seinen „Hannibal“ hat er in ganz jungen Jahren übersetzt. Sein meist gespieltes Stück waren wohl die „Fausses confidences“. Ein Beleg für eine Aufführung in Basel fehlt; doch ist ein Fehen eines andern Zettels vorhanden mit dem Namen Sylvia, Dorante, Lisette, Arlekin, d. h. das sind genau die Namen der

Personen in *Marivaur* '„Jeu de l'amour et du hasard“. Das Was ist bei seinen Stücken weniger wichtig als das Wie; wir sind in der feinen und zarten Welt des bürgerlichen und kleinadeligen Rokoko.⁹³⁾ Der Harlekin ist auch da, aber nicht wesentlich in die Handlung verflochten. *Marivaur*, wie dann *la Chaussée*, wird von E. Schmidt nicht mit Unrecht Richardsonianer vor Richardson genannt ob seiner fein moralisierenden Richtung.⁹⁴⁾

Da durch eine französische Aufführung eines *Marivaur*-schen Stücks bei uns das Interesse für diesen Dichter wieder etwas mehr angefacht erscheint, lohnt es sich gewiß, von seiner meist gespielten Komödie, den „*fausses confidences*“, auch noch ein Wort zu sagen. Darin gelingt es dem braven jungen Dorant als Verwalter die Liebe seiner Herrin, der schönen Witwe Uraminte, zu gewinnen, die er schon lange verehrt hat, trotz seiner fast überzarten Zurückhaltung, trotz dem vornehmen Bewerber Dorimond, mit dem Uraminte prozediert, trotz dem Widerstand ihrer harten Mutter und trotz den Bemühungen seines Oheims Remy, der ihn mit der Zofe zusammengeben möchte; es gelingt ihm dank den Vertraulichkeiten, die sein alter, ebenso schlauer als ergebener Diener Dubois, jetzt bei Frau Uraminte in Stellung, dieser über seinen früheren Herrn macht. So fein die Handlung geführt ist und so fein der Zug, daß der bescheiden feurige Liebhaber sich durch ein selbstgemaltes Bild seiner Angebeteten empfiehlt — das Handlungsgerüst ist in seiner schwanken Dünne nicht die Hauptsache; mehr liegt dem Dichter offenbar an der Zeichnung der Liebe und ihres Entstehens. Für sie findet er feine Worte, selbst im Munde des keden Dieners: „*Fierte, raison et richesse, il faudra que tout se rende. Quand l'amour parle, il est le maître, et il parlera.*“ Bezeichnend für *Marivaur* ist, wie die Liebe bei der Frau überraschend erscheint: „...et voilà pourtant ce qui m'arrive!“..., wie die Geliebte die Führung in Liebesfachen übernimmt, wie sie zur ergebenen Zofe steht, und wie der

Liebhäber im Diener den treuesten Helfer findet, lauter Dinge, die dann auf den Dichter der „Minna von Barnhelm“ nicht ohne Einwirkung geblieben sind.

Auf französische Opern, vornehmlich die opera buffa deuten vereinzelt, flüchtige Spuren. Sie sind nicht leicht zu verfolgen; soweit man sieht, handelt es sich um Namen, die nur mehr der Musikgeschichte als der noch lebenden Kunst angehören. So tauchen im Jahre 1778, durch eine Bande „comédiens français et italiens“ gebracht, am gleichen Abend auf „La clochette“, opéra in einem Akt von Duni, und „Le roi et le fermier“, Oper in drei Akten von Monsigny. Der Komponist der ersten ist geborner Neapolitaner und Schüler Durantes, hat aber meist französisch komponiert und ist während seines Lebensabends Liebling der Pariser gewesen (gestorben 1775 zu Paris). Pierre Alexander Monsigny, gebürtiger Nordfranzose, gilt für den eigentlichen Schöpfer der nationalen komischen Oper und Vorläufer der Grétry und Fouard; die hier gesehene ist eine seiner besten und beliebtesten.

Opernensembles treten überhaupt während des Jahrhunderts selten auf; im Mai 1750 will ein „Jos. Jourdin von Neapolis“ eine Oper auf die Zeit nach Pfingsten eröffnen, da er „unvergleichliche Sängerinnen“ bei sich habe. Ein anwesender deutscher Komödiant beschwerte sich aber über die Konkurrenz, und der Rat entschied dahin, sie sollten sich vergleichen oder Herr Jourdin abgewiesen sein. Es kann sich dabei nur um Franz Anton Nuth, den Chef einer wenig bekannten Bande, handeln, der laut Ratsprotokoll schlechte Geschäfte gemacht hat; wahrscheinlich der Gatte der als Kolombine unter den Stegreifmatadoren im Wien Maria Theresias bekannten Frau Nuth⁹⁵). Bemerkenswert ist die unterm 6. April 1801 von der Truppe Clairfont eingegangene Petition, ihr als Eigentümerin des Theaters von Carouge zu erlauben, hier sechs Monate deutsche und französische Schauspiele aufzuführen. Der

Saal könnte auch zu bürgerlichen Lustbarkeiten gegen „Abtrag“ benützt werden. Doch die Munizipalität konnte darauf nicht eintreten; die Zeiten waren zu ernst, das Ballenhaus mußte für anderes freigehalten werden, z. B. für Pferdelogierung. Auch hier also wieder ein Neues: die Anfänge einer stehenden Einrichtung.

Das sind die bedeutendsten deutschen und französischen Banden, die unsere Stadt gesehen hat. Eine ganze Reihe kleinerer habe ich nicht namentlich aufgeführt, weil sie die allgemeine deutsche Theatergeschichte nicht zu kennen scheint. Ein erschöpfendes Bild vom theatralischen Leben gäbe mithin nur eine sorgfältige Chronologie aller Erscheinungen. Und diese wäre bei der Lückenhaftigkeit der Quellen nicht völlig zuverlässig. Denn nicht nur, daß bei den vielen hundert Ratsprotokollen, die durchzusehen sind, dem Forscher gar zu leicht ein Konzessionsbegehren einmal entgehen kann, oder daß bei der geringen Bedeutung, die man damals dem ganzen Wesen beigelegt hat, auch einmal ein Ratsprotokoll oder ein Register nachlässig geführt und lückenhaft sein kann; auch die bei dem ewigen Umherziehen nur allzuleicht verständliche Unzuverlässigkeit des Völkchens kann zu Fehlern und Irrthümern führen: es kann laut Protokoll Willfähr erteilt, von ihr aber kein Gebrauch gemacht worden sein, weil der Prinzipal sich anders besonnen, für Vorteilhafteres entschieden, oder weil die Truppe sich aufgelöst hat. Als sicher ist somit der Besuch nur der Banden anzusehen, deren Anwesenheit auch noch anderweitig als nur durch die Verhandlungen des Rats über ihr Besuch bezeugt ist. Im ganzen gewinnt man den Eindruck, der Rat habe sorgfältig und mit Bedacht geprüft; schon das Institut des Befürworters, der doch eine gewisse Verantwortung auf sich lud, scheint

dafür zu sprechen. Dafür spricht auch die überaus häufige kurze Bemerkung „Comoebant abgewiesen“. Unter den Abgewiesenen sind zwei von Interesse. Von Joh. Ferd B e c k war schon oben die Rede.⁹⁶⁾ Vielleicht daß ein reinerer Geschmack schon damals über unserm Rat gewaltet hat. Der andere, Carl Friedr. A b b t, abgewiesen im Mai 1771, ist vielleicht identisch mit jenem liederlichen Prinzipal und mittelmäßigen Schauspieler, der durch seine fatalen Expeditionen nach Holland unvorteilhaft, durch Mitwirkung seiner treuen und schönen bessern Hälfte in Hamletaufführungen vorteilhaft bekannt geworden ist.⁹⁷⁾ Beide Fälle würden für die weise Vorsee des Rats sprechen.

Unter den Abgewiesenen sind auch eine Menge Marionettenspieler. Von dieser Gattung war schon im allgemeinen die Rede; ihr Vorkommen in unserer Stadt verlangt ein nochmaliges kurzes Eingehen auf den Stand. Namentlich treffen wir sie in den ersten Jahrzehnten, doch auch noch Ende der achtziger Jahre sehen wir einen Phil. Jak. Walter, der „meist mit Marionetten“ spielt und schon 1776, 1777, 1784 da gewesen ist. Es sind italienische, Wiener, bayerische, Tyroler, französische, englische Spieler vorstellig geworden. Sie trieben ihr Wesen auf der Messe oder auf einer Junfftube, und rühmten sich gelegentlich ihrer „geistlichen Historien“. Die Preise für die Zuschauer werden ihnen vorgeschrieben, und sie selber werden angehalten, nichts Unzüchtiges oder Leichtfertiges zu spielen; der Rathhausknecht hat eine Art Aufsicht zu führen, und immer wieder wird eingeschärft, mit dem Erkönen der Feierabendglocke die Vorführungen abzubrechen. Wie bemerkt: ein Hauch aus einer glücklicheren Zeit weht uns an, wenn wir von dieser Sorge um den stillen Abendfrieden der Stadt lesen!

Noch tief ins Jahrhundert hinein haben auch regelmäßige Truppen Marionetten mitgeführt. Einen hübschen Beleg für diese Seite der theatralischen Vorgänge liefern uns zwei noch erhaltene Basler Zettel aus den achtziger

Jahren. Der eine verheißt eine Haupt- und Staatsaktion mit Hanswurstspiel und lautet: „Mittwoch, den 30. Weinmonat 1782. Mit großen holländ. Staats-Marionetten aufgeführt: Ein sehenswürdiges Schauspiel, betitelt: „Die unschuldige Königin Rosodea“ aus Engelland. Wobey sich der zwischen Lust und Erden verarrestierte Hanswurst lustig erzeigen wird.“ Den Beschluß macht ein pantomimisches Ballet, genannt: „Die Rüfer in der Werkstatt“. u. f. u. f. f.

Der Schauplatz ist „in der Hütten auf dem Barfüßer-Platz.“

Auf dem andern wird für den 22. April 1784 das Schauspiel „Der verlorne Sohn“ angezeigt, „Wobey sich Hanswurst als ein Gänsehirt und übler Bezahler im Wirtshaus lustig erzeigen wird.“ Auch hier folgt das offenbar zügige und gern gesehene Ballet „Die Rüfer in der Werkstatt“. Der Schauplatz dieses Spiels war auf der E. E. Kunst zu Gartnern, der Beginn „präcis um 3 Uhr hiesigen Zeigers“. Biblische Stoffe mit dem Hanswurst gehörten ebensogut zu den Rassenstücken der Puppenspieler wie die der alten Volksbücher. Für diese Haupt- und Staatsaktionen, wie sie da Basel noch genoss und vielleicht schon zu Bed's und andern Zeiten genossen hatte, sind schon die Titel mit ihrer pomphaften Ausführlichkeit bezeichnend. Auch ganz aktuelle Vorkommnisse wurden da behandelt.⁹⁸⁾

Wir brauchen auf diese Puppenspieler nicht herabzusehen. Die zwei Worte: Faust und Goethe genügen, um uns in Erinnerung zu rufen, was für bedeutsame Wirkungen von ihnen ausgehen konnten. Von Lessing war oben die Rede. Aber auch andere Große hielten sich nicht für zu groß, um daran Gefallen zu finden: ein Euler hat die Berliner Puppenspiele eifrig besucht, ein Haydn für das Puppentheater des Fürsten Esterhazy einige Operetten geschrieben, ja sogar seine berühmte Kindersymphonie war vielleicht ihm

gewidmet. Erst mit dem Sichdurchsetzen der Gottsched-Neuberischen Reformen, dem Entstehen besserer Banden und der dadurch bedingten langsamen Hebung des Schauspielersstandes vollzieht sich die reinliche Scheidung.

So sahen also Basels theatralische Verhältnisse im 18. Jahrhundert aus. Waren es, an denjenigen anderer Städte gemessen, gute? waren es schlimme? Darüber, d. h. über Basel als Theaterort im Vergleich zu andern kleinen Städten Süddeutschlands und der Schweiz sollte eigentlich noch allerhand gesagt werden können. Aber solange die Zeugnisse über den Besuch der Vorstellungen so spärlich und die Spielpläne so lückenhaft sind, tappen wir hier im Dunkeln. Wohl spricht sich das schon erwähnte Gutachten über den baulichen Zustand dahin aus, daß das Ballenhaus eine unzulängliche Einrichtung enthalte, daß die unverhältnismäßigen Kosten die Schauspieler ruinierten und gute Truppen abhielte zu kommen, so daß bei den zweifelhaften die Ortseinswohner statt gute Erinnerungen nur Schuldbforderungen behielten. Aber dieses Gutachten stammt aus einer Zeit, wo sich schon der Wunsch nach einem eigentlichen Stadttheater leise regte; da mußte man ja das Vorhandene in möglichst ungünstige Beleuchtung rücken, sonst kriegte man nichts Neues!

Und ein Jahrzehnt vorher beschreibt im Solothurner Wochenblatt einer seine Reise im Wagen durch die Nordschweiz und dabei auch eine Aufführung von Jfflands „Jäger“ in Aarau und spricht sich ganz und gar gegen ein Theater aus, weil für eine bleibende Truppe bei uns in der Schweiz überhaupt Staat, Stadt und Spielgeld viel zu klein seien, wandernde Truppen aber selten gute theatralische und sittliche Eigenschaften besäßen, und ruft über das Wei-

tere seiner Deduktionen Rousseau zum Kronzeugen an. Das gibt dann dem Verleger Anlaß zu einem derben Nachwort: Rousseau liebe bekanntlich die Paradoxen. Und wenn Verfasser Rousseau in allem haarscharf nachahmen wolle, so „hätte er seine Reise nicht in einer Chaise, sondern auf allen Vieren antreten und unterwegs nichts als Eicheln fressen sollen“. . . . Man könnte aus dieser Schweizerstimme, der weitere anzufügen nicht schwer hielte, schließen, die Verhältnisse wären schlechte gewesen. Wenn man aber hört, wie es z. B. um die Stadt Nürnberg noch um die Mitte des Jahrhunderts bestellt war, wo kein Bürgerhaus einem Schauspieler Logis und Herberge geben durfte, wo man bei Tage unter freiem Himmel spielte, ⁹⁹⁾ wo die Stadt die Kasse versah und dem Unternehmer nur zwei Drittel der Einnahmen auslieferte, ja ihm erst noch einige Gulden für die Mühe des Geldzählens abknöpfte, so ist man versucht, die heimischen Zustände gut zu finden. Deister sah Basel in einem Jahre mehrere Truppen. Ein Vergleich hinsichtlich der Konzessionsbedingungen mit andern Orten fällt durchaus nicht zu Ungunsten Basels aus. Die Häufigkeit und die Wiederholung der Besuche scheint auch zu beweisen, daß die Truppen gerne nach Basel kamen; sie haben oft ihr Besuch auch nach abschlägigem Bescheid erneuert; das deutet doch darauf hin, daß sie hier Zuspruch fanden, und daß sich in Basel Geschäfte machen ließen. Und doch war Basel gerade in den entscheidenden Jahren und Jahrzehnten keine wachsende Stadt; sie hat im Gegenteil von 1726—1780 um zweitausend Seelen abgenommen.¹⁰⁰⁾ Man geht vielleicht nicht fehl, wenn man annimmt, die allgemeine Leppigkeit und Genußsucht, der schon Iselin in seinen 1757 erschienenen „Freimütigen Gedanken über die Entvölkerung unserer Vaterstadt“ Schuld gibt an der Abnahme der Einwohnerzahl, habe sich auch auf die Theatervergnügen erstreckt, die zu erhaschen waren, wenn auch gleich gesagt werden muß, daß das jedenfalls die unschädlichste „Genußsucht“ war in der

Richtung, die Iselin meint. Stimmt aber diese Annahme, so ist Basel für das Völklein der Budenspieler ein guter Platz gewesen. Man war ja wohl von seiten des Rates vorsichtig und strenge, aber man kannte auch Güte und Nachsicht gegen die Leute; es ist mir wenigstens bis jetzt kein Fall vorgekommen, wo ein Schauspieler von der Geistlichkeit bloß aus Abscheu vor seinem Stand und Beruf wäre schlecht oder hart behandelt worden, wie dies im Reiche bis tief ins 18. Jahrhundert hinein mit Verweigerung der Sakramente, des ehrlichen Begräbnisses u. dergl. m. noch vorkam.¹⁰¹⁾ Und Basel stand doch damals schon im Rufe einer frommen Stadt.

Überschaut man das Ganze, so läßt sich der Eindruck dahin zusammenfassen:

Basels Theaterleben im 18. Jahrhundert ist ein Abbild der Entwicklung der theatralischen Dinge im Kleinen. Von dem bunten Vielerlei von Strömungen in der Welt des Komödienspiels hat Basel sein redlich Teil gehabt, von den geringen Banden und Puppenspielern über die Stegreifspiele und Hanswurststücke, über die Haupt- und Staatsaktionen bis zu den berühmten Prinzipalschaften, die nach Gottschedischen Reformgrundsätzen zu einem gereinigten, literarisch wertvollen Spielplan durchzubringen sich bestreuten, französische und deutsche Gesellschaften, französische Klassiker, Molière und die Nach-Molièresche Schule, Lessing und was zu seiner Zeit gäng und gebe war. Ueber Vorstellungen Goethescher und Schillerscher, auch späterer Lessingscher Stücke, fehlen vorderhand noch sichere Zeugnisse; es hielte jedoch nicht allzu schwer, aus dem Spielplan der spätern Wandertruppen Vermutungen aufzustellen, doch wollte ich den Boden der für Basel erwiesenen Tatsachen nicht ohne Not verlassen.

Im großen und ganzen scheint es mithin eine längst hinabgesunkene Welt, die Welt, in der die Basler des 18. Jahrhunderts ihr theatralisches Ergößen gesucht und gefunden haben. Auch die Welt Voltaires, an der ein Iselin

sich erfreute, Voltaires, von dem noch Goethe mit Schillers Einwilligung den „Mahommed“ und den „Tanfred“ auf die Weimarer Bühne brachte, um an diesen kunst- und stilgerechten Dramen ein Gegengewicht gegen die Iffland-Roszebuesche Platttheit zu haben — auch sie erkennen wir heute in ihrer ganzen Nüchternheit, ihrer Abhängigkeit von Shakespeare und Euripides, ihrer Gemachtheit und Verfälschtheit, wir spüren viel mehr, als Iselin es konnte, den ganzen unpoetischen, bessernwollenden und bekehrungssüchtigen Geist des Zeitalters darin; Lessing und hundert Jahre nach ihm David Friedr. Strauß haben hier Licht gebracht. Es drängt sich ein Vergleich mit heutigen Zuständen, wo wir an die allgemeine Theaterwirtschaft viel engeren Anschluß haben, ganz eigentlich auf, und wir sind leicht geneigt, auch da zu finden, wie herrlich weit wir es gebracht. Aber einem solchen vorschnellen Dünkel muß der Literaturhistoriker ein freundliches: Sachte, sachte! zurufen, auch auf die Gefahr hin, ein blinder laudator temporis acti gescholten zu werden. Gewiß haben wir alle großen Theatererrungenschaften auch bekommen. Aber ist alles, was von Opern, Operetten, Lustspielen, Possen, modernen Thesen- und Problemstücken, Dramen der Lebens- und Tagesfragen, von Märchenpoesie aufgerückt ist, unbedingt um so vieles besser, als was die Wanderbühne bot? Zweifellos sind wir über die groben Anflätereien der Hanswurftiaden hinaus, die gewiß auch dann noch nicht für Konfirmanden berechnet waren, wenn auch der Rat das Uergste zu verhüten gesucht hatte. Aber ist die versteckte Schwüle und Zweideutigkeit moderner Produkte weniger schädlich als ein paar handgreifliche Zoten? Wunder was wissen wir uns mit der größeren Lebenssechtheit unserer ernsten Dramatik, ihrer Wirklichkeitsstreue, ihrer Gesellschaftskritik, ihrem sozialen Ton, und wir haben ein Recht, darauf stolz zu sein. Daneben aber: wie vieles ist öde Mache, dient pöbelhafter Unterhaltung, kann die Herkunft aus dem literarischen Warenhaus nicht verleugnen

und läßt Gemüt und Bildungsbedürfnis leer ausgehen! Auch zur Verteidigung der Marionettenkunst und der Stegreiffe Spiele läßt sich allerhand vorbringen. Die Marionetten brachten große weltliterarische, historische und biblische Stoffe, deren Kenntniss unserer Zeit schon zum guten Teil abgeht, stets neu in weite Kreise; die Stegreiffe Spiele wahrten den Zusammenhang mit altüberlieferter Volkskunst und gaben urwüchsigem Talenten Gelegenheit zur Entfaltung von Gaben, die in geregelterem Betrieb unfehlbar verkümmern müssen; wie mußte das Ertemporieren die Selbstthätigkeit der Phantasie, die Schlagfertigkeit und Sicherheit des Dialogs fördern! Nicht von ungefähr haben sich so gewichtige Stimmen wie z. B. die Justus Mörsers, des Verfassers der „Patriotischen Phantasien“, für den Hanswurst gewehrt! Auch kleinere Geister erkannten die Gefahr, die in der sonst segensreichen Verbannung des Harlekin von der Bühne durch Gottsched und die Neuberin schlummerte, und haben die Tat als einen „gottschedlichen“ Gedanken gebrandmarkt. Sind nicht die Zitherspieleinlagen in Anzengruberschen Stücken ebenso gut Zugeständnisse an den Zeitgeschmack als jene Pöffen? Und jene vergessene Dramatik der bürgerlichen Lust- und Trauerspiele, von der die heutigen Literaturhistoriker kaum mehr direkte Kenntniss haben, so heftig sie darüber urtheilen — man muß schon A. W. Schlegel darüber konsultieren, wenn man Sachverständiges hören will — sind wir denn so weit darüber hinaus? Gewiß können sich diese zartgetönten künstlichen Weltbilder mit heutigen Vorführungen an Echtheit und Treue nicht messen; sie rufen keine Erschütterungen im Beschauer hervor; sie geben mit ihrer spielerisch typisierenden Behandlungsart der Fehler und Tugenden überhaupt kein Bild der Wirklichkeit, auch nicht einer poetisch aufgefähten! Sie muten an nur wie ihr ferner Abglanz und Widerschein. Aber eins ist sicher: Diese Dichtung war saubere, sorgfältige Arbeit und stellte schon kraft der feinen Verse doch eine höhere Welt dar, in deren Gedanken

und Empfindungen zu verweilen für den Komödienbesucher an sich eine Erhebung bedeutete! Es war doch neben (oder wegen) aller Künstlichkeit vielfach eine gepflegte und kultivierte Welt, die beim Hörer wie beim Darsteller etwas voraussetzte, eine gewisse Kultur darstellte und ebensolche vermittelte. Wie Iffland anno 1798 seine theatralische Laufbahn beschreibt, fühlt er sich gedrungen zu sagen, schon die Schauspieler seiner Zeit seien nicht mehr imstande, Destouches und Marivaux so zu spielen, wie die Wandertruppen vor 25 Jahren. Und der große Ekhof hat sich gegen das Eindringen von Schröders wilder Prosabearbeitung Shakespeares gewehrt, weil damit das „Respektuöse und Galante“ unterginge. Ueber die künstlerische Seite damaliger französischer Schauspielerei haben wir die feinen Urteile Wilhelm von Humboldts in den Briefen an Schiller aus seiner Pariser Zeit.¹⁰²⁾ Auf die gesamte französische Dramatik gnädig herabzuschauen ist, wie schon bemerkt, seit Lessings Hamburgischer Dramaturgie bei den zünftigen Literaturgeschichtschreibern Mode geworden und gewiß nicht im Sinne Lessings. Wie sehr man hierinnen Unrecht tut, dafür hat kein Geringerer als Gottfried Keller schöne Worte gefunden in jenem berühmten Briefe an Hettner vom 15. Sept. 1850.¹⁰³⁾ Gewiß hat also eine Zeitlang neben Voltaire auch auf Basler Boden die Nach-Molièresche Schule eine beherrschende Rolle gespielt. Aber wir haben später eine Aera der Schauspielerstücke gesehen, eine Aera Iffland-Rosébue, eine Aera Birch-Pfeiffer-Venedig, wie später eine solche der Moser, Schönthan, Radelburg, bis herab auf Rößler und Genossen, ganz abgesehen von den neueren Operetten. Darf man da auf Marivaux und Destouches heruntersehen?

Jedenfalls genoß man in Basel damals seine Komödie mit Behagen. „Freudenspieler“ hießen unter dem ersten Preußenkönig zu Berlin die Komödianten; Freudenspieler waren sie offenbar auch für die Basler; man genoß das geistbelebte Spiel im Drama; die Opersucht des 19. Jahr-

hundreds kannte man noch nicht; auf unser Publikum hätte Immermanns Spott (im „Tulifautchen“) noch nicht gepaßt, es gähne überall und halte nur die Augen auf, „wenn die wol-lustmüden Nerven eine Opernarie traut!“

Wenn L. A. Burthardt, aus der Tradition schöpfend, erzählt, es habe einmal in den achtziger Jahren bei einem drohenden Theaterverbot ein sonst wohldenkender Ratsherr geäußert, die Basler seien theils zur Schwärmerei, theils zum Trübsinn geneigt und bedürften der Erheiterung, so beweist er mit dieser Anekdote, daß man sich diesen harmlosen Ge-nuß eben gar zu ungern rauben ließ. Dem geschichtlich und literarisch interessierten Freunde jener Dinge ist die Zeit der Wandertruppe von jeher als eine poesieumflossene erschienen. Deshalb hört sie auch nicht auf, Gegenstand poetischer Dar-stellung zu sein; Karl von Holtei, der ihren Zauber kannte, hat zwölf Jahre nach seinen „Vagabunden“ von 1851/52 noch den „letzten Romödianten“ schreiben müssen; und um dieselbe Zeit macht Otto Müller in seinen Romanen „Char-lotte Aldermann“ und „Ethof und seine Schüler“ die große Zeit wieder lebendig. Und dem Basler Betrachter insbeson-dere muß sie wie ein Stück froher Kindheit erscheinen. Das Spiel zur M e s s e z e i t im Ballenhaus oder in den Buden und auf den Junftstuben ist gleichsam das Kindheitsalter unserer Theaterzustände. Und wie uns die holden Klänge von der Martinskirche alljährlich am 27. Oktober liebe Erinnerungen an die eigene Kinderzeit heraufrufen, so liegt für uns auch auf jenem bunten Treiben noch etwas von dem bekannten Zauber. Dem heutigen Theaterbetrieb hängt man so gerne ein Bildungsmäntelchen um; damals war die Komödie einfach eine Stätte der Erheiterung, und es mochte auch für die Basler etwas darüber schweben von dem, was einst den jungen Theaterenthusiasten Jffland von dem Vorhang der Bühne von Hannover herab so eigen anmutete; dort stand das Wort: Curarum dulce levamen: eine süße Erheiterung von Sorgen.

Anmerkungen und Nachweise.

¹⁾ Zum Aufschluß über die neuesten Vorfälle in der Schweiz. Von einem Augenzeugen. Göttingen, bei Joh. Christ. Dieterich. 1800.

²⁾ „Geschichte der dramatischen Kunst zu Basel.“

³⁾ Fr. Mohr „Die Dramen des Valentin Bolz.“ Diss. Basel. 1916.

⁴⁾ So besitzt z. B. unsere Oeffentliche Bibliothek ein Stück: „Die Egyptische Olympia oder der flüchtige Virenius“, ein auf italienische Manier mit musikalischen Scenen gezieres Schauspiel, den Herren Burgermeister und Räthen dieser Stadt Basel praesentirt auff der Junft zum Bären MDCLXVII den Augultj von der Gesellschaft Inspruggischer Comoedianten.“ Es ist eine für frühere Zeiten auch sonst bezeugte Gepflogenheit, daß die Banden ein Exemplar des vor dem Rat aufgeführten Stückes feierlich überreichten. Wahrscheinlich handelt es sich hier um die noch für 1721 und für Hamburg bezeugte Haupt- und Staatsaktion „Olympia und Virenius oder der betrunkene Bauer“, s.

⁵⁾ „Geschichte der deutschen Schauspielkunst“ von Eduard Devrient. Neu-Ausgabe in 2 Bdn. Berlin 1905. Von Hans Devrient, Bd. I. S. 125 ff. und weiterhin.

⁶⁾ Dohs verzeichnet in Bd. 7 s. Geschichte von Basel solche Besuche für die Jahre 1651, 1652, eine Gesellschaft, „welche die übersehten Theaterstücke der Engländer vorstellte und daher die englischen Comoedianten genannt wurde. Es war in England die Epoche des berühmten Shakespear.“ Ferner für die Jahre 1666 („hochdeutsche“ Comoedianten). 1665 (Comoedianten von Hamburg). 1667 (Hofmann mit kurpfälz. Com.). 1670 (badiſche). 1688.

⁷⁾ Eine frühere Zeit hat den Wert dieser Dokumente natürlich noch nicht gekannt und sie in allen möglichen Formaten zerrissen als Lössblätter benutzt.

⁸⁾ Von Kap. 18 an. Dort landet der geschilderte Sohn auf seinen Irrfahrten bei der Wandertruppe und soll auf der in einer Scheune improvisierten Bühne gerade zum ersten Male auftreten, als er seinen Vater in der ersten Reihe der Zuschauer erblickt, was zuerst einen Strom von Tränen, die Unmöglichkeit zu spielen und dann die reuige Heimkehr zur Folge hat. Die Ähnlichkeiten nach Situation und Führung der Begebenheiten mag nur eine entfernte sein, aber sie ist da, und bei der ein Leben lang währenden Liebe Goethes zu dem Engländer nicht zu übersehen. Sie hat ihm ja im Alter, beim Abfassen von Dichtung und Wahrheit, die Rolle, die Goldsmith in der Seidenheimer Idylle spielt, wohl etwas bedeutender erscheinen lassen, als sie in Wirklichkeit gewesen ist.

⁹⁾ In Eichendorffs „Ahnung und Gegenwart“ treiben solche Gestalten ihr Wesen; auch Arnim läßt in seinem Roman „Die Kronenwächter“, der ja viel früher spielt, d. h. am Eingange der Neuzeit, große Sänger und Gaukler aufmarschieren. Auch die neuere

französische Literatur kennt dieses Genre. Der Geschichtschreiber ihrer Romantik, Théophile Gautier, schildert in glänzender Weise eine umherziehende Theatergesellschaft zur Zeit Louis XIII. in seinem Roman „Le capitaine Fracasse“ vom Jahre 1863.

¹⁰⁾ f. Reklams Universalbibl. B. 4108—10.

¹¹⁾ „Schauspielerleben im achtzehnten Jahrhundert.“ Erinnerungen von Joseph Anton Christ. Zum ersten Mal veröffentlicht von Rudolf Schirmer. Wilhelm Langewiesche-Brandt. Ebenhausen-München und Leipzig.

¹²⁾ Wieder abgedruckt in „Ifsland in seinen Schriften als Künstler, Lehrer und Direktor der Berliner Bühne.“ Zum Gedächtnis seines 100 jährigen Geburtstages am 19. April 1859. Zusammenge stellt und herausgegeben von Carl Dunder. Berlin. Berl. v. Dunder und Humblot, 1859.

¹³⁾ „Aus der großen Zeit des deutschen Theaters.“ Schauspieler-Memoiren, zusammengefügt und eingeleitet von Arthur Cloesser. Erschienen 1911 bei Eug. Kentsch, Berl. München.

¹⁴⁾ Im 2. Stück der Hamb. Dramat. (v. 5. Mai 1767).

¹⁵⁾ Ueber Lessing und Brandes f. Danzel-Guhrauer, G. E. Lessing, sein Leben und seine Werke, Bd. I. 466 und Anm. oder Er. Schmidt, Lessing Bd. I. 444 f.

¹⁶⁾ Ueber die verschiedenen Fassungen ihrer Denkwürdigkeiten f. B. Nizmann „F. L. Schröder: Ein Beitrag zur deutschen Literatur- und Theatergeschichte“ I., S. 164 Anm.; die folgenden Züge sind der von H. Uhde in Niehls histor. Taschenbuch N. F. 3. Jahrgang mitgeteilten Fassung entnommen.

¹⁷⁾ Goethe geht in Dichtung und Wahrheit über das neuerbaute Leipziger Theater ziemlich rasch hinweg. Dagegen erwähnt er die Sch. in einem späten, vielleicht für Dichtung und Wahrheit bestimmt gewesen, jetzt in der Abtheilung: Verschiedenes über Theater stehenden Aufsatze seiner „Schriften und Aufsätze zur Kunst.“ S. Goethes Wte. Hempel. Bd. 28, S. 623. Ueber seinen Gedächtnis-irrtum inbezug auf das Äußere f. die Anm. 266 zum 8. Buch von D. u. W. Goethes Wte., Bd. 21, S. 318.

¹⁸⁾ Sie ist die „Kummerfeldn“ in Hel. Böhlau's „Katsmädels-geschichten.“

¹⁹⁾ Lange hat man geglaubt, der Name „Reiser“ sei vom Vf. gewählt worden, um seines Helden Lust am Herumziehen zu kennzeichnen. L. Geiger hat dagegen in der Einleitung zu f. Neuau- gabe auf eine Schrift eines Hamburger Pastors desselben Namens gegen die „Theatromania“ hingewiesen und weiß glaubhaft zu machen, daß Moritz wohl nur den Titel gekannt, sie für eine Ver- teidigung gehalten und seinen Helden so nach jenem Heiligen getauft habe. S. Deutsche Literaturdenkmale No. 23, S. XIV f.; früher schon Dentna „La Prusse littéraire“ III. 70.

²⁰⁾ f. R. Genée „Lehr- und Wanderjahre des deutschen Schau- spiels.“ S. 362, dann S. 290 u. 342.

²¹⁾ Erich Schmidt, Lessing I. 621.

²²⁾ f. F. L. Meyer, Leben Schröders 1. Bd. und Devrient a. a. D. I. S. 352 u. 397.

²³⁾ f. Devrient a. a. D. I. S. 191/192.

²⁴⁾ f. Schlußkapitel v. R. Ph. Moritz, „Anton Reiser.“

²⁵⁾ Rob. Prutz „Vorlesungen über die Geschichte des deutschen

Theaters“, S. 214 Anm., Devrient, I. S. 376. Ähnliches bei Long Kellen „Schauspieleranekdoten.“

²⁶⁾ f. „Ludwig Holberg, sein Leben und seine Schriften, nebst einer Auswahl aus seinen Komödien“, von Rob. Bruh.

²⁷⁾ Ueber diese Zünftlerei orientiert aufs beste Devrient a. a. O. I. S. 199 ff. und auch Dr. Christ. Gaehe „Das Theater“ S. 58. (Sammlung: Aus Natur und Geisteswelt, Bd. 230.)

²⁸⁾ Den Hinweis verdanke ich der Schrift von Dr. Carl Günther „Heinrich Ibschkes Jugend- und Bildungsjahre“ (bis 1798). Marau, Brud und Verlag von H. R. Sauerländer & Cie., 1918. S. 37 und Anm. 36, S. 224, wie auch die interessante Notiz über die Lebensbeichte eines modernen Schmierenschauspielers, die überraschende Parallelen zu den geschilderten Zuständen von vor 100 Jahren bringt. Ebenda S. 224, Anm. 37.

²⁹⁾ Ebenda S. 39.

³⁰⁾ f. Devrient II. S. 51. Namhafte Schauspielerinnen können noch zu Ende des Jahrhunderts nicht einmal ihre Rollen lesen!

³¹⁾ f. „Wilhelm Meisters theatralische Sendung“, nach der Schultheß'schen Abschrift herausg. von Harry Maync. Stuttgart und Berlin 1911. J. G. Cotta'sche Buchh. Nachfolger. Auf den folgenden Seiten findet der Leser Belege für das Borgebrachte: S. 27, 43, 53, 123, 124, 149, 153, 167, 182, 215, 231, 272, 274, 287, 330, 337. Zu den Einzelheiten f. z. B. S. 283 und 403. In den „Lehrjahren“ 4. Bd. 4. Kap., wo des Laertes Liebesgeschichte erzählt wird, heißt es allerdings, schon am Morgen nach der Hochzeit sei der Held von der Frau während der Probe „nach Standesgebühr“ mit einem Hörnerschmuck beehrt worden. Ob diese Verallgemeinerung auf Tatsachen beruht oder zur Charakterisierung der Erzählerin dient, ist wohl nicht zu entscheiden.

³²⁾ Rixmann, F. L. Schröder I. S. 152, 153 Anm.

³³⁾ Die Zunahme der bürgerlichen Geltung konstatiert z. B. anno 1789 das Weimarer „Journal des Luxus und der Moden“ von Bertuch und Kraus in einer „Uebersicht des heutigen Zustandes des deutschen Schaubühnen-Wesens“, wie ich der genannten Schrift Günthers über Ibschke entnehme (S. 37). Dagegen behält der Name Comödiant vielerorts den Unterton des Verächtlichen, auch wo die Theaterverhältnisse schon recht respectable geworden sind. Als z. B. Börne seit 1818 seine Theaterkritiken in der Zeitschrift „Die Wage“ erscheinen ließ, da zeigte man sich gegenseitig „den Doktor Börne, der gegen die Komödianten schrieb“, f. D. Brahm, Krit. Schriften, Bd. II. S. 30.

³⁴⁾ So Berlin f. Devrient a. a. O. I. 182; so spielte Adermann im Elsaß.

³⁵⁾ Da das Ballspiel seit dem 16. Jahrhundert ebenso beliebt scheint wie Turniere, Fechten und Schießproduktionen (f. A. Genée, „Lehr- und Wanderjahre des deutschen Schauspiels“ S. 286), so ergibt sich die Bedeutung eines Ballenhauses für alle mittleren und größeren Städte.

³⁶⁾ Auch die Fechtshule dient dazu, z. B. in Danzig, ein Ballhof oder Ballhaus ist für Erfurt, Wien, Regensburg, Halle zu belegen, f. Genée a. a. O. S. 329, 353 und Devrient I. 183.

³⁷⁾ f. W. Creizenach „Versuch einer Geschichte des Volksschauspiels vom Doctor Faust.“ Halle 1878. S. 13.

³⁸⁾ J. Lixmann, J. L. Schröder, 1. Teil, 2. Bch., S. 133 ff. Lixmann folgt den Angaben der Schulze; über die Basler Aufenthalte sind ihm f. Zeit aus den Protokollen des Kl. Rats Auszüge zugestellt worden. Offenbar hat L. aber nur die von der Schulze angegebenen Zeitpunkte zum Belegen aus den Ratsprotokollen vorgelegt; so konnte er der Mangelhaftigkeit der Memoirenschreiberin nicht auf die Spur kommen; das war natürlich nur beim sorgfältigen Durchgehen der Protokolle möglich; seine Darstellung muß also nach dieser Seite eine kleine Berichtigung erfahren.

³⁹⁾ Lixmann a. a. O. S. 171.

⁴⁰⁾ Die Zahl nach dem Zulassungsgeſuch von Schaffhausen, Lixmann, S. 210.

⁴¹⁾ Die Zuzacher Meſſen gehörten zu den bedeutendſten der ganzen Umgegend; der erſte Bericht darüber datiert aus dem Jahre 1363. S. darüber den Artikel von Dr. H. Herzog, Taſchenbuch der hiſtor. Geſellſch. d. Kant. Aargau 1898.

⁴²⁾ Lixmann, a. a. O. I. S. 195.

⁴³⁾ J. Bruß, a. a. O. und Meyer „Schröders Leben“ I. S. 18.

⁴⁴⁾ Ueber die andern Mitglieder der Bande J. Lixmann, I. S. 78 f.

⁴⁵⁾ a. a. O. S. 181.

⁴⁶⁾ Die Mitteilungen aus Fselins Briefen verdanke ich den Herren Prof. P. Bernle und Ferd. Schwarz.

⁴⁷⁾ vgl. E. Schmidt, „Richardson, Rousseau und Goethe.“ Ein Beitrag z. Geſch. des Romans im 18. Jahrh. S. 21 f.

⁴⁸⁾ Bruß, Holberg S. 224, wo auch die Stelle aus Meyer, Schröders Leben vermerkt iſt.

⁴⁹⁾ Lixmann, a. a. O. I. S. 292 f. und deſſelben Vfs. Theatergeſchichtliche Forſchungen.

⁵⁰⁾ Brame zeigt ſich darin von Leſſings „Miß Sara“ und von Edward Young abhängig. Vgl. Aug. Sauer, „Joach. Wilh. v. Brame.“ S. 42.

⁵¹⁾ J. Bruß, Holberg. S. 224 f.

⁵²⁾ Brandes, Leben III. 151, auch b. Bruß, a. a. O. S. 225.

⁵³⁾ Goethe hat den „polit. Kannegießer“ 1808—10 in Weimar fünfzehnmal aufgeführt; erſt die Verballhornung durch Rozebue hat ihm den Dichter verleidet. J. Goethe-Handbuch II. S. 183.

⁵⁴⁾ Ueber Senlers Prinzipaliſchaft J. Brandes, II. 251 und nach ihm Bruß, S. 362 f.

⁵⁵⁾ J. Hambg. Dramaturgie 4., 13., 20. Stück.

⁵⁶⁾ J. Erich Schmidt, Heinrich Leopold Wagner, Goethes Jugendgenoſſe. S. 23 f. u. S. 80 Anm. 21. Auch Erich Schmidt, Leſſing I. 564.

⁵⁷⁾ J. Hamb. Dramat. 20. Stück. Leſſing beanſtandete die Größe der Darſtellerin für die Rolle der Cénie im gleichnamigen weinerliſchen Luſtſpiel der Graſſigny. „Mich dünkt einen Rieſen zu ſehen, der mit dem Gewehre eines Cadets exerciret. Ich möchte nicht alles machen, was ich vortrefſſlich machen könnte“... Ueber die Henſel ſiehe auch Bruß, S. 363, ihre zahlreichen Rollen ebenda S. 364.

⁵⁸⁾ Ueber Schuch ſiehe Floegel-Ebeling „Geſchichte des Groteſt-Romiſchen“ S. 174. Ed. Devrient „Geſchichte der deutſchen Schauſpielkunſt“ Bd. I d. Ausg. v. 1905, S. 288, 300. Roberſtein, Deutſche Nationalliteratur Bd. III. S. 2919 Anm. Danzel-Guhrauer „G. E. Leſſing.“ Bd. I. S. 444, 466.

- ⁵⁹) Devrient, a. a. D. I. S. 301.
- ⁶⁰) Koberstein, a. a. D. III. S. 2919 Anm.
- ⁶¹) Karl Lessing, G. E. Lessings Leben. Zuerst 1793 erschienen; jetzt Reclam W. 2408/9, S. 136. f. auch Er. Schmidt, I. 444.
- ⁶²) Nach gütiger Mitt. d. Hrn. F. Schwarz.
- ⁶³) Tagebuch, Bb. II. 12. Febr. 1752.
- ⁶⁴) Wilh. Creizenach „Versuch einer Geschichte des Volksschauspiels vom Doktor Faust“, S. 111 u. 108.
- ⁶⁵) Koberstein, a. a. D. III. 2920 Anm. und Danzel, „Gottsched und seine Zeit“, S. 163 f.
- ⁶⁶) Koberstein, III. S. 2919 Anm.
- ⁶⁷) Danzel-Guhrauer, Lessing, I. S. 444 Anm.
- ⁶⁸) Devrient, a. a. D. S. 197.
- ⁶⁹) Flögel, a. a. D. S. 188.
- ⁷⁰) Devrient, a. a. D. I. S. 192 und Flögel, a. a. D. S. 176.
- ⁷¹) Bruß, a. a. D. S. 217 und F. L. W. Meyer, Schröder I. S. 139 f.
- u. Devrient I. S. 368.
- ⁷²) Devrient, a. a. D. I. S. 196.
- ⁷³) Förster „Friedr. Wilh. I.“, Th. I. S. 308—318; f. dazu Bruß, a. a. D. S. 312. Aus Blümiche, Gesch. d. Berl. Theat., S. 106. In Goethes „Urmeister“, S. 144, haben die Seiltänzer „einen starken Mann“ bei sich.
- ⁷⁴) f. Genée, a. a. D. S. 362 f. L. Schneider, „der starke Mann.“ 1848. Joh. Volke in Forsch. z. Brand. u. Preuß. Gesch., Bb. II. Teil 2, S. 211 ff.
- ⁷⁵) Floegel, a. a. D. S. 173.
- ⁷⁶) Floegel, S. 185, 187, ihre Verwendung, S. 188.
- ⁷⁷) W. Creizenach, a. a. D. S. 9 ff.
- ⁷⁸) Flögel, a. a. D. S. 179, Devrient I. S. 374.
- ⁷⁹) Auf die Jahre um 1750 herum müßte man auch kommen, wenn das Ratsprotokoll, was nicht unmöglich wäre, die Forschung im Stiche ließe. Die Angabe am Rande deszettels: „Billets in des Prinzipalen Quartier bei Herrn Alb. Loß, Glasermeister auf dem Barfüßerplatz“ muß hierbei helfen. Das historische Grundbuch nennt nämlich in den Jahren 1746—1761 einen Loß, Glasermeister, als Besitzer der genannten Liegenschaft. Das mag hier stehen als kleiner Beleg dafür, welcher Nebenwege sich theatergeschichtliche Forschung gelegentlich bedienen muß.
- ⁸⁰) f. Rixmann I. S. 51 und Devrient I. S. 320 u. 288, sowie Fürstenau „Zur Gesch. des Mus. u. d. Theaters am Hofe zu Dresden“ II. S. 353 ff.
- ⁸¹) Reichards Taschenbuch 1777, S. 116 u. darnach Goethes Wte. Hempel Bb. 22, S. 266 Anm. m.
- ⁸²) Rixmann, Schröder I. S. 212, auch Devrient I. S. 322.
- ⁸³) f. „Tageblatt der Gesetze und Dekrete der gesetzgebenden Räte der helvetischen Regierung“, III. Heft 1799. (Bern in der National-Buchdruckern.) Gesetz vom 16. May 1799: Die gesetzgebenden Räte, in Erwägung, daß in einem Augenblicke wie der gegenwärtige, wo der Feind von außen das Vaterland bedroht, wo die Söhne der Freiheit mit Aufopferung ihres Bluts die Gränzen desselben vor feindlichem Ueberfall bewahren, wo im Innern freisheitsmörderische Menschen die Flamme des Aufbruchs ansachen und vermehren, Brüder gegen Brüder bewaffnen, der gebeugten Menschheit Hohn

sprechen, und der neugeborenen Republik ihre kaum erworbenen Menschenrechte wieder zu entreißen suchen; es nicht schädlich sei, öffentliche dem Schweizer beynahe fremde Schauspiele zu geben; haben beschlossen: Es soll in diesem Zeitpunkte keine Schaubühne in der Republik eröffnet werden. Beslossen vom grossen Rat den 14. May 1799. Angenommen vom Senat den 16. gleichen Monats. Das Volksziehungsdirektorium beschließt zc. . . Luzern, den 18. May 1799. D. Praes. Peter Ochs. D. Generalsekret. Mousson.

⁸⁴⁾ Ueber J. G. Müller vergl. außer Koberstein III. S. 2698 Ann. auch: Jof. Hillebrand „Die deutsche Nationalliteratur“ 3. H. S. 57 f.

⁸⁵⁾ Max J. Wolff, Shakespeare II. S. 400.

⁸⁶⁾ Schon im „Urmeister“ heisst es (21. Cap.) . . . „Vielen war das Drama von Bub', Dame, König und Ich interessanter“ . . . !

⁸⁷⁾ „Les comédies françaises intitulées le Nouveau théâtre italien, ou Recueil général des comédies représentées par les comédiens Italiens 1733“ und nouv. édit. 1753. Siehe G. Lanson, manuel bibliogr. d. l. litt. franç. moderne 1500—1900.

⁸⁸⁾ W. Creizenach, Faust S. 103.

⁸⁹⁾ Creizenach läßt ihm in s. Schrift „Zur Entstehungsgeschichte des neueren deutschen Lustspiels“ S. 2 Gerechtigkeit widerfahren.

⁹⁰⁾ II. S. 262.

⁹¹⁾ Deutsche Beispiele für Schubladensstücke bei Kokebue.

⁹²⁾ Creizenach, Lustspiel S. 34 f.; Lessing, Hamb. Dramat. 9. u. 12. Stüd.

⁹³⁾ Vgl. d. gute Charakteristik in Br. Busse „Das Drama“ II. „Von Versailles bis Weimar“, S. 25 f. Eine der besten neueren Darstellungen von Destouches und Marivaux s. bei Guß. Kettner „Lessings Dramen im Lichte ihrer und unserer Zeit“, Berlin 1904, S. 20 ff. Von französischen Sonderdarstellungen: G. Larroumet „Marivaux, sa vie et ses œuvres“ und Fleury „Marivaux et le Marivaudage.“

⁹⁴⁾ a. a. D. S. 79.

⁹⁵⁾ Devrient I. S. 369.

⁹⁶⁾ Devrient I. S. 197.

⁹⁷⁾ Ebenda I. S. 556 f.

⁹⁸⁾ Ueber die Haupt- und Staatsaktionen s. außer Devrient I. an zahlr. Stellen u. R. Prutz, Vorlesungen S. 179 ff. eine Zusammenstellung: ebenda S. 207. Karl Weiß „Die Wiener Haupt- und Staatsaktionen“, Wien 1854 (Auszüge von 15 Stücken). Carl Heine „Das Schauspiel der deutschen Wanderbühne vor Gottsched“, Halle 1889.

⁹⁹⁾ Auch Devrient I. S. 217 u. 271: „In dem alten offenen Theater der Meisterjänger und Bürgerkomödianten.“

¹⁰⁰⁾ „Demographie und Epidemiologie der Stadt Basel während der letzten 3 Jahrhunderte. Programm zur Rektoratsfeier v. Jahre 1908 von Prof. Dr. A. Burdhardt-Friedrich.

¹⁰¹⁾ Devrient I. S. 210 f., 215, 217.

¹⁰²⁾ R. Haym „Wilh. v. Humboldt. Lebensbild u. Charakteristik.“ S. 182 ff.

¹⁰³⁾ J. Bächtold, G. Kellers Leben. Bd. II. S. 123 f.

Briefe aus der Zeit der Helvetik (1800).

Von Wilhelm Merian.

Die unruhigen Jahre jener Wirren, aus denen die neue Zeit und eine neue Schweiz unmittelbar hervorgingen, die Nachwirkungen, die die französische Revolution in unserm Vaterlande hervorrief, haben für den Geschichtsfreund und den Geschichtsforscher einen eigentümlichen Reiz. Eröffnen sie doch einen Einblick in Verhältnisse, die, so wenig erfreulich einerseits, so sehr eigennützigen Motiven zum Teil sie entsprungen sind, doch auch von manchen idealen Absichten hervorgerufen und getragen waren, und in deren Dienst aus voller Ueberzeugung vortreffliche Männer ihre ganze Kraft und ihr ganzes Können gestellt haben. Den mannigfach verschlungenen Fäden dieser Ereignisse nachzugehen ist von größtem Interesse. Zur Aufhellung der Vorgänge während der Helvetik besitzen wir zwar vor allem ein monumentales Quellenwerk; im einzelnen aber sind sie trotz teilweise vorzüglichen zusammenfassenden Vorarbeiten doch noch mancher Ergänzungen, namentlich in lokalgeschichtlicher Beziehung fähig. Gerade das Jahr 1800 wird von vielen Darstellungen etwas kiefmütterlich behandelt, ist auch von dem Standpunkt aus, auf dem der Schreiber der folgenden Briefe steht, noch selten beleuchtet worden, so daß die Berichte unseres Gewährsmannes, in seiner Vaterstadt vor allem, vielleicht auf ein gewisses Interesse rechnen dürfen.

Ein Rückblick auf den geschichtlichen Zusammenhang wird zur Orientierung nicht unwillkommen sein.

Seit 1798 hatte Basel die von Ochs gebrachte helvetische

Verfassung und seit April desselben Jahres seine neuen Behörden, die Verwaltungskammer, bestehend aus fünf Administratoren unter ihrem Präsidenten Joh. Heinrich Wieland, und den vom Vollziehungsdirektorium der helvetischen Republik gewählten Regierungstatthalter, Bürger J. J. Schmid, J. U. L. Der Kanton zerfiel nun in die Distrikte Basel, Liestal, Gelterkinden und Waldenburg, denen je ein Unterstatthalter vorgesetzt wurde.

Von Anfang an hatte sich unter den Anhängern der Helvetik bis hinauf zu den Behörden eine der Sache nicht gerade förderliche Spaltung bemerkbar gemacht. Die Draufgänger, die den neuen Ideen nahezu kritik- und bedingungslos huldigten und sich die „Patrioten“ nannten, zu denen neben größtenteils Landleuten immerhin auch eine gewisse Anzahl Gebildeter gehörte, waren in der Mehrzahl, während die gemäßigte Partei, die hauptsächlich aus wissenschaftlich geschulten und geistig höher stehenden Männern bestand und die Partei der „Republikaner“ genannt wurde, die Minderheit bildete, kraft ihrer Intelligenz aber doch ein gewisses Uebergewicht besaß.

Am unmittelbarsten aber hatte die Schweiz unter ihren Befreiern und Beschützern selbst, den französischen Armeen, zu leiden; wie drückend die Verpflichtung zu deren Unterhalt und die unaufhörlichen Requisitionen auf ihr lasteten und wie sehr die Uebergriffe der Franzosen immer überhand nahmen, ist ja bekannt. Auch in die innern Verhältnisse des Landes mischten sie sich; auf Veranlassung Rapinats, dessen Namen man mit Vorliebe mit „rapine“ zusammenbrachte, wurde die Zusammensetzung der Behörden in französischem Sinne verändert und so die Selbständigkeit immer mehr vergewaltigt: Bay und Pfyster wurden durch die Senatoren Ochs und Dolder, letzterer später durch den tatkräftigen Laharpe ersetzt.

Allmählich fügte sich auch die Bevölkerung in die neuen Zustände. Und dem politischen Anpassen an die Verhält-

nisse der französischen Revolution folgte gegen Ende des Jahres 1798 auch das militärische, der Abschluß eines Schutz- und Trutzbündnisses mit Frankreich, durch das die Schweiz nun auch in den neuausbrechenden Krieg zwischen Oesterreich und Frankreich hineingezogen wurde, und infolgedessen Basel als besonders wichtiger Punkt eine französische Garnison und einen französischen Platzkommandanten erhielt.

Unter dem Einfluß der in Frankreich sich geltend machenden Reaktion gegen den in Aegypten weilenden Bonaparte und gegen seine Institutionen erstarkte auch in der Schweiz die lange zurückgehaltene oppositionelle Strömung. Für alle Teile und Parteien aber war es ein schwerer Verlust, als der überall beliebte Direktor Legrand, obwohl ungern, sich zum Rücktritt veranlaßt sah, um sich seinen privaten Angelegenheiten widmen zu können; Basel empfand den Verlust umso schmerzlicher, als seine äußere und innere Lage immer schwieriger zu werden begann.

Die Kämpfe an der Grenze unseres Landes, die sich Basel immer mehr näherten, zogen auch die Stadt aufs fühlbarste in Mitleidenschaft; aus den unaufhörlichen Truppendurchmärschen erwuchsen ihr große und drückende Einquartierungs- und Verpflegungsaufgaben.

Sobald der Sieg sich Oesterreich zuzuneigen schien, ließ die Bevölkerung ihren lange verborgenen Haß gegen Frankreich aufflammen. Wichtige Veränderungen gingen im Mutterlande der Revolution vor sich, und auch in der Schweiz und in Basel schienen sich die bisherigen Zustände überlebt zu haben. Wilde Gerüchte durchliefen die Stadt. Das Direktorium schritt zwar mit scharfen Maßregeln ein, die u. a. auch den ehemaligen Oberstzunftmeister Andreas Merian trafen;¹⁾ aber den französischen Mißerfolgen, die das Direktorium diskreditieren mußten und in Frankreich selbst den Sturz des einflußreichen Reubel im Gefolge hatten, fiel endlich auch Ochs zum Opfer, der Mann, der unter so glänzenden Auspizien seinen Aufstieg begonnen hatte und nun von denen,

die ihn früher gefeiert hatten, nicht genug geschmäht werden konnte. Mitte August 1799 traten die kriegerischen Ereignisse in der Ost- und Innerschweiz zwischen Suwarow und Massena ein, die den Sieg des letzteren und in dessen Gefolge das berühmte Anleihen mit sich brachten.

Dank dem französischen Siege stand nun auch die helvetische Regierung wieder gefestigt da. Noch immer aber war die Schweiz in mehrere Lager geteilt. Denen, die gemäßigt die Ideen der Revolution vertraten, und denen, die in voller Intensität den Einheitsstaat zu erhalten wünschten, den Zentralisten und den Unitariern, standen die Föderalisten, die Altgefinnten, gegenüber, die unter der in schlau berechnender Weise alle Seiten begünstigenden Politik Napoleons ihr Haupt immer mehr zu erheben wagten. Nach seiner Rückkehr aus Aegypten hatte sich der französische Feldherr am 9. November zum Konsul der französischen Republik aufgeschwungen; als aber Laharpe, ermutigt durch dieses Beispiel, ebenfalls zur Gewalt zu schreiten versuchte, wurde er von den Gemäßigten des Hochverrats angeklagt: am 7. Januar 1800 mußte das Vollziehungsdirektorium einem Vollziehungsausschuß weichen.

Die weiteren Vorgänge lernt man aus den folgenden Briefen kennen; Napoleon selbst, der sich soeben zum italienischen Feldzug anschickte und sein Standquartier in Lausanne aufgeschlagen hatte, sorgte für die für seine Unternehmungen notwendige Ruhe in der Schweiz, konnte aber allerdings die innern Spaltungen der Gemüter durch bloßen Nachtspruch nicht beseitigen.

Daß man auch als guter Schweizer und als Inhaber eines gewissen Quantums von Intelligenz mit ehrlicher Ueberzeugung auf der Seite der „Patrioten“ stehen konnte, wird man gewiß glauben, wenn man die hier nach ihrem wichtigsten und für weitere Kreise interessantesten Inhalt abgedruckten Briefe gelesen hat. Es waren nicht die schlechtesten Bürger, die die Veränderungen aufs lebhafteste

willkommen hießen, oder besser gesagt, man konnte ein sehr guter Bürger und Mensch sein, brauchte seiner Ueberzeugung durchaus keinen Zwang anzutun und konnte sich doch veranlaßt sehen, sich ganz auf die Seite der gegenwärtigen Machthaber zu stellen. Aus ehrlichem Wissen und Gewissen heraus, weil er das Heil unserer Stadt und unseres Landes darin sah, hat sich unser Verfasser vollständig der Partei der Freiheit und Gleichheit verschrieben. Wie aufrichtig er es meinte, zeigt so manche Stelle dieser ursprünglich alles eher als für die Oeffentlichkeit geschriebenen Briefe und nicht zuletzt auch der Umstand, daß er sich selbst mit seiner ganzen Kraft und allen seinen Fähigkeiten in den Dienst der Sache stellte.

„Citoyen Johannes Merian, Chef du Bureau du Lieutenant du préfet national“, ist der Schreiber unserer Briefe, der Sohn des früheren Professors der griechischen Sprache, seit 1799 Sekretärs der Munizipalität und späteren Registrators Matthäus Merian und der Anna Catharina LaRoche, genannt Hebdensreit, ein Enkel des Schultheißens der mindern Stadt, Andreas Merian-Wettstein.²⁾ Am 1. April 1772 geboren,³⁾ erhielt er eine sorgfältige und äußerst liebevolle Erziehung; zu allem wurde er angehalten, „was ihn zu einem thätigen Mitglied der bürgerlichen Gesellschaft bilden konnte.“ Nachdem er die Klassen des Gymnasiums durchlaufen und einige Zeit im Welschland (Neuveville) zugebracht hatte,⁴⁾ erlangte er den Grad eines Magisters, absolvierte einen Kurs in den Rechten, war mit zwei Vettern: Andreas, dem Sohn des Oberstzunftmeisters und späteren Baron, und Abel, dem Sohn des Weinschreibers und späteren Gesandten der Tagsatzung,⁵⁾ mit welchen beiden er auch im Welschland zusammen gewesen war, auf der Kanzlei tätig⁶⁾ und wurde zum Unterlieutenant des 2. Regiments der städtischen Miliz ernannt. Schon mit 17 Jahren hatte er seine treubeforgte Mutter verloren⁷⁾ und zwei Jahre später eine ihm nicht so wohl gewogene Stiefmutter in Susanna Falkeisen geb. Brenner erhalten.

Im Januar 1793 trat er mit Maria Dorothea Gengenbach, einer Tochter des Diacons zu St. Theodor, Joh. Franz Gengenbach, in den Stand der Ehe.⁸⁾ Von ihr hatte er vier Kinder, von denen Andreas und Emma Dorothea am Leben blieben, während zwei Töchterchen in zarterster Jugend dahinstarben. Die Ehe war friedlich und harmonisch und gründete sich auf gegenseitige Achtung und Liebe. Von seiner Gutherzigkeit und Gefälligkeit gegen jedermann, seiner Liebe zu Frau und Kind und besonders auch zu seinem Vater, von seiner Arbeitsfreudigkeit und Tatkraft, von seinem beständigen Sorgen um seine Familie legen die Briefe das beste Zeugnis ab.

Im Jahre 1797 wurde Johannes Merian zum Gerichtsherr in Kleinbasel berufen, ein Amt, das er mit seiner angeborenen Gewissenhaftigkeit versah. Seine Wohnung befand sich ebenfalls im minderen Basel, am Anfang der Reb-
gasse linker Hand, ungefähr gegenüber der heutigen Burgvogtei, in der alten Nummer 187. Wie sein Vater war Johannes überzeugter Anhänger der französischen Revolution und nahm lebhaften Anteil an allem, was die Helvetik betraf. Am 10. März 1800 wird vom Präsidenten der Requisitionskammer die Wahl eines Johann Merian „im Kettenhof“ zum secretaire bei ihrem Bureau an Stelle des Bürgers Lichtenhan der Municipalität angezeigt, dessen Identität mit unserm Gerichtsherr aber sehr zweifelhaft ist. Am 23. Mai desselben Jahres wurde Johannes unter der Präsidentschaft von Gemuseus als Nachfolger seines Vaters, der lange Jahre hindurch an dieser Stelle gewirkt hatte, Schreiber im Deputatenamt, eine Tätigkeit, in der er aber aus ungenannten Gründen schon im folgenden Monat durch Bürger J. J. Huber ersetzt wurde.⁹⁾ Als Bureauchef des Statthalters, erst Faesch's, dann Schmid's, dann Ischoff's, stellte er einige Jahre lang seine ganze Arbeitskraft dem helvetischen Staate zur Verfügung. Seine Sympathie für die Franken spricht sich oft recht lebhaft aus, nicht nur in seinen Briefen,

sondern auch in seinen Taten; die Begrüßung und Umarmung des fränkischen Offiziers, eines alten Freundes, auf offenem Münsterplatz, zum Aerger vieler Basler, ist ein drastischer Beweis dafür.

Nachdem sich die Stürme der Helvetik wieder gelegt hatten, zog sich Johannes im Jahre 1802, allmählich ein wenig menschenfeind geworden, auf ein Landgut nach Riehen zurück, wie er es schon lange geplant und sich ersehnt hatte. Kränklichkeit hinderte ihn aber an der Ausübung seiner landwirtschaftlichen Tätigkeit immer mehr; nicht gerade glückliche finanzielle Operationen drückten auf sein Gemüt und seine an sich nicht widerstandsfähige Gesundheit. Bald fühlte er seine Kräfte abnehmen, die Schlaflosigkeit wachsen; eine Operation am Kopfe führte zum Ausbruch einer Krankheit, die sich schnell so verschlimmerte, daß er am 12. Oktober 1805 sanft und ruhig, wie ein verlöschendes Licht, dahinschied.¹⁰⁾ Sein Vater, der mit seinen 61 Jahren schon am Lebensabend zu stehen glaubte, sollte ihn noch fast um 20 Jahre überleben; er vertrat an dem heranwachsenden Andreas Vaterstelle und nahm Aktiven und Passiven des Verstorbenen auf sich.¹¹⁾ —

Die an sich erfreuliche Tatsache, daß wir die vorliegenden Briefe besitzen, ist weniger erfreulichen Verhältnissen zu verdanken. Außer der Mutter des Johannes, mit der er in glücklicher, durch ihren Tod allzu früh auseinandergerissener Ehe lebte, hatte der Vater nacheinander noch mehrere Frauen; von seiner zweiten ließ er sich bald scheiden, und die dritte, Margaretha Holzach, geb. Iselin, scheint ihm allmählich zu einem wahren Ehekreuz geworden zu sein. Tagebuchaufzeichnungen, gelegentliche Aeußerungen und Briefe und nicht zuletzt eine auf den ersten Blick befremdliche Tat beweisen, daß ihm das Leben an ihrer Seite immer mehr zu einer unerträglichen Last geworden war, daß er unter dem unerquidlichen Verhältnis zu seiner Frau litt, ob gänzlich unverschuldet, mag allerdings dahingestellt bleiben. Eines schönen Tages nämlich, im Mai des Jahres 1800, ergriff er, wie er selbst sagt,

nach reiflicher Ueberlegung, die Flucht ins Welschland und suchte von hier aus mit Hilfe seines Sohnes die Scheidung von seiner Frau zu betreiben. Diesem Anlaß verdanken die Briefe ihre Entstehung, und es ist selbstverständlich, daß diese unerfreuliche Angelegenheit einen Großteil des Inhalts ausmacht. Gemeinsame Besprechungen über die Trennung, Teilungs- und Vermögensfragen treten aber allmählich zurück, nachdem zwischen beiden Parteien eine Einigung über die Grundbedingungen erzielt worden war. Die Scheidung kam im Jahre darauf zustande. Auf seine alten Tage heiratete der Vater dann 1804 noch ein viertes Mal, die 25-jährige Lucie Droz in Les Brenets, die ihren Angehörigen eine gute, allgemein verehrte Frau, Schwiegermutter und Großmutter wurde.

Matthaeus Merian mußte aber kein Basler gewesen sein, wenn er nicht auch in der Ferne immer den lebhaftesten Anteil an den hiesigen Vorgängen genommen hätte. So muß ihm der Sohn alle Ereignisse im großen und im kleinen, alles, was die Stadt und ihre Einwohner bewegt, so getreu als möglich erzählen; „Herzensergüsse, Nouvelles, Familienangelegenheiten, kurz alles durcheinander, wie es mir einfällt, wie ich etwas erfahre“, stellt er ihm in Aussicht, und es ist gerade dieses wahl- und zwanglose Berichten, was die Briefe unmittelbar und anziehend macht. Darum sind sie nicht nur dank ihrem stark politischen Einschlag geschichtlich interessant, sondern sie geben auch ein anschauliches Bild von den Vorgängen in Stadt und Gesellschaft und sind aufschlußreich für Baslerische Zustände um die Jahrhundertwende; auch ein bißchen Klatsch darf bei solchen rein persönlichen Dokumenten begreiflicherweise nicht fehlen.

Um die ganze Stimmung und Haltung der Briefe zu verstehen, muß man sich nochmals an des Vaters Schritt erinnern, der, so wohl überlegt er sein möchte, doch nichts anderes als eine Verzweiflungstat darstellt. Am 13. Mai verließ Matthäus Basel, ohne zunächst auch nur seinem

Sohne sein Ziel anzugeben, so sehr fürchtete er, man möchte ihm nachteilen und ihn zur Rückkehr bewegen. Er reiste über Bern, von wo Johannes die ersten Andeutungen erhält; aber nur Ungewisses, sodaß der Sohn bekennen muß: „Alle meine Fassungskraft war mir bei Lesung Seines¹²⁾ Briefes nötig . . . Alles Rätsel, undurchdringliches Dunkel.“ Sowie Johannes aber endlich volle Klarheit erhalten und die Gründe erfahren hat, die seinen Vater zur Abreise bewogen, stimmt er ihm völlig bei, und auch die Verwandten finden sich allmählich in den Gedanken hinein. Und der innere Grund zu diesem Schritte: Vater Merian war ein ungewöhnlich empfindsamer und empfindlicher Mensch, dem, nach Tante Brenners Ausspruch, „was 100 und 100 Weibern eigen und 100 und 1000 Männern gleichgültig“ ist, umso weniger verzeihlich erscheint, als er „sich noch obendrein Wunderdinge von seiner Frau versprochen hat“. Nur Ruhe sucht er in seiner freiwilligen Verbannung, nichts als Ruhe und Frieden.

Vor allem sind die Briefe ebenso schöne als seltene Dokumente treuester Sohnesliebe, die allerdings an den Stellen am ergreifendsten zum Ausdruck kommt, die von einer Veröffentlichung ausgeschlossen sind. Selbst was den Sohn am härtesten trifft, sucht er zu verstehen: „Eigentlich sollte ich Seinen Schritt mißbilligen, da niemand mehr verliert, als ich, Raht, Stütze, Hilfe meines besten Freundes, — allein es gilt Seine Ruhe, also gilt es auch die meinige.“ Nur bittet er ihn: „Schreibe Er mir doch ja oft, ich habe ja sonst niemand, dem ich das Herz ganz öffnen kann.“ Mit allem, was er hat und was er ist, stellt er sich seinem Vater zur Verfügung: „Kann Ihm meine Person dienen, so beruffe Er mich, in 1½ à 2 Tagen bin ich bei Ihm, da wird nichts mich abhalten. Wann Kleider, Hemden, Bücher oder was Er sonst denkt, ihm mangeln, so meld Er mir's bestimmt, und mit dem nächsten Lockerbotten send ich Ihm das Verlangte.“ Der Vater hatte sich nämlich inzwischen in Les Brenets niedergelassen, wo er bei Pasteur Quinche eine gute Auf-

nahme und sorgfältige Verpflegung gefunden hatte. „Für die mir zu gebenden Lehren in Seinen Briefen werde ich immer Ihm dankbar seyn und mir dieselben, als von meinem Vater kommend, der es wohl mit mir meint, zu Nutzen ziehen und befolgen. Verdrüßen tut es mir, daß Er mir sagt, Er werde mich daß Jahr nicht mit Geldbegehren beunruhigen. Glaubt Er denn, daß es mich nicht vielmehr freue, Ihm das Nötige zu übermachen.“

Johannes war als Mensch überhaupt gutherzig und bescheiden, fand sich aber wohl etwas schwer in die unruhigen Zeitläufte und die immerhin nicht glänzenden Verhältnisse, in denen er lebte. Er scheint etwelche Anlagen zu Pessimismus besessen zu haben, Stimmungen, aus denen heraus wohl eben der Wunsch aufkeimte — etwas früh für einen kaum Dreißigjährigen —, die Stadt zu verlassen und sich in die ländliche Abgeschiedenheit zurückzuziehen. In seiner religiösen Ueberzeugung ging er eigene Wege; seine Aeußerungen über das höchste Wesen zeugen ebensosehr von Gewissenhaftigkeit wie nicht alltäglicher Frömmigkeit. Rührend ist die Liebe und Sorge um sein Söhnlein, den kleinen Andreas; rührend auch dessen Anhänglichkeit an seinen Großvater, der ihm in nur allzu naher Zeit auch den Vater ersetzen sollte. Mit ungelenter Hand malt der Kleine in einem der Briefe einen Gruß „an den lieben Großvater“, — „hat gar gewaltig an seinem Schreiben geschwitzt“, setzt der glückliche Vater hinzu.

Das schönste Licht auf seinen Charakter und seine Gesinnung werfen die „Lebensregeln“, die Johannes seinem Sohne Andreas am 11. Juli 1805, gleichsam in Vorahnung seines Todes, zum Andenken mitgab, und die deshalb das Bild des Mannes, das uns hier beschäftigt, abrunden mögen:

„Herzinniggeliebter Sohn! Man nötige dich zu welcher Religion man will, so handle du nur immer rechtschaffen und thu iedem, was du wünschest, daß man dir thu; das Bewußtsein einer guten Handlung sey dir Lohn genug da-

für, übe selbige aus Menschenpflicht aus und nicht aus eitler Hoffnung chimärischer Belohnungen ienseits, denn hier schon wird dein Gewissen dir stark genug zurufen, das ist gut, folge, und diß ist schlimm, meid es.

Genieß froh und so vil du kannst deines Lebens, nur sey im Genuße sparsam. Laß Freud und Vergnügen nicht wie ein Gewitterregen über dich herströmen, blos nach vollbrachter Arbeit sollen sie dich wie ein sanfter Tau erquicken.

Ehre iede Religion und verspötte keine. Die Befenner einer ieden haben doch fast immer eine gute Absicht dabei. Bemitleide sie im Stillen ob ihrer Vorurteile, die Zukunft wird sie alle schwinden machen.

Kommen wider Revolutionen, so laß sie vorbeiziehen, nimm ia keinen Teil daran und bleibe still bei deinem Beruf. — Ein Mensch sey dir wie der andre. Uebe Gerechtigkeit, aber paare sie mit der möglichsten Milde.

Verlaß deine Schwester Emma nie. Sollte Unglück über sie kommen, so sey ihre Stütze, der Verteidiger ihrer Unschuld, ich, dein Vater, bittet, beschwört dich darum.

Deiner Mutter begegne mit Ehrerbietung, denn sie ist deine Mutter; ich befürchte immer, sie werde noch sehr unglücklich werden. Auch für sie Sorge, sag ihr, daß ich dich es hieß.

Schenke deine Liebe gegen mich, die ich unter Vergießung heimlicher Tränen dir herzlichst verdanke, deinem Großvater Merian; ehre sein Alter, seine Verdienste, werde gut, rechtschaffen wie er. Liebe und ehre auch die andren Groß Eltren.

Heurate ia nicht zu früh, auch nicht zu spät. Ehre und schätze das weibliche Geschlecht, aber Liebe schenke keiner, biß du sie wohl geprüft hast.

Meide alle Spile, besonders alle Hazardspile; Zeit und Beutel gehen darob zu Grund.

Traue nie, wenn du nicht wohl und aus Erfahrung weißt, mit wem du zu thun hast. Macht dir iemand äußerst vor-

theilhafte Vorschläge, sie bestehen in was sie wollen, so weise sie ab, sie wurden vom Eigennuz geboren und haben eine Falltüre.

Sey verschwigen und erzäle nichts am zweiten Orte wider, es sey so unbedeutend es wolle, es kan dir Verdrüßliches zuziehen oder wenigstens für einen Schwäzer gelten machen.

Sey milde gegen die Dienstboten, damit sie dich lieben, nicht fürchten.

Deine Anlagen zum Jähzorn, zu neidigem Wesen und Ungefellschaftlichkeit lege ab, werde kaltblütig, frohmütig und gefällig. Gern möcht ich dir noch vil sagen, aber ich habe die Zeit nicht mehr, auch den übrigen hab ich noch was zu sagen. Ich bitte, ich beschwöre dich, lies diese meine so väterlich gemeinten Ermahnungen doch ia oft, wenigstens alle Wochen!

Dein dich segnender Vater Johs. Merian."

Die Briefe Johannes Merians an seinen Vater erstrecken sich vom Jahre 1800 bis zu seinem Tode 1805. Veröffentlicht werden hier zunächst die des ersten Jahres, während dessen der Vater seinen Wohnsitz, namentlich auch der bessern Postverbindung wegen, von Les Brenets nach Locle zu Madame Courvoisier née Houriet verlegte. Mehrfach plante Johannes damals schon eine Reise zum Vater, brachte sie aber erst später zur Ausführung.

Vieles die Privatverhältnisse Betreffende mußte hier weggelassen werden. Zur leichteren Orientierung wurden einige Anmerkungen beigegeben und zur Vervollständigung Stellen aus den Briefen des Vaters an den Sohn angeführt. Die Schreibweise ist im allgemeinen beibehalten, die Interpunktion aber modernisiert. Für die Quellen und Hilfsmittel sei auf die Anmerkungen verwiesen.

Zasel, den 14. Mai 1800. Mittwoch Abends nach 4 Ur.

Bester Vater! Den Wert der Gesundheit fühlt sicher der Kranke am besten; so geht es auch mir und den Meinigen, wenn der Gedanke an Seine¹²⁾ Abwesenheit gestren Abends mich schmerzte und mir Kummer verursachte, so fühlte ich beides doppelt heute morgen früh, als Er schon fort war; das Herz ward mir schwer. Ich freue mich indessen doch, daß Er gut Reismetter hat.

Tante Brenner (die Seine Abwesenheit mit mir mißbilligt) hat heute wider 4 bleffierte Franken mit hier erquitt — ich kam dazu —; sie erzählten:

Daß bei der östreichischen Armee sehr schlechte Mannszucht sei, so daß dieselben alles ausraubten, um den Franken alles abzuschneiden; hingegen bei ihrer Armee sey gute Disciplin, ieder dürfe iede Art von Eshwaar sich zueignen, allein weiter nicht das mindeste, wer sonst was nehme, werde sogleich erschossen, welches schon verschiedne malen beschehen.

Sie seien den 19. flor.¹³⁾ bei Biberach zunächst am Tor verwundet worden, übrigens schlage man sich von Tages Anbruch bis zur einbrechenden Nacht; in der Nacht retirierten sodann die Oestreicher und die Franken nahmen die positionen derselben ein — und so geh es in einem fort.

Die Uhlanen und Panduren¹⁴⁾ geben keinen Pardon, sondren machen alles nider. Ein-Husar vom 5ten Regiment hab einen Pandur desarmiert und gefangen, im Fortbringen erwißt der Pandur eine Pistole und schießt auf den Husar, fehlt aber zum Glück und erhält mit einem kopffspaltenden Sabelhieb den Lohn für seine Freveltat. — So vil die Verwundeten.

Die heute allhier angekommenen kaiserlichen 657 Kriegsgefangenen von den Regimentern Barco, Husaren und Uhlanen, Infanterie Lasch, Württemberg, Bender, Stein, Neugebaur etc. etc.¹⁵⁾ wird Er vermutlich unterwegs angetroffen haben.

Allgemein ist hier die Rede, daß die Franken in Lindau seyen.

Heute passierten allhier wider eine Menge Munitionswägen und Schuh und Kleider Transporte für die Armee, so wie die Depôts des 2ten, 5ten und 9ten Husaren-, des 13ten Dragons-, des 5ten und 20ten Chasseur- und des 2ten Regiments große Cavallerie nebst vielen remonte-Pferden; ieder Depot war 30 à 40 Mann und 40 à 50 Pferd stark.

15. Mai, Abends gegen 5 Ur.

Mit Sehnsucht warte ich auf Nachricht von Seiner glücklichen Ankunft in Bern, die wie ich hoffe, vergnüglich ausfallen wird.¹⁶⁾

Heute passierten allhier wider die Depôts von 4 Cavallerieregimentern zur Armee, ieder 30 à 40 Mann stark.

Um $\frac{3}{4}$ auf 1 passierten 1400 Kriegsgefangne hierdurch von verschiednen Regimentern, besonders aber Michalowizen Rotmäntel, Szeklerhusaren, Kaiser Chevaux legers, Baiern, Ublanen, Erzherzog Ferdinand und Bender Infanterie.

Nachmittags trug man die falsche Nouvelle herum, Lecourbe sey in Ulm.¹⁷⁾ Hingegen soll Bürger Legrand¹⁸⁾ im Andlauerhof¹⁹⁾ von St. Gallen einen Brief erhalten haben, nach welchem die Folge einer gewonnenen Battaille die Besignahme von Lindau und Bregenz gewesen.

Abends nach 9 Ur.

Nachfolgender Brief-Auszug vom 13. Mai von St. Gallen, welche die Bürger Bachofen und Legrand erhalten, circuliert als Gewißheit, und der gleiche Inhalt sei in Brisach²⁰⁾ am Hause des Platz-Commandanten affichiert:

St. Gallen den 13. Mai 1800: Seit Samstags sind die Franken nach einem Gefecht bei Langenargen in Lindau eingerückt, Sonntags in Bregenz, wo unermessliche Magazine in ihre Hände fielen; heute schlägt man sich vor Feldkirch, es wird vermutlich von dieser Seite langen Widerstand geben.²¹⁾

Aber wichtigere Berichte bringt uns diesen Augenblick ein aus dem Hauptquartier zu Rempten nach Lausanne zum ersten Consul²²⁾ mit extrapost gehender Adjutant des Generalen Laval; vor Rempten, vor Memmingen und vor Niedlingen sind in mörderischen Schlachten die Kaiserlichen total geschlagen und völlig zerstreut worden, die Städte, die ganze Gegend umher und die wichtige Festung Ulm sind im Besitz der Franken. Die Armee marschirt auf Augsburg und Landsberg und steht an den bayrischen Gränzen²³⁾ . . . Heute passierten den ganzen Tag durch österreichische Bleffierte, über die sich meine Frau nicht wenig ärgerte, weil sie von Haus zu Haus bettelten.

16. Mai 1800, Morgens um 8 Ur.

Wie geht's denn in Bern? . . . ich glaube Er würde allhier eben so ruhig und vergnügt haben leben können. — Wollte Er mir auch von Bern aus einige Neuigkeiten melden, besonders von der Walliser Gränze und Italien, so wär es mir sehr lieb, wenn ich Ihm die Mühe machen dürfte.

Man schmirt so vil über das Constitutionswesen in Bern, glaubt Er einen schicklichen Gebrauch davon machen zu können, der der Sache der Freiheit und Gleichheit frommt, so wollte ich Ihm auch etwas senden. Der Artikel Manigfaltigkeiten in No. 44 des „Freiheitsfreunds“, was sagt man dazu in Bern?

Mit den Herren Escher, Usteri, Zimmermann, Bai und Pfifer und Consorten möchte ich eben keine nahe Bekanntschaft machen, lieber mit Rubli, Gapani, Krauer, Secretan, Erlacher, Ruhn, Nucé etc. etc.,²⁴⁾ wenn Letzre schon in Bern weniger geachtet, ia vielleicht verschrien sein mögen . . . Ich hätte schon zwei Gelegenheiten gehabt, Ihm zu schreiben, wenn ich Seine Adresse gewußt hätte, nemlich durch Schuster Dürr, der als Currier läuft, und durch den Sohn von Etkin im Caffeehaus²⁵⁾, der heute Morgen wider zu seinem Corp nach Bern abgegangen.

17. Mai 1800. Morgens um 10 Ur.

Ich war gestern bei Bürger Deputat Gemuseus,²⁶⁾ der mich sehr wohl empfing und beauftrag, dem Rischmeier von Riehen wegen Erischonen guet vorzuschreiben, was er verlanget²⁷⁾ . . . Gestern passierten einige Hundert kaiserliche Bleffierte von beinahe allen möglichen Regimenteren. Gestern kamen allhier 2 Bataillone der 12. Brigade legère und das 22. Regiment große Cavallerie allhier an und sind noch hier. Guters Rede über das Vertagungsbegehren des Cantons Thurgäu²⁸⁾ haben wir im Rämmerlein von Erlacher²⁹⁾ erhalten, sie ist vortrefflich. Wenn wider derlei Produkte sollten zum Vorschein kommen, die Aufsehens erregen, so eruche mir solche zu übersenden.

Vollziehungsausschuß Claire³⁰⁾ soll zu Buonapart nach Lausanne gereist seyn, was gibt's denn dorthier neues? Die Nouvelle von Ulm will nicht stark geglaubt werden. Es heißt ietzt wider, daß die Kaiserlichen diese Festung evacuieren.

Gestern Nachmittags um 2 Ur ist Bürger Och³¹⁾ von Paris allhier angekommen. Wir werden nächster Tage zu ihm gehen.

Die Kaiserlichen Kriegsgefangenen und Bleffierte sind äußerst grobe Bettler. Gestern lief unsre ganze Stadt voller solcher Rostbeutel.

Ist Lehne's Gedicht an den Consul Napoleon Bonaparte in Bern bekannt oder soll ich Ihm einige Exemplar schiken?³²⁾

Mittags um 4 Ur.

Heute Nachmittags verreiße der größte Teil des 22ten Regiments große Cavallerie zum Riechentor hinauf.

Wünschte sehr zu wissen, ob es wahr wäre, daß von den Franken der Spittal in Bern geplündert worden, wie hier die Rede geht. Gestern Abends passierte wider ein stärker

Train d'Artillerie nebst einem parc de munition hierdurch nach Lucern, welchem diesen Vormittag eine gewaltige Menge Pferde dahin folgten, um das Erforderliche über den Gotthard zu bringen. Es waren lauter Pferde aus den französischen Gebürgen.

Heute erhielt ich Cinquartierung. Ein Officier de Santé de la 12^e légère.

Heute passierten widerum zwei Depôts jedes von etlich und 30 Mann vom 1. und 6. Chasseurregiment, die der Armee nachfolgten.

Huber beim Salzhauf,³³⁾ mit dem ich eben geredt, macht ein plaisirrais durchs Münsterthal, über Neuenburg nach Lausanne und über Bern zurück; er wird in 6 à 10 Tagen eintreffen.

18. Mai.

Noch gestern Abends zeigte wie es heißt die fränkische Behörde dem hiesigen Bürger Regierungskathalter officiell an, daß Ulm den 12., Feldkirch und Kur aber den 13. diß in die Hände der Franken gefallen. Die Freude aller Gutgefinnten ist unaussprechlich, und der Inngrimm der Reinbrutsherren auf'm höchsten Gipfel.

Diesen Vormittag werd ich dem Bürger Ochs vermutlich einen Besuch abkatten; man sagt, er sey wegen eignen Finanzangelegenheiten hier, die nicht zum besten stehen. Wem opferte aber derselbe alles auf? Der Sache der Freiheit und dem Vaterlande. Er wird ihm doch auch schreiben, sey's was es wolle, Bürger Zäslin sagte mir wenigstens, daß es seinen Schwager äußerst freue, wenn er sehe, daß man an ihn denkt.

Bürger Prulong ist wider hiesiger Platzcommandant.³⁴⁾

Vielleicht hörte Er noch zur Zeit seines Hierseyns von einigen Unordnungen im District Dornach, das war so. Ein fränkischer Bürger, namens Reubelt, der sich in Arles-

heim aufhält, kaufte das Kloster Mariastein, ergrimmt hierüber hezten die Pfaffen das dortige Landvolk auf, Mariastein zu zerstören und zu plündern, das gerade zu der Zeit gescha, als Reubel sich dort befand, welcher kaum als schwer verwundet der Wut der Bauren durch die Flucht enttrinnen konnte. Einige seiner Leute wurden ebenfalls verwundet, natürlich verlangt ietzt Räubelt Schaden-Ersatz und Genugtuung; um nun die Sache nicht à la Soloturner Herren untersuchen zu lassen, ist Andreas Brenner als helvetischer Regierungs Commissaire gemeinschaftlich mit dem hiesigen Regierungs-Statthalter dazu beauftragt.

Besonders politisch war es, bei der Ruinierung von Mariastein auch dem dortigen Pfaffen ein Pult und zwei Fenster zu verschlagen, um den Urgwon abzuwälzen, als ob die Sache von Pfaffen wäre angestellt worden.³⁵⁾

Nachmittags.

Disen Morgen war ich also mit J. J. Miville-Loz, denen beiden Brenner, Eklin, Bürgi Unteragent und Flit³⁶⁾ bei Bürger Ochs, der uns herzlich willkomm hieß und mit dem Ausruf oh mon Dieu auf mich zusprang, die Hand drückte, umarmte und nach Ihm sich erkundigte. J. J. Vischer³⁷⁾ war bey ihm. Besonders riet er uns iedem, wo es etwann Gelegenheit gebe, auf die Einheit der Republik zu dringen, ohne die wir in die alte Ordnung der Dinge zurücktreten würden. Er staunte nicht wenig über die willkürlichen Absetzungen verschiedner Statthalter, welche er sich als Direktor nie würde unterstehen haben dürfen.

Er erwänte auch eines in Paris Aufsehen machenden Traktätleins, das den Titel füre Les Adieux à Buonaparte, welches royalistisch aber sehr fein geschriben sey und wovon das resultat dahin gehe, „man habe Buonaparte ietzt genug geholfen, um zu seinem Zwecke zu gelangen, es sey ietzt Zeit, daß er dem Spil ein Ende mache und Kron und Scepter in

die Hände des rechtmäßigen Tronerben übergebe, ia man wundre sich, daß solches noch nicht geschehen und man könnte auf die Vermutung geraten, als ob Buonapart aus Spasß Ernst machen und die Republik wirklich noch mehr befestigen wolle, ia daß er vielleicht gar ein versteckter Jacobiner sey u. s. w.“

Bürger Ochs fuhr ferner fort, daß er besonders den Bürger Regierungstatthalter Pfenninger³⁸⁾ regrettiere, denn als sie noch in Lucern gewesen und Massena ihnen eine Division zum Schutze versprochen, kaum 800 Mann gekommen, habe Pfenninger auf den ersten Ruf sogleich einige 1000 Zürcher gesammelt, sei mit ihnen in Lucern eingezogen und selbigen in einer Rede den Schutz der höchsten Gewalten mit so vil Feuer anempfohlen, daß alle Zuschauer geweint und die zürcherischen Truppen alle ausgerufen, für die Freiheit, Gleichheit und die Republik zu leben und zu sterben, und daß des Rufens es lebe die Republik, es lebe Pfenninger eine ganze ½ Stunde fortgedauert.

Bürger Ochs sagte ferner, daß man es dem helvetischen Minister Jenner in Paris³⁹⁾ äußerst übel genommen, mit ihm (Ochs) Umgang gepflogen zu haben. Ferner, daß ein gewisser Briate⁴⁰⁾ von Mastricht durch besondere Gunst des Director Claire zum 3ten Secretaire des Directoriums ernannt worden, wiewol derselbe ein Fremder sey, und unter dem Statthalter von Holland die Waffen gegen die fränkische Republik getragen und gefangen worden sey. Der Bruder desselben sei ebenfalls durch die Protection des Directors Claire employiert worden, wogegen er (Ochs) sich gesetzt, indem er geglaubt, daß Einheimische genug da wären, die die Stellen gern angenommen hätten, welche an Fremde, die noch überdiß beede gegen die Franken gefochten, übergeben wurden. Disem lehtren Briate habe er dises in Lucern zimmlich deutsch zu verstehen gegeben. Als er hierauf nach Paris und zu Bürger Jenner gekommen, sei diser Briate bei demselben als Secretaire mit einem Apointement von 6000 £ an-

gestellt gewesen, um — entre nous soit dit — Jenner zu beobachten und weil Briates Vorfar, Fornerod, ein guter Patriot war. Diser Briate habe sich öfters herausgenommen, Stichworte gegen ihn Bürger Ochs vernehmen zu lassen, die er (O.) aber größtenteils verachtet.

Noch eine Menge andre politische Begebenheiten, bei denen wir Maul und Nase aufsperrten, wurden uns von Bürger Ochs erzählt. Bartelemys habe er nie weder gesprochen noch gesehen. In Enetangefürtem Traktätlein stehe von demselben wörtlich, que tous les yeux des Royalistes sont fixés sur Bartelemys.⁴¹⁾

Bürger Ochs erzählte uns endlich noch viel von Laharpe, der gewiß ein guter Patriot sei, allein seines feurigen Charakters wegen nebst Suter das Werkzeug der Escher und Usteri gewesen, um ihn (Ochs) zu stürzen. Er habe daher Laharpe bei seiner Durchreise allhier als Director durch den Bürger Remigius Frei sagen lassen, „daß er (Laharpe) nicht aus Liebe zum Direktor erwählt worden, sondern um ihn, Ochs, zu stürzen.“ Zu gleicher Zeit habe sich der schlaue Escher an Suter gehängt und durch diesen Laharpe gegen ihn (Ochs) einzunehmen gewußt. So erzählte er uns eine Rabale um die andre. Mit dem einstimmigen Wunsche, Ochs möchte bald unser erster Consul seyn, schieden wir von ihm. Was ich aber hier von Bürger Ochs erzählte, wünschte ich, wie Er wohl begreifen wird, daß es entre nous blibe.

Es heißt hier, Weiß von Bern, der sich mit dem Rest der Kriegssasse davon machte, dieser zwar talentvolle aber daher nur desto gefährlichere Halunk, sey bei der Regierung angestellt, mich wundert, ob dem so sey?

Immer noch keinen Brief von Ihm! Diß wird mir immer unbegreiflicher . . .

Bern ist gewiß ein fataler Ort für den Sitz einer republikanischen Regierung; ich könnte dort nicht lang ausharren, die Luft muß äußerst verpestet seyn, da die Republik so krank ligt.

19. Mai 1800, Montag Abends.

Heute passierten 40 Wägen österreichisches Pulver, so die Franken in Stokach gefunden. Gestren brachen die beiden hiergelegenen Battaillone der 12ten Brigade légère auf einmal nach Zürich auf, so daß ich wirklich wider einquartierungsfrei bin. — Pfarrer Wit⁴²⁾ soll seine Frau geb. Bienz so cuponiert haben, daß sie davon gelauffen, nun begehre er die Scheidung. Diß ist ietzt das Märchen der Stadt . . . Jungfer Ehinger hat's meiner Frau bestätigt, und als Münsterlein seines artigen Carakters uns erzählt, wie daß Wit einmal bei einem Nachteffen bei Fr. Ehinger zum Hirzen in Gegenwart der Igfr. Ehinger so arg über Legrand gelästert und mit Schimpfnamen belegt, daß Igfr. Ehinger aufgestanden sey und dem Pfr. Wit seine Predigten über die Liebe des Nächsten vorgehalten habe, die gar sonderbar mit seinen Reden gegen einen Mann contrastierten, den nicht nur ganz Helvetien, sondern sogar das Ausland seiner Rechtchaffenheit schätze, und der ihr Oheim sey und Vaterstelle an ihr vertrete.

20. Mai.

Heute passierten widerum 900 und etliche 60 kaiserl. Gefangene, worunter vile Reuter und Rotmäntel waren. Auch kommen immer noch zu Land und zu Wasser eine Menge bleffierte Franken und Oestreicher. Es werden, wie's heißt, allhier noch zwei Militär Spitäler errichtet, auch sind die hiesigen Chirurgi in Requisition gesetzt worden.⁴³⁾

21. Mai. Morgens.

Gestren kamen wider 5 à 600 Kriegsgefangne unter der Bedekung einer Compagnie der 23ten Brigade und gerade derjenige Officier mit, der mir unter allen fränkischen Officieren am besten bekannt und einer der liebsten ist, namens Fouquet. Wie mich das freute, einen guten Freund wider zu sehen, läßt sich nicht beschreiben, und wie es die

Leute ärgerte, einen Basler einen fränkischen Officier auf öffentlichem Münsterplatz umarmen zu sehen, ist gleichfalls nicht leicht zu beschreiben.

21. Mai 1800, Abends (Mittwoch).

Heute passierte allhier das 1. Dragonerregiment 5 à 600 Mann stark, alle beinahe neu gekleidet und wohl beritten. Sie ritten zum Aeschentor hinauf nach dem Bistum, jetzt Departement du haut Rhin. Ferner passierten um Mittagszeit unter starker Bedeckung 5 à 600 gefangene Rotmäntel, nachdem diesen Vormittag schon 3 à 400 Gefangene von verschiednen Regimentern durchpassierten.

31. Mai 1800.

. . . Warum schrieb Er nicht an Bürger Agent Uebelin?⁴⁴⁾ Huber im Salzhauf verreiste letzten Sonntag von hier nach dem Léman und Neuenburger See, eine Lustreise zu machen. An letztem und bei St. Blaise in einem Walde auf einem Bank sitzend und lesend soll er von Alex. Murbach (emals zu Schumachern) gesehen worden sein. — Beigebogen ein Brief von Bürger Iselin.

2. Juny 1800.

. . . Viele Grüße von dem lieben Andreas und von meiner Frau, der Tante Bremner, dem Bürger Linder,⁴⁵⁾ Turneisen, Zäslin,⁴⁶⁾ Legrand, Oncle und Tante La Roche,⁴⁷⁾ die ihm sämtlich schreiben wollen . . . General Lecourbe soll in Augsburg seyn. Um wird immer enger cerniert. 4 Divisionen stehen davor.⁴⁸⁾ Ist's wahr mit Buonapartes avantüre, daß er gefangen war?⁴⁹⁾

4. Juny 1800.

General Lecourbe ist in Augsbourg und Fridberg eingerückt; man sagt er sey jetzt in München.⁵⁰⁾ Innert 2 mal

24 Stunden muß Augsbourg 2 Millionen zahlen, wo nicht, so ist's 6 Millionen.

Gestern passierte hier das 6te hufarenregiment. Beygebogen ein Brief von Bürger Legrand.⁵¹⁾

5. Juny 1800.

. . . trotz des gefallenen Gemeingeistes und Liebe für Freyheit, Gleichheit und Vaterland, welches mit Gewalt wider in den Stand der Blindheit zurückzuführen scheint, wird mich nicht leicht jemand eines finstren Blickes oder eines Mißwortes züchtigen können.

11. Juny 1800.

Bin jetzt gerade über und über mit Geschäften überhäuft, Bureau, Deputatenamt, alles setzt mich in Requisition. Vom Kämmerlein gehn ist keine Rede mehr.

Man sagt, Buonapart, Moreau und Erzherzog Carl werden nach Basel kommen, um den Frieden abzuschließen, wenigstens ist letztrer nach sichern Berichten mit ausgedehnten Vollmachten bei der östlichen Armee.

14. Juny, Samstag morgens um 5 Ur.

Noch ist alles im Hause in süßer Ruhe; ich hingegen an einer noch süßeren Arbeit: ich unterhalte mich ja mit meinem Vater. Doch ich will Ihm doch auch enträtseln, warum ich biß jetzt sparsam schrib: ich hatte nicht Zeit. Noch nie, so lang ich bei Bürger Unterstatthalter bin, gieng (wie Bürger Regierungsstatthalter sich auszudrücken pflegt, wenn viele Geschäfte da sind) gieng der Laden nicht so streng. Item zwei starke Sitzungen des Deputatenamts, die mir verschiednes wegen berainen zu suchen aufgaben und andres, item die Fronsaften Rechnung, kurz, aller Arten hatt ich voll auf; ich war während der ganzen Zeit Seiner Abwesen-

heit noch keine 4 Mal im Kämmerlin und das nie vor 1/27 Ur, und er weiß doch, daß diß gleichsam mein einziger Erholungs Ort ist und daß ich gern hingehe. — Jetzt fängt's an zu rumpeln im Hauß. Holzach kömmt soeben und hilft Rapport schreiben; er kömmt sehr oft, doch fehlte er jetzt zwei Morgen, weil ein Wagen Effekten für seinen Vater gekommen, der gleich nach Riechen geführt ward, allwo er hütete und schlief.⁵²⁾

. . . Wär ich einzig, wie Er, und hätte so vil Muße, Helvetien hätte bald eine Constitution. Die Bürger Turneisen, Legrand, Zäslin, Linder, Oncle und Tante LaRoche, Tante Brenner, mein Schwäher, Bürger Agent Übelin, und Bürger Peter Ochs, den ich jüngst besuchte, würden, denk ich, eine große Freude mit einem Briefe haben.

General St. Susanne paßierte ohnlängst hier durch; es hieß nach Mannheim, ich aber glaube, als abgesetzt, so wie die Generale Charreau (nicht Thureau) und Vendame, die destituiert sind. Der Commissaire ordonnateur pommier bei der Rhein Armee ward wegen Dieberei leßthin erschossen. Soeben paßiert hier General St. Cire.⁵³⁾

18. Juni.

Apropos denk Er doch, Emanuel Laroches ältester Sohn Emanuel⁵⁴⁾ ist heut Nacht gestorben; da Er so vil übrige Muße hat, so wär ein Trauercarmen villeicht zu schmiden. Ja postausend, Igfr. Ehinger läßt ihn grüßen und dankt für geneigtes Andenken; Igfr. Ribiner ist in Wallenburg, derselben ist seither ihr Hündchen Namens Zemire gestorben, war eine kleine schwarze Hündin . . . Bürger Representant Gifendörfer war jüngst bei Bürger Statthalter und frug mich, was Er lebe und wo Er sey? Bürger Representant Erlacher ist auch hier; man hofst wider auf ein Directorium und hofst man werde wider an Ochs denken, der noch hier ist.⁵⁵⁾ Vorgestern paßierte allhier General St. Cyre, gestern General Delman.

23. Juny.

Die Sachen der Franken gehen gut; beigebogene Capitulation war die Folge des ebenfalls beigefügten Bulletins, das aber nach der überall übereinstimmenden Sage den Verlust der Oestreicher zu gering angibt. Zwischen Cortona und Alessandria sey eine prächtige 5 Stund lange plaine, sagt Emanuel Brenner, dort sey diese Schlacht, die schrecklichste von allen noch gelieferten, geschlagen worden. Schon sey beinahe der Sieg auf der Oestreicher Seite gewesen, als die fränkische Artillerie légère und die gardes du Consul mit diesem Letzten selbst und seinem Etat major den Sieg auf die Seite der Verteidiger der geheiligten Sache lenkten. Nur bedauert man sehr den Verlust des wahren und todgeschossenen Generals Dessaix, der Tags vorher, aus Egypten kommend, zur Armee kam. Es heißt, es werde diesen Morgen noch ein Bulletin zum Vorschein kommen.⁵⁶⁾

An Seiner Stelle würd ich mir den laufenden Moniteur halten, ... , sowie ich Ihm auch das Bulletin de Lausanne, das täglich interessanter wird, zu halten anrate, und endlich noch den so wohl und zugleich patriotisch geschriebenen und wohlfeilen Vaterlandsfreund, herausgegeben von den Repräsentanten Röttli und Vetsch, der mehr nicht als 12½ Bazen in Bern und 18 Bazen in Basel wegen porto kost. Um sie zu halten, darf Er blos an die bemeldten Herausgeber, welche äußerst wahre Männer sind, schreiben und ihnen seine Adresse schicken, und so ist Er doch aufat aller Nouvelles.

Daß Er brave Männer aux Brenets antrifft,⁵⁷⁾ freut mich; nehm Er sich aber wohl in Acht, nicht zu vil mit diesen Leuten ins Politische einzutreten, da die Regierung von Neuenburg⁵⁸⁾ so was nicht lieben mag und Herr Hauptmann Sandoz⁵⁸⁾ leicht hie und da ein Wörtchen darüber dürfte fallen lassen, das Ihn in Verlegenheit setzen oder gar fortreiben könnte. Man sagt auch, daß sich wider fränkische und helvetische Emi-

granten im Neuenburgischen sammeln,⁵⁸⁾ ich kan es fast nicht glauben.⁵⁹⁾

. . . Eben kommt Bürger Bernoulli (Sohn aus der Dohmprobstei, Gengenbachs Successor)⁶⁰⁾ aufs Bureau und bringt mir einen Gruß von Ihm; seine Schwester, die in St. Blaise als Tausch sey, hab Ihn oft gesehen, allein anfangs nicht gekannt Das Bulletin kan ich nicht senden, wohl aber dessen Inhalt: „Nouvelle telegraphique. Zwischen Donauwert und Ulm hat der rechte Flügel der Reinarmee bei Blindheim und Dillingen die Donau pßfirt, 4000 Gefangene gemacht und vile Kanonen und Fä[nen] erobert.“ . . .⁶¹⁾

Lehten Donnerstag kam Bürger Pfarrer Holzach⁶²⁾ hier an mit der ganzen familie. Ich as mit ihnen zu Nacht; seine Frau ist ein charmantes Frauenzimmer. Jest ist er bald eingeraumt und dann gehts ans accommodieren. J. J. Holzach hab ich zur Probe zu Bürger Notar Linder placiert. Bürger Pfarrer Holzach findet, Er sey ein sonderbarer Mann . . .

. . . Einige Tage nach der lehten Sizung kam ich einige-
mal zu ihm (Bürger Deputat Gemuseus) in Geschäften; er sagt mir kein Wort außert was zur Sache gehörte. Lehthin geh ich über die neue Straß, da ruft mir J. J. Huber, sagend, ich bin froh, daß ich dich sehe wegen dem Deputatenamt, das mir schon vor etwas Zeit ist übertragen worden, wir werden miteinander Geschäfte bekommen; ich gehe in-
dessen jest aufs Land und Herr Deputat Gemuseus besorgt es mir die Zeit über etc. Wie ich da aufpaßte, kan Er sich leicht vorstellen. Bürger Deputat Gemuseus tat mir nicht den mindesten Vorschlag, das Deputatenamt zu behalten und gab solches de but en blanc an Huber, bin also wie natürlich, übel über ihn zu sprechen.⁶³⁾

25. Juny.

Noch einmal ein Brief . . . und lauter bonnes nouvelles.

Die letzte Nachricht von der Reinarmee, so ich Ihm meldete, hat sich vollkommen bestätigt. Der Erfolg war 4000 Gefangene, 4 Fänen und 14 eroberte Canonen. Der Donauübergang der Franken war bei Hochstett, Dilligen und Blintheim.

Indessen stehen die Oestreicher zwischen der fränkischen Armee und Schaffhausen, allein wirklich marchiern hier in Brisach und Rehl fränkische Truppen denselben zu, um selbige zu fangen, welches aber nicht nötig seyn wird, da das Gerücht geht, daß auch bey der Rein Armee ein Waffenstillstand sey, nach welchem die Franken Ulm besetzen, und noch mehr, daß der Friede seinem Abschlusse nahe sey.⁶⁴⁾

Wirklich befindet sich Buonapartes Schwester, General Claires Frau, und die Wittib des in Rom ermordeten Basseville hier; mit Commandant Frei waren selbige gestren bei Bürger Dohs und versicherten ihn, daß sie bald näher bekannt und öfters sich sehen werden.

Gestern abends gegen 6 Ur stigen 24 fränkische Volontairs beim Neuenhauf auf einige Kirschbäum; die Kleinhüniger, 5 an der Zal, wollten sie fortjagen, wurden aber von erstren mit einem Steinhagel empfangen und biß ins Dorf gejagt, wo sich leztre aber verstärkten und die ersten mit Bifel und Karst zurück jagten. Verstärkt von Truppen aus'm Lager drängten nun die Franken die Kleinhüniger wider biß in ihr Dorf zurück. Dese leztren läuten Sturm und fallen über erstre her und jagen sie beim neuen Hauf vorbei biß zum Otterbach; dort will die Wache dieselben auseinander bringen, wird aber von den leztren angegriffen und der Officier erhält einen Stein an Arm, auf diß hin gibt's ein Handgemeng, beiderseits gibt's Verwundete, die Franken behaupten das Schlachtfeld und verfolgen die fliehenden Kleinhüniger biß in's Dorf.

Ich eilte hin, allein alles war schon vorbei. Bürger Regierungsstatthalter beauftrag mich sogleich die nötigen Informationen aufzunehmen, das biß 1/211 Ur gieng; da

kam noch, als ich fort wollte, der hier commandierende General Lamet mit einem Adjudanten, die Sache ebenfalls zu untersuchen, und mit diesem gieng ich nachts erst gegen 12 Uhr heim.⁶⁵⁾

Geftern passierten allhier, auß Mailand kommend, 300 kaiserliche Gefangene und 22 officiers.

30. Juny.

Vorgestern verreiſte Bürger Regierungstatthalter nach Bern,⁶⁶⁾ von wo er mit Briatte, 2^e secretaire des Vollziehungsausschusses, nach Mailand zu Buonaparte geht. Freilich hat's ein End mit dem Ausschuss und Laharpe und Ochs sind wider oben.

Auch der kleine Mouſſon bekömmt endlich seinen Lohn; er schrieb an Jenner, Minister in Paris: ist Taleurand denn ganz erkaltet, haſt du die 50 000 nicht empfangen? Wenn du nicht eilst, [rat] zu ſchaffen, ſo ſind wir verloren und Klavel frei.⁶⁸⁾ Doch dißfalls noch ſtill!⁶⁷⁾

Jetzt hab ich über Hals und Kopf zu thun, da Bürger Unterstatthalter Regierungstatthalter ſeyn muß. — Die Bulletins aus Italien wird Er erhalten haben; vorgestern abends kam eines zum Vorschein, daß Ulm nunmehr völlig bloquiert iſt.

Gestern war die Einſegnung zu Riechen;⁶⁸⁾ ich war eingeladen, konnte aber nicht beizuwonen, da Bürger Regierung- und Unterstatthalter Fäſch ex officio dort war, und ich allhier hüten mußte. Die 3 Bürger Adminiſtratoren⁶⁹⁾ auß der Stadt waren auch dort, ſowie Bürger Agent Übelin. . .

Gestern iſt Gengenbach mit einem Teil ſeines Bureaus nach Strasburg abgereiſt; er läßt noch freundlich grüßen.⁷⁰⁾

(Fortſetzung folgt.)

Anmerkungen.

- 1) Vgl. Anm. 128.
 2) Eine genealogische Uebersicht dürfte auch für das Verständnis der Briefe nicht überflüssig sein:

Matthäus Merian 1685–1763 Diaconus zu St. Theodor × 1708 Euphrosyna Burckhardt × 1728 Salome Schatmann, verw. Bed.			
Andreas 1711–1781 Schultheiß der minderen Stadt, Sechser zu Spinnwettern, × 1743 Salome Wettstein. × 1763 Rosina Merian.	Christoph 1712–1743 Pfarrer zu Markirch. × 1741 Susanna Merian (1716–1798, Tochter des Antistes Hans Rudolf).	Judith 1709–1735 × J. R. Socin	
Matthäus 1744–1824 1769 Professor der griechischen Sprache 1782 Weinschreiber, 1783 Ingrossist, 1786 Re- gistrator, 1799 Sekretär der Munizipalität, 1811–18 Registrator (Staatsarchivar). Meister z. Rebhaus, Sechser z. Spinnwettern × 1767 Anna Cath. Hebbensreit, gen. La Roche († 1789), × 1791 Susanna Brenner, × 1798 Marg. Pfeilin, × 1804 Lucie Droz aus Brenets.	Catharina Salome 1740?–1774	Sara 1748–1817 × J. Brenner Kaufmann	
Johannes 1772–1805 × 1792 Doroth. Gengenbach.	Andreas 1767–1775	Susanna 1770–1770	
Andreas 1794–1880 Ingenieur, Straßeninspektor der Kantone Basel, Zürich, Neuenburg. × 1820 Euf. Julia Rothpletz.	Catharina Dorothea 1796	Margarit 1798	Emma Dorothea 1799–1823 × 1822 R. Debarv
August 1823–1905 Ingenieur in Neuchâtel × 1853 Louise Spring.	Johannes 1826–1880 Kantons-Ingenieur Basel-Stadt. × 1856 Emma Wybert. × 1862 Marg. Müller.	Wilhelm 1832–1904 Kaufman in La Chaux- de-Fonds. × 1863 Luise Alder	Alfred, Andreas, Julia, Emma.

3) Getauft wurde er am 5. April zu St. Theodor. Tauf-
 zeugen: Johannes Brenner, Andreas Merian, Kanzlist, Frau Ur-
 sula Hebbensreit, geb. Hermann.

4) Der Tagebucheintrag der Mutter verdient es, hier ange-

führt zu werden: „1785 den 5. Weinmonat ist unser liebes kind Johannes Merian in das Welschland nacher Neustadt verreist mit des Hrn. Stadtschreibers Merian, welche ihr Sohn dorthin bekleidet; der Liebe Gott befeite Ihne und bringe Ihn gesund wieder nacher Haus zu den seinigen, waas sein heiliger Wille ist, so wollen wir Ihm lob und dank sagen.“

5) Andreas Merian, 1772—1828, Sohn des Andreas Merian-Jselin, Bürgermeisters und Landammans (1742—1811), Enkel des Andreas Merian-Bef, Pfarrers zu Buus (1694—1776), Bruders von Matthaeus (1685—1763; vgl. Stammbaum Anm. 2). Refardt in Basl. Jahrbuch 1918, S. 76 ff. — Abel 1771—1842, Sohn des Abel (1738—1808), des Sohns von Daniel (1700—1779, Pfarrer in Laufen und Diegten, ebenfalls Bruder von Matthaeus).

6) Beim Abgang erhielten die drei folgenden Atteste: „Extractus Rahts Protocolli vom 13. Jully 1791. Auf ein Rahtschlag meiner Gn. Herren der XIII. wegen remuneration der Canzley betreffend die Unruhen im Bistum ward unter anderm

||: Wird den jungen drey Herren Merian, als nemlich J. G. m. Herrn Obristjunktmeisters, Herrn Registrators und Herrn Weinschreibers Herren Söhnen für ihre bey dem Schreiben auf der Canzley geleistete Hülfe meiner Gn. Herren Vergnügen bezeugt.“

7) „Samstags den 12. Kristmonat um 11 Ur des 1789. Jars starb meine geliebte Mutter ganz sanft. Ich war alt 17 Jare, 8 Monat 11 Tag. Gleich nach irem Verscheyden blutete ich zur Nase aus und schrib diß mit meinem Blut. Joh. Merian, phil. Laur.“

8) Die Eheabrede ist datiert vom 6. Januar 1793. Als Zeugen siegelten und unterschrieben auf Seiten des Bräutigams: Mattheus Merian, Oberstmeister, als Vater, Emanuel LaRoche, des Rahts als Oncle und Vogt; auf Seiten der Braut: M. Joh. Franz Gengenbach d. G. W. bey St. Theodor, als Vater, Joh. Jeremias Herbstler, Berginspector in Haußen, als Oncle.

9) Ersteres lt. Protokoll der Municipalität (Basl. Staatsarch. D 1), letzteres lt. Protokoll der Verwaltungskammer (A 6).

10) Aus der Leichpredigt vom 13. Oktober 1805, gehalten über Spr. Sal. 27, 1, ergeben sich zum Teil die angeführten Personalien.

11) Als Vogt der Witwe wurde Christof Gengenbach, als Vogt der Kinder Emanuel LaRoche Sohn eingesetzt.

12) Johannes redet seinen Vater immer in der dritten Person an, also Er, Ihn usw. Es ist das als ein Zeichen besonderer kindlicher Ehrfurcht zu betrachten.

13) 19. floréal = 9. Mai 1800. Vgl. Oberst Wieland, Geschichte der Kriegsbegebenheiten in Helvetien und Rhätien, II, S. 169 ff.

14) Ungarisches Fußvolk, benannt nach dem Dorfe Pandur in Niederungarn, die ursprünglich Mäntel, weite Beinkleider, Mützen, eine lange Flinte, einen Säbel, zwei Pistolen und Dolche trugen. In den französisch-österreichischen Feldzügen sollen bei der österreichischen Armee an ihrer Stelle ähnlich bekleidete und bewaffnete leichte Fußtruppen unter dem Namen Kroaten und Rothmäntler bestanden haben.

¹⁵⁾ Graf Laschy, österreichischer Feldmarschall, und Bender, österreichischer General.

¹⁶⁾ Der Vater Matthäus sandte, trotzdem er anfänglich seinen Sohn über sein Reiseziel im Unklaren ließ, von seiner Reise und später aus seinem Aufenthaltsort regelmässige Berichte. Am 16. Mai erzählt er z. B.: „Zu Solothurn sind wir glücklich angekommen; Schwager Pfr. [Holzsch] trennte sich dort von mir gestern Morgens früh; den allen Malzeiten fanden wir Basler und Baslerinnen. Zu Langenbrugg kamen aus dem Schöntal spazierend der Nièce LaRoche geb. Merian Mutter und Tochter und ihre 2 Kinder [Vgl. Anm. 47]; zu Solothurn waren B. Baltasar Burkard, Achilles Brändlin, Wieg, Repräsentant Gysendörfer und einige Flegglerfrauenzimmer, Schöllin, Hofmann, so Mädels aus Welschland geholt hatten.“ Am 21. Mai besuchte er Neuenburg von St. Blaise aus und begab sich „nach dem Gasthof; da waren unser 14 zu Mittag an der Tafel, teils mit teils one Uniform, teils mit teils one Rodarden, teils schön gepudert und one Hut, teils mit runden, auch dreigespizten Hüten, und teils mit oder in Kappen, wahrhaftig eine komische Gruppe.“

¹⁷⁾ Vgl. Wieland a. a. O.

¹⁸⁾ Johann Lukas Vegrand, 1755–1836, den das Gymnasium und die Lesegesellschaft zu ihren Organisatoren zählen, vor kurzem der erste Direktor der helvetischen Republik, war im Januar 1799 zurückgetreten, um sich seiner Familie und seinen Geschäften widmen zu können. Vgl. Allgem. deutsche Biogr. Bd. 18; Ch. Bourcarb, Aus den Papieren des Sam. Ryhiner, in Basler hist. Ztschr. XI, S. 13 (mit Brief).

¹⁹⁾ Der Andlauerhof, Münsterplatz 17, war lange Jahre der Sitz des Oberstzunftmeisters.

²⁰⁾ Die Uebergangsstelle Moreaus über den Rhein Anfang Mai.

²¹⁾ Angriff gegen Langenargen: 9. Mai; Einzug Savals in Lindau am 11., in Bregenz am 12. Mai. Wieland a. a. O. S. 176.

²²⁾ Von Lausanne aus traf Napoleon seine Vorbereitungen zu seinem kühnen Alpenübergang. Wieland S. 171.

²³⁾ Wieland a. a. O.

²⁴⁾ Ludwig Bay von Bern und Alf. Pfyster von Luzern, ehemalige Mitglieder des Vollziehungsdirektoriums, die 1798 auf Wunsch Rapinats den Senatoren Dörs und Dolber hatten weichen müssen. Louis Secretan, lemanischer Advokat, Bernhard Friedrich Ruhn, Berner Rechtsgelehrter, Karl Friedr. Zimmermann von Brugg waren Mitglieder der eidgenössischen Räte.

Bay (1749–1832) gehörte zur gemäßigten Opposition und schloß sich später den Föderalisten an (Allg. d. Biogr. II), Pfyster von Heidegg 1753–1822 trat 1801 für die unitarische Verfassung ein (a. a. O. XXV).

Der feingebildete Zürcher Kaufmann Hans Konrad Escher und sein Freund, der Arzt und Naturforscher Paul Usteri, der später genannte Suter von Zofingen gehörten wie die obigen zu den fähigsten Köpfen der eidgenössischen Räte.

Rud. Martin Gapp, Regierungskommissär von Freiburg, vgl. Stridder, *Altensammlung der helvet. Republik*, Bd. IV. Ueber Heinrich Krauer, Prof. B. F. Ruhn, wie der vorige 1802 Deputat zur helvetischen Consulta, (Bloesch, *Berner Neujahrsblatt* 1895), Melchior Kubli von Netstal, Leopold de Nucé von St. Maurice und die andern vgl. Stridder, a. a. O., Büchi, *Die politischen Parteien im ersten Schweizerischen Parlament*, *Polit. Jahrb. der Schweiz* 1917, S. 153 ff.

²⁵⁾ Das Kaffeehaus stand am Blumenrain, oberhalb Drei Königen (alte Nr. 111); schon 1734 wird Niklaus Eglin der Kuefer als Besitzer genannt; 1769: Paul Eßlin-Socin, 1775 Paul Eßlin, der Caffeewirth und seine Frau Anna Maria Hoch. 1808 verkaufen Frau Annna Maria Eßlin geb. Hoch und Abraham Eßlin an ihren Großsohn und Sohn Paulus Eßlin das Haus. (R. Stehlin, *Hist. Grundbuch*; Stöcker, *Basler Stadtbilder*).

²⁶⁾ Hieronymus de Peter Gemuseus, des Geh. Rats, war seit 1789 Deputat der Kirchen und Schulen. Johannes Merians Vater betätigte sich schon seit 1784 als Sekretär des Deputatenamts; vgl. *Einleitung*.

²⁷⁾ Eine Angelegenheit, die das Deputatenamt beschäftigte (30. April 1800); der Rikschmeier Stump von Riehen erhält auf Befürwortung Pfr. Hubers den Auftrag, die notwendigen Reparaturen an Küche, Kamin usw. zu St. Christophona vorzunehmen.

²⁸⁾ Rede von Bürger Repräsentant Suter [Regierungsstatthalter in Frauenfeld] im Großen Rat bei Anlaß der Witzschrift aus dem Kanton Thurgau, welche die Vertagung der gesetzgebenden Räte verlangte, gehalten am 12. Mai.

²⁹⁾ Wohl der Statthalter der Polizeikommission.

³⁰⁾ Moritz Glanre, 1743–1819, der im Mai 1799 durch Dolder ersetzt worden war, wurde am 7. Jan. 1800 in den Vollziehungsausschuß (im August dann in den sich konstituierenden Vollziehungsrat) gewählt. *Allgem. deutsche Biogr.* IX.

³¹⁾ Ueber Peter Ochs (1752–1821), den zu glänzender Höhe und großen Ehren Aufgestiegenen und jählings Gestürzten und schmählichen Verdächtigungen Ausgesetzten vgl. Bourcard, *Basl. Ztschr.* XI, S. 21 und Briefe. Während wir über Ochsens Tätigkeit im Jahre 1798 E. Schlumberger-Wisner („Aus den Zeiten der Basler Revolution von 1798“, Frauenfeld 1906), im Jahre 1799 Aug. Huber (*Basler Zeitschrift* V, S. 286), in der späteren Zeit Bourcard (a. a. O.) näheren Aufschluß verdanken, ist über sie im Jahre 1800 fast nichts bekannt. Seit seinem Sturze widmete er sich hauptsächlich Privatangelegenheiten. Die Sammlung seiner Briefe und seine Biographie sind in Vorbereitung.

³²⁾ Vater Merian schreibt am 9. August darüber: „Lehnes Gesang wegen Maringo ist ein treffliches Stück Arbeit; möchte es aber der letzte Kriegsgefang seyn! Indessen, wie sehr zweifelt man daran überall!“ Prof. Lehne lebte später in Mainz.

³³⁾ Das Salzhaus oder der Salzturm stand am Blumenrain neben der (neuen) Nummer 2 und trug die alte Nummer 122. In Nr. 123 wohnte Bürger Leonhard Huber.

³⁴⁾ Am 8. Dez. 1798 war Remigius Frey zum Platzkommandanten ernannt worden; ihm folgte im September 1799 citoven Pralong, chef de Bataillon, der allgemein geschätzt wurde. Das Jahr 1800 brachte starken Wechsel. Am 30. Januar wurde die Stelle des helvetischen Platzkommandanten in Basel aufgehoben, am 18. Februar aber auf Reklamationen hin erneuert und wieder Frey eingesetzt. Am 23. April wird wieder Pralong ersetzt durch Jolly, Chef des 1. Hilfsbataillons des Departements de l'Aube, am 19. Mai dieser, auf Ordre von General Moncey, durch Pralong, dieser später wieder durch Jolly und Jolly im September durch Frey. Ueber Frey (1765—1809) vgl. Bourcard, a. a. O.

³⁵⁾ Aus den Akten des Staatsarchivs Politisches 3 6a und Klöster M lassen sich die Ereignisse folgendermaßen rekonstruieren: Die Unruhen im Bezirk Dornach reichen bis in den August 1799 zurück. Am 10. März 1800 nachts brachen in Mariastein die Gewalttätigkeiten aus, aber erst etwa einen Monat später erstattete der Regierungstatthalter von Solothurn dem helvetischen Justiz- und Polizeiminister Bericht darüber. Sofort ordnete der Vollziehungsausschuß Nachforschungen nach dem Urheber des nächtlichen Ueberfalls an. Das Bezirksgericht Dornach hatte dem Statthalter den verlangten Beistand versagt; nun wurde die Municipalität des Leimentals ernsthaft aufgefordert, zur Nachtzeit Patrouillen auszustellen, unter der Drohung, daß, falls nachlässige Erfüllung der Befehle Truppen nötig machte, die Lasten davon auf sie fallen würden. Der Unterstatthalter wurde wegen Unfähigkeit abgesetzt. Da aber der Urheber selbst noch immer ungestraft geblieben war, wurde er allmählich wieder kühner. Im Mai erfolgten gegen den französischen Bürger Reibelt, der die ehemalige Abtei Mariastein samt Ländereien und Gebäuden im Juli 1799 käuflich erworben hatte, mörderische Angriffe; die lange verhaltene Wut der Solothurner Bauern gegen den Käufer des Klostersgutes brach aus, und am 4. Mai bestürmten ungefähr 30 mit Knütteln und Prügeln bewaffnete Bauern die Abtei. Der Eigentümer, am Kopfe verwundet, flüchtete sich, und auch mehrere Leute seines Hausgefindes waren schlimm daran. In der Nacht wurden die Angriffe wiederholt. Fenster und Mauern wurden von Flintenschüssen getroffen, im Innern fast alle Türen eingedrückt und zerstört, die meisten Möbel und Küchengeräte fielen den Fanatikern zum Opfer; Schreibtische und Pulte wurden aufgesprengt. Sogar eine Tür, auf der ein Christusbild befestigt war (collé), bewarfen die Räuber der Religion mit einigen Duzend Eiern, einige römisch-katholische Kultbücher wurden mit Schmutz beschmiert und in Fetzen gerissen und einer Holzstatue des himmlischen Vaters wurde die Nase abgeschnitten. Die Beamten verhielten sich untätig gegen die Räubereien, und der Distriktstatthalter verfügte sich nicht einmal an Ort und Stelle. Reubelt, der in Arlesheim Zuflucht gefunden hatte, zeigte den Vorfall vom Nachmittage noch am selben Tage dem gewesenen Mitglied des Direktoriums Légrand an und bat um sofortige Hilfe. Dieser richtete an J. J. Schmid, den Regierungstatthalter von Basel, und Schmid an den Justizminister der helvetischen Republik und an den Regierungstatthalter von Solothurn und ersuchte den

Brigadegeneral Guétard, Kommandant der Basler Division, um Abordnung eines Detachements von 25–30 Mann nach Mariastein, die Tags darauf auch eintrafen.

Seit der Ankunft der Truppen herrschte nun Ruhe in Mariastein. Frey, Blaskommandant von Basel, auferlegte der Gemeinde Megerlen, die die Hauptrolle bei den Auftritten gespielt hatte, deren Verpflegung, die zur dringenden Sorge geworden war. Die Megerler aber weigerten sich, dem Befehle Folge zu leisten, und ebenso weigerte sich der Gemeindevorsteher von Biel-Bentlen, die für den Notfall verlangten Verstärkungen zur Truppe zu senden. Frey und der fränkische Regierungskommissär im Kanton Reinach glaubten fränkische Constribuierte und Requisitionäre, deren Schlupfwinkel das Leimental während der ganzen französischen Revolution gewesen war, in großer Zahl an der Rebellion beteiligt.

Da beschloß der Vollziehungsausschuß, zu dem nach einigen Tagen die Nachricht von den Auftritten des 4. Mai gelangt war, zur Untersuchung der Vorgänge einen Regierungskommissär des Distrikts Dornach durch Schmid ernennen und abschieden zu lassen. Andreas Brenner, Notarius und Agent der Sektion der kleinen Stadt wurde dazu ausersehen und verfügte sich am 23. nach Arlesheim zu einer Unterredung mit Reibelt.

Inzwischen hatten die Truppen in Mariastein Befehl erhalten, dem Bataillon nach Zürich zu folgen und waren nicht mehr erlöst worden. Der Justizminister hatte den Regierungsstatthalter von Solothurn beauftragt, die Schuldigen gerichtlich zu verfolgen, von diesem eine Rechtfertigung der Beamten des Distrikts Dornach erhalten und daraufhin dem Bezirksgericht Dornach jedes weitere Vorgehen und jede richterliche Verfügung untersagt.

Nun nahm der Regierungskommissär, zum großen Teil von Basel aus, die Untersuchung an die Hand. Er war beauftragt, genau nachzuforschen, Zeugen vorzuladen — immerhin mit möglichst geringen Reiseentschädigungen —, gegen Täter und Mitschuldige Verhaftsbefehle auszustellen, sie dem Kantonsgericht Solothurn zur Bestrafung zu überliefern, vor welchem sie durch den öffentlichen Ankläger gerichtlich sollten verfolgt werden, endlich zu untersuchen, ob die Beamten des Bezirks ihre Pflicht taten.

So wurde allmählich die Ruhe wieder hergestellt. Reibelt stellte eine Schadenersatzforderung, die ersichtlich „aufs Markten“ eingerichtet zu sein schien, die aber nach Gebühr berücksichtigt werden sollte. — Die dem Kauf des Klosters vorangegangene Pacht war im März 1799 auf 15 Jahre abgeschlossen worden; im Mai 1802 wurde Mariastein wieder zurückgekauft. (Zusammenstellung von Frau Dr. Merian).

³⁸⁾ Der Bürger Joh. Jost Glid war 1798 Agent der Johannsection und wohnte dort in Nummer 159 (Fischmarkt). Mit den beiden Brennern sind wohl der Notar Andreas, Agent des Bläsiquartiers, wohnhaft No. 222 (vgl. auch Anm. 35) und Emanuel, der Unteragent des Johannquartiers, gemeint. J. J. Miville-Loz, früher Agent des Bläsiquartiers, wohnte in der Rheingasse (373), Abraham Edlin, Unteragent der Johannsection, am Blumenrain Nr. 111 (vgl. Anm. 25).

37) Sein Schwager; Dchs war seit 1779 verheiratet mit Salome Bischer.

38) Joh. Kaspar Pfenninger, nahm später, 1802, an der helvetischen Consulta in Paris teil. Mit den von Dchs erzählten Vorgängen sind wohl die Unruhen in Luzern im April 1799 gemeint.

39) Ueber Jenner, Minister der helvetischen Republik in Paris, (1765—1834) vgl. außer Stridler u. a. noch A. d. B. XIII.

40) Georges François Briatte, Commis im Direktorialbureau, war bis zu seiner definitiven Ernennung am 8. August Interimssekretär, als welcher er sich „vollste Zufriedenheit“ erwarb; vorher war er Redaktionssekretär. Uebrigens befanden sich mehrere Briattes in dieser Zeit in staatlichen Diensten. Vgl. Stridler, Aktensammlung V.

41) François Barthélemy, der bekannte französische Diplomat, Mitglied des Direktoriums, der sich 1797 vor der Deportation hatte flüchten müssen.

42) Diaconus Joh. Jac. Wid, wohnhaft im Peterskirchgäßlein 244 (Pfarrhaus St. Peter), verheiratet seit 30. Oktober 1797 mit Bal. Bienz.

43) Bgr. LaRoche war Oberchirurgus des bestehenden Militärspitals. Schon am 12. Mai wurde ein weiterer Spital erforderlich. (Basl. Staatsarchiv, Polit. B B 13.)

44) Friedrich Uebelin, Agent der Aeschen-Sektion.

45) Joh. Jak. Linder, Notar des Distriktgerichts. Wird des öftern als Freund und Beirat in der Scheidungssache genannt.

46) Dchsens Schwager, vgl. Brief vom 18. Mai vormittags.

47) Onkel und Tante LaRoche, die viel genannt werden, sind Emanuel und Ursula LaRoche-Herrmann.

Zur Orientierung diene folgende genealogische Uebersicht (lt. Stammbaum im Staatsarchiv):

Johann Friedrich David La Roche
des gr. Rats und des Gerichts

1692—1783.

verh. 1. M. Magd. Brandmüller
2. Susanna Krug.

Johann David Schultheiß von Nefthal 1722—1807 Vgl. Basl. Jahrb. 1903 S. 143.	Emanuel Handelsman Welfter zu Weinleuten Hauptmann im Stadt- quartier. 1737—1807 × 1769 Ursula Herrmann (1744—1810).	Anna Catharina 1733—1789 × 1767 Matthäus Merian 1744—1824 Vater von Johannes Vgl. Anm. 2.
Emanuel 1771—1849 Appellationsrat, des gr. Rats, Handelsmann × 1792 Anna Catharina Merian (1774—1836).	Germann 1776—1863 Ratsherr, Deputat, Artillerie-Inspr.	Ursula 1786—1839 × 1805 Prof. Friedr. de Lachenal (1772—1854).
Emanuel 1794—1800	Anna Catharina	Ursula Emanuel Anna Friedrich Karl Waria August Daniel

⁴⁸⁾ Vgl. Anm. 17.

⁴⁹⁾ Der Vater antwortet darauf am 9. Juni:

„Den Nouvelliste vaudois haben wir hier, er enthält auch die Anekdoten von Buonaparte, woran ich aber noch immer zweifle; daß die erzbisgotten Bayern von den Franken geschöpft würden, möchte nichts schaden.“

⁵⁰⁾ Vgl. Anm. 13.

⁵¹⁾ Wohl Christof Legrand, JUD. Professor der griechischen Sprache an der Universität. — Die Beilagen zu Johannes' Briefen sind wie hier so überhaupt meist nicht mehr vorhanden.

⁵²⁾ Vgl. Anm. 62.

⁵³⁾ Von den genannten Generälen ist der hervorragendste Marquis Gouvion de St. Cyr, Marshall und Kriegsminister.

⁵⁴⁾ Emanuel LaRoche, der Vater, war der Sohn von Anna Catherinas, der Frau Matthäus Merians (vgl. Anm. 2), Bruder und dessen Sohn der hier genannte Emanuel, der 6jährig im Jahre 1800 starb. Vgl. Stammbaum der LaRoche, Anm. 47.

⁵⁵⁾ Vater Merian antwortet am 24. Juni: „Der Nouvelliste Vaudois scheint dem Erdirector la Harpe gar nicht günstig; ich kan aber nicht glauben, daß Laharpe nicht ein wahrer Freund der Freiheit seyn sollte. Er geht besonders dem Erminister Finsler scharf zu Leibe, der sich aber auch stark verteidigt. Carnot soll sehr misbilligt haben, wie Frankreich mit der Schweiz verfahren ist. Daß wieder ein Directorium auf den alten Fuß werde eingesetzt werden, und Bürger Ochs wieder zu einem wichtigen Posten gelangen, das kommt mir noch nicht recht glaublich vor.“ Vgl. Anm. 67 (und 73).

⁵⁶⁾ Am 14. Juni schlug Napoleon bekanntlich die Entscheidungsschlacht bei Marengo. Desaix starb den Heldentod. Es folgte der Waffenstillstand von Alessandria.

⁵⁷⁾ Vater Matthäus berichtet seinem Sohn immer des ausführlichsten über seine Kostgeber, deren Charakter, Lebensart, Verwandte und Bekannte, die er zu sehen bekommt. Von Interesse dürfte sein, welche Beziehungen zwischen den welschen Orten und Basel bestanden. So heißt es am 29. Juni: „Mr. Robert von Cordalieu hat gestern seinen Großsohn 10 à 12 Jar alt hieher in Kost getahn; er ist ein wackerer Mann, wie es scheint, ein Oncle der Frau des Bürgers Sam. Heusler's, beym Johannschwibbogen, welche die Tochter eines Mr. Robert von Lachauxdefonds ist. Diser Bürger Heusler soll vor ein par Tagen zu Locle gewesen seyn.“ Am 18. Juni: „Vor ein paar Tagen kamen Verwandte und Bekannte meines Kostherrn [Quinche] auf einen Besuch; er ist von Cordalieu am Neuenburger See, dise Leute auch, under ihnen ein Capitaine Renaud, dessen Tochter sich erinnerte, daß . . . Bürger Det. Huber vor 3 Jaren bey ihnen Thee getrunken; die Jgfrn. Schlosser sind bey ihnen an der Kost gewesen und Jgfr. Brändlin an der Kebgäß nicht weit von ihnen an der Kost, ein Bruder der Jgfr. Renaud sey wirklich als Bedientnecht bey Bürger Peter Bad.“ (Bad vgl. Anm. 115.)

⁵⁸⁾ Diese und die folgenden Stellen sind im Manuskript in griechischer Schrift geschrieben. — Am 9. Juni hat Vater Merian geschrieben: „Es befindet sich hier Herr Hauptmann Sandoz mit seiner Familie, ich habe ihn besucht, er ist von Locle, von meinem

Alter ungekehrt, sie von Mülhausen; er wonte sonst dort, entwich aber, als sich daselbe mit Frankreich vereinigte, ist aristokratisch.“ Und am 11. August: „Cap. Sandoz ist ein angenehmer Gesellschafter, nur im Politischen sind wir ganz entgegengesetzten Glaubens; doch kan ich's ihm einigermaßen verzeihen, da er sein größtes Vermögen und Einkünfte durch die Revolution eingebüßt hat. Wie in Morteau Aristokraten und Pfaffenfreunde über Sieyes und Taleyrand-Perigord urtheilen, so sind diese 2 gewiß wahre Patrioten.“

⁵⁹⁾ Die Emigranten waren in dieser Zeit in ihren Plänen wenigstens nichts weniger als müßig. Vgl. F. Burckhardt, Schweiz. Emigration, S. 377 ff.

⁶⁰⁾ Daniel Bernoulli 1787–1868, JUD., Notar, Sohn des Professors der Medizin und ehemaligen Domprobsteischaffners Daniel Bernoulli-Burckhardt, Salzagenten während der Helvetik (1782 bis 1863).

⁶¹⁾ Vgl. Wieland a. a. O.

⁶²⁾ J. Georg Holzach, früher (seit 1798) Pfarrer in Pieterlen im Berner Jura, seit 1800 Pfarrer in Riehen als Nachfolger von J. Rud. Huber, Schwager Matthäus Merians, spielte eine Rolle in der Scheidungsangelegenheit, auf die auch das „accommodieren“ anspielt.

⁶³⁾ Als Matthäus Merian Basel verlassen hatte (vgl. Anmerkung 26), besorgte Johannes das Sekretariat des Deputatenamts und führte die Protokolle (seit dem 23. Mai). Besorgt schreibt der Vater am 18. Juli:

„Wie geht's mit dem Deputatenamt? Du stehst doch gut mit Bürger Präsident Gemuseus? Wer hat während deiner Krankheit deine Vices versehen? Etwa Agent Brenner? Was machen die Bürger Pfleger zu Liestal? Grüße mir sie zu vielenmalen und sie sagen mir immer recht lieb und wert, wie ich wünsche, daß ich es ihnen bleiben möge. Von Schauenburg aus solltest du sie dann und wann besuchen, auch die dortigen Armenhäuser; sie können dich über allerhand belehren, besonders Bürger Pfaff. Du wirst dich nach und nach zur Visitation und Interimsrechnung zu Liestal anzuschicken haben; zwar kan man sich nicht viel im voraus dazu begeben. Oder hastu etwan gar in aller Stille das Deputatenamt aufgegeben? Das ich doch nicht hoffe und umso weniger, wenn es wider den Willen Bürger Dep. Gemuseus geschehe und er dich gerne ferner begehle.“

Die Vorgänge, die ihn nach einem Monate durch J. J. Huber ersetzen ließen, sind nicht ganz klar. Joh. Jak. Huber, JUL., Sohn des Joh. Jak. Huber, Pfarrer in Sissach (vgl. C. Sartorius im Basler Jahrbuch 1893, S. 75 ff.) und Bruder des Christof Huber-Jselin, führte das Protokoll seit 27. Juni.

⁶⁴⁾ Am 15. Juli wurde erst der Waffenstillstand zu Parsdorf geschlossen. Vgl. Wieland, a. a. O., S. 180 ff.

⁶⁵⁾ Der Vorgang gehört ins Kapitel der fränkischen Uebergriffe und Mutwilligkeiten. Joh. Merian, der das Protokoll darüber aufgenommen hat, schreibt ausführlich darüber (St. Arch. Polit. B B 1): „1800 den 24. Juny verfügte sich Endsunterzeichneter Abends gegen 7 Ur nach Kleinhünigen . . . Bürger Regierungstatthalter, der bei der Ankunft des Ends genannten bereits in Kleinhünigen

war, übertrug demselben die erforderlichen Informationen sogleich aufzunehmen:

Desß bemeldten Tages Abends gegen 6 Ur [haben] zwei Bürger der Gemeinde Kleinhünigen in Ihren Neben gegen dem Neuenhaus geriret und gesehen, wie das bei etlichen zwanzig fränkischen Soldaten durch ihre Felder gelassen seien, um auf die Kirschbäume zu steigen. Erstre hätten selbigen hierauf zugepiffen, tranquille zu seyn, und fort zu gehen, allein ohne Erfolg. Auf dis hin legen die beiden Bürger von Kleinhünigen dem Dorf zu, um Hülfe zur Abtreibung der Soldaten zu holen, hätten aber blos 3 Mann zusammengebracht. Als sie nun die etliche 20 starken Franzosen hätten fortzihen wollen, so seyen dise letzteren so kühn gewesen sich zu verteidigen und sie mit einem derben Steinhagel zu empfangen, worauf sie sich kämpfend zurückgezogen bis ins Dorf; mittlerweile aber hätten die Geschlagenen von denen des Lärm wegen vom Feld heimgekommenen Bürgern an sich zu ziehen gewußt, und vereint mit disen das Treffen erneuert und die Franken wider bis gegen dem Neuenhaus zurückgedrängt, wo selbigen aber aus dem verschanzten Lager ebenfalls frische Mannschafft zu Hülfe eilte, sodas die Schlacht wider anfieng, und die Kleinhüniger bis in ihr eigen Dorf verfolgt wurden, allein während der Retirade ward der Lärm in und um Kleinhünigen allgemein. — Von einem Wächter, Namens Rudolf Fromann ward in der Kirche die Sturmglöde angezogen, und so bildete sich in weniger als einer Viertelstunde eine Levée en Masse von Kleinhünigens Einwonern beiderley Geschlechts, die mit vereinten Kräften über die Franken herfielen, dieselben warfen und bis zur Wache bey'm Otterbach, jenseits des Neuenhauses verfolgten, zugleich aber auch die dort stehende fränkische Wache, welche die Neutralität herzustellen in geschlossenen Gliedern herbeieilte, angriff. Welche aber, im gerechten Anwillen über diesen Angriff mit aller Macht auf die törrichten Kleinhüniger einbrang, und vereint mit den andern Franken dieselben zerstäubte, woben Bürger Teodor Knöchel von dar einen Baionettstich in den Rücken erhielt und 10—12 andre leicht blessiert wurden; fränkischerseits erhielt ein Unterofficier eine Stichwunde in die einte Hand, und 4 à 5 andre wurden leicht verwundet.

Nach 11 Ur Nachts verfügte sich Endsgenannter sodann in Begleit des fränkischen Generalen Amet, und seines Aide de Camp, welche dises Vorfalles wegen Nachts um 10 Ur noch nach dem Neuenhaus und Kleinhünigen gekommen, wider nach Hause.“ —

Das Neue Haus am Otterbach war unsprünglich Gerichtsgebäude, später eine Wirtschaft, die mehr als einmal Anlaß zu Verdricklichkeiten gab. Vgl. Linders Chronik von Kleinbasel, im Basl. Jahrb. 1907, S. 212 f.

Als Hauptschuldiger wurde dann Rudolf Frommann, der die Sturmglöde geläutet hatte, gefänglich eingezogen, sodas „dieser das Sühnopfer mußte werden und etliche Tage in Arrest sitzen bleiben.“ Nach 2 Tagen wurde er wieder entlassen.

⁶⁶⁾ Während Schmid für einige Tage in Bern war, vertrat ihn Unterstatthalter Johannes Faesch. Ueber Faesch vgl. Bourcard, hist. Ztschr. XI, S. 17, über Schmid's Sendung a. a. O. S. 65. 69 und Anmerkung.

67) Es wird hier auf die unbefugte Mitteilung von Aktenstücken an ein Mitglied des Senats durch Henri Clavel d'Assières, Sekretär im Ministerium des Auswärtigen, (April 1800) angespielt, die einen langwierigen Prozeß zur Folge hatte (Stridler V, S. 877 ff.), der mit Begnadigung endete. Clavel hatte 2 vertrauliche Missionen zur Mitteilung gebracht, die Mousson blockierten. Laharpe, der den Brief in die Hände bekommen hatte und sich täuschen ließ, kam schließlich selber auf die Anklagebank, sollte nach Bern gebracht werden, entfloß aber nach Frankreich. Näheres in interessanten Briefen D. Gysendörfers an S. Rühner (vgl. Bourcard, hist. Ztschr. XI, S. 63 f., 66 ff.). Am 3. Juli antwortet der Vater:

„Möchte die Gesandtschaft nach Manland Helvetien den Frieden und die Unabhängigkeit und dadurch unserm würdigen Bürger Regierungsstatthalter die Bürgerkrone bringen. Und Laharpe und Du werden, wenn ich mich nicht sehr täusche zum Besten Helvetiens auch mitwirken, an seltenen Talenten wenigstens fehlt es ihnen nicht. Mich wundert, ob sich das, was Du mir wegen Mousson meldest, bestätigt, ich sehe alsdann wichtigen Veränderungen entgegen. Hier sagt man schon, Ulm sey eingenommen. — Soeben lese ich im Nouvelliste vandois Laharpes Brief nach Bern und Moussons Brief an Jenner, die in den Rächten großes Aufsehen gemacht; bin begierig auf den Erfolg.“

68) Die Einsegnung von Pfr. Holzach. „Die Riechemer regalierten ihn mit einem Saum gutem altem Wein am Einsegnungstage“, schreibt Merian anderswo. Die Ceremonie wurde durch Pfr. Huber zu St. Elisabethen vorgenommen.

69) Die 3 städtischen Administratoren waren J. Heint. Wieland, Hans Georg Stehlin und Joh. Rud. Faesch. Vgl. Bourcard a. a. D.

70) Christof Gengenbach, Bruder von Johannes' Frau Dorothea; der Zusammenhang ist folgender:

Johann Franz Gengenbach. Diacon zu St. Theodor
1740–1812, × 1770 Sara Dorothea Herbstler (1738–1820).

1. Anna Catharina 1771–1860 × J. Z. Meuri.	3. Johann Franz 1773–1800. 1775–1851 × 1793 Joh. Merian.	5. Maria Dorothea 1775–1851 × 1793 Joh. Merian.	7. Maria Magda- lena 1779–?	8. Christof 1780–1844 × 1807 Eli- sabeth Mieg, Toch- ter von Martin M. (1781–1873).	9. Margaretha 1782– × Hübner, Maler.	13. Jak. Amadeus 1789–1850 × 1812 Sa- lome Frey (1789–1857).
--	---	---	--------------------------------------	--	---	---

Christof wurde in der Folge russischer Staatsrat. 1812 wurde seine Ehe geschieden; er blieb weiter in Rußland, Elisabeth zog nach Basel und wohnte bei ihrem Tode Rittergasse 1 bei ihrem Schwiegerjohn Ed. Tobler-Gengenbach. — Franz starb 27jährig.

Basler Steinkohlenschmerzen.

Von Dr. Fr. Baur.

Die Klagen über hohe Holzpreise und drohenden Holz-
mangel stammen nicht erst von gestern. Auch in Basel wurden
sie von jeher vernommen. Längst erhielt sich darum der
Wunsch rege, im eigenen Gebiet Steinkohlen zu finden.
Während des ganzen 18. Jahrhunderts widmete die Obrig-
keit unseres Standes dem Suchen nach dem wertvollen Brenn-
stoff viel Aufmerksamkeit. Ein interessantes Altenbündel des
Staatsarchives enthält darüber eine Fülle von Mitteilungen.
Es soll im folgenden einiges daraus erzählt werden.

Im Jahr 1718 erwirbt ein „Dr. C u r i n i aus Ruffowa
in Moskau“, auch „Cirinio d'Eirinij“ genannt, ein Patent für
Steinkohlengraben auf Basler Boden. Aber er hat „das
Werk ansetzen lassen und sich darvon begeben“, obgleich er
Bewilligungen zur Kohlenschürfung aufwies vom König von
Preußen für Neuenburg und von der Berner Regierung für
das Bernbiet. Ungefähr zur selben Zeit erzielte H a n s
J a k o b S a n d r e u t e r der Goldscheider, Bürger von
Basel, nicht mehr Erfolg. Auch er hat sein „vorgehabtes
Werk, ohne daß er's einmal angefangen, wieder fallen ge-
lassen“. Ein J. L. B i r m a n n aus Lüttich machte in den
1720er Jahren ebenso wenig Gebrauch von seiner Konzession,
sondern „ging mit Mediziniern um“, so daß ihm mußte an-
befohlen werden, „sein Patent zurückzuziehen oder dasjenige
ins Werk zu setzen, was er versprochen“. Diese sämtlichen
Bewerber scheinen für ihre Versuche die Gegend der N e u e n
W e l t zuvörderst ins Auge gefaßt zu haben.

Es erscheint begreiflich, daß nach solchen Erfahrungen mit Privatleuten der Staat selber die Sache in die Hand zu nehmen beschloß, und daß er bald auch ein anderes Gebiet für seine Nachsuchungen wählte. Im Jahr 1740 werden zwei Erzknappen gedungen und ihnen der uns bereits bekannte Hans Sandreuter zum Inspektor bestimmt. Allein schon 1741 find „die Arbeiter wegen des Steinkohlengrabens abgestanden, maßen, ohngeachtet es von Zeit zu Zeit einen feinen Anschein gehabt, dennoch nichts Sattes zu finden gewesen. Herr Sandreuter soll sich mit den Arbeitern nach Seglingen begeben und dortiger Enden nachsehen lassen, ob keine Steinkohlen zu entdecken.“ Auch hier aber hoffte man vergeblich auf etwas Sattes. Wir treffen einige Jahre später zwei Bergleute aus Diegten, wohl die vorhin genannten beiden Erzknappen, auf der Suche nach Steinkohlen, den einen bei Sissach, den andern bei Hemmiken. Auch im Bann Läuelfingen wurde nach Steinkohlen gegraben.

Im September 1754 reichte Leonhard Sandreuter der Goldschmied, der als Vertrauensmann und Berater der Obrigkeit in diesen Dingen seinen verstorbenen Bruder Hans ersetzte, ein Gutachten ein über „lautere Steinkohlen, die sich in dem Berg ohnweit Hemmiken vorfinden“. Auch an der Sissacher Fluh seien Kohlen „hervorgekommen“. Sandreuter hatte von beiden Fundorten Kohlen mitgenommen und sie bei dem Messerschmied Vest probieren lassen. Dabei ward aber befunden, daß sie nicht genug Hitze abgaben, um ein Eisen daran zu schweißen. „Allein hierüber ist sich gar nicht zu verwundern, wenn man betrachtet, daß diese Kohlen vielleicht schon undenkliche Jahre daliegen und nur einen halben Schuh mit Erde bedeckt, folglich von der Sonne und warmen Luft vollkommen entkräftet sind. Dagegenjenige Kohlen, die sich in der Tiefe, in dem Schwefel und natürlicher Feuchtigkeit befinden, eine weit größere Kraft haben werden. Denn es ist zu wissen, daß der Schwefel die

Mutter und das Wachstum aller Mineralien ist." Das Gutachten schloß mit dem Rat, einen erfahrenen Bergmann beizuziehen. Die Haushaltungskommission, der die Vorberatung dieser Dinge überwiesen war, stellte demgemäß Antrag, und der Rat beschloß in ihrem Sinn.

Im Oktober wurde der Mann, J. G. Horneffer, Obersteiger in Niederlanden, dem Schultheiß von Liestal empfohlen. Er sollte „gar ein habiler und in denen Mineralien, insonderheit Such- und Erfindung von Steinkohlen approbiert-erfahrener Mann sein“. Unter seiner Leitung wurde wieder an der Sissacher Fluh und bei Hemmiken geschürft. Er gab guten Bericht. Namentlich freute ihn der viele Mullen (verwittertes Gestein), der „die Mutter gleichfalls von denen Kohlen ist“. Er äußerte sich sehr günstig über den Kohlengehalt der ganzen Gegend. Eine ergiebige Ausbeutung hielt er aber nur für möglich mit einem oder zwei Bergleuten, die man auf diese Arbeit brauchen könne. Allein im Februar 1755 beschloß der Rat auf Antrag der Haushaltung, „daß wegen Steinkohlengrabens, weilens solches nicht giebig, die Sach ihre Endschafft erreicht und die Bezahlung zu geschehen habe.“

Die Obrigkeit setzte 1759, „entschlossen, dem eingerissenen Holzmangel sorgfältig vorzubiegen“, einen Preis von 200 Neutalern aus für den, der die ersten 50 Zentner Steinkohlen aus der Landschaft in die Stadt liefere. Und zu Handen der Landleute, die sich besonders mit Lettgraben zur Düngung ihres Mattlandes beschäftigen, ließ sie die Merkmale, die auf das Vorkommen von Steinkohlen hindeuten, in einem besondern Aufsatze zusammenstellen. Dieser wurde auf einem fliegenden Blatt gedruckt und mit dem Avisblättlein als Beilage verbreitet. Noch liegen bei den Akten verschiedene Exemplare davon. Allein „unser Schirmverwandter Jakob Bitterlin“, der im November 1761 die gnädige Erlaubnis erhielt, in den Aemtern Farnsburg und Wallenburg zu suchen, hat die Bekanntmachung schwer-

lich eifrig studiert. Denn bald stellte sich heraus, daß er sein Patent zum Schatzgraben in der Diegter Gegend mißbrauchte. Es mußte ihm abverlangt und ihm ein Zuspruch erteilt werden. Zwei Spießgesellen kamen für sechs Wochen an das Schellenwerk. Pfarrer Merian in Diegten wurde angewiesen, nach ihrer Heimkehr in einer Predigt die Sünde des Schatzgrabens und der abergläubischen Künste nachdrücklich vorzustellen und sie nach der Predigt noch vor dem Bann (dem Kirchenvorstand) zu vermahnen. Endlich sollten sie zwei Monate lang den Lasterfleden tragen.

Einige Bewohner von Titterten wollten im Jahr 1795 eine Bank bester Art Steinkohlen gefunden haben. Der Obervogt von Wallenburg berichtete nach Basel, es seien bereits 30 Zentner nach dem Drahtzug in Liestal abgeführt worden und hätten sich bewährt. Nähere Untersuchung ergab jedoch, daß die Bedeutung des Fundes stark übertrieben war. Zehn Jahre später entdeckten Bürger von Brezwil auf der sog. Enzion an der Wasserfalle Spuren von Steinkohlen. Im Jahr 1807 bittet eine Gesellschaft von Tirolern um die Erlaubnis, das Lager auszubeuten. Die Haushaltung ersuchte den Rats Herrn H. G. Stehlin um ein Gutachten. Der sprach sich über den Wert des Lagers sehr zurückhaltend aus, erklärte es aber doch für angezeigt, Versuche anzustellen angesichts der großen Bedeutung, die ein eigenes Steinkohlenbergwerk für den Kanton haben würde. Aus den Akten geht nicht hervor, ob und mit was für Erfolg die Tiroler das Lager ausbeuteten. Endlich sei noch eine Konzession erwähnt, die in den 1820er Jahren Präsident Handschin in Ridenbach mit einigen Gemeindegemeinschaften unter Führung des Besitzers des Hofguts Rienberg, Oberstleutnant Braun, erwarb, auf dem Röchelberg Steinkohlen zu graben. Das Privileg lautete auf 50 Jahre, wurde aber nicht ausgebeutet.

Alle die bisher erwähnten Versuche wurden augenscheinlich nicht nur mit unzulänglichen Betriebsmitteln ausgeführt.

Bei manchen war auch Schwindel oder Selbsttäuschung im Spiel, und oft kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß die Aussicht auf die erwähnte Prämie das Auffinden von Steinkohlenspuren wesentlich begünstigte. Die Bereitwilligkeit der Behörden zur Erteilung von Patenten entsprang dem Wunsch, nichts zu unterlassen, was die Gewinnung eines Steinkohlenwerks auf eigenem Boden ermöglichen konnte, wenn man sich auch in der Mehrzahl der Fälle über den praktischen Wert der Versuche wohl keinen Täuschungen hingab. Es erübrigt noch, einige Konzessionen zu erwähnen, die bessere Erfolge zu versprechen schienen.

Die Bewilligung, die am 28. Januar 1764 Bürgermeister und Rat dem Johannes Zäslin von Basel und den Liestaler Bürgern Samuel Brodtbed dem Schlüsselwirt, Johannes Bohni dem Chirurgus und Bartholome Strübin dem Degenschmied (Basl. Urk.-Buch Bd. XI, Urk. 360) erteilten, umfaßt die Erlaubnis, „zum behuef der feuerarbeitenden und zu bevorzommung des holzmangels“, auf der Landschaft Kohlen zu suchen. Es wurde ein privilegium exclusivum erteilt unter folgenden Bedingungen: 1. Das Graben hat sofort zu beginnen; in diesem Fall wird in den nächsten drei Jahren eine ähnliche Konzession niemand anderm ausgestellt. Etwaige nach Verfluß dieser drei Jahre angelegte Werke müssen mindestens eine Stunde von den Gruben der Zäslin und Konsorten entfernt liegen, wie auch diese nach Ablauf der Frist etwaige neue Gruben nur eine Stunde von seither entstandenen Werken anderer Unternehmer anlegen dürfen. 2. Während der ersten drei Jahre bleiben sie steuerfrei; nachher haben sie einen Zehntel „der aufgegrabenen Steinkohlen“ nach Wahl der Regierung in natura oder in bar abzuführen. 3. Das Holz zum Bergbau und zum Stützen soll, doch nicht mehr als zwei Saagbäume und zehn Tännlein im Jahr, aus den Staatswaldungen, „jedoch an ohnschädlichen orten“ angewiesen werden. 4. Für den Fall, daß die Kon-

zessionäre bei ihrer Arbeit auf Erz stoßen, sollen sie zu dessen Verarbeitung kein Holz aus den Basler Waldungen begehren dürfen, auch solches nicht im Land kaufen, sogar von den Steinkohlen nur bei reichem Ertrag einen Teil zur Schmelzung benötigen. „Würde aber wider vermuten sich reiches gold oder silbererz im nachsuchen finden, sollen sie verbunden sein, uns solches anzuzeigen und uns alsdann freistehen, nach einer billichen entschädigung der besitzer des werks solches an uns zu ziehen oder ihnen selbiges nach einer billichen abfindung zu überlassen.“ 5. Die Regierung verpflichtet sich, den zum Betrieb des Werkes notwendigen Arbeitern den Aufenthalt im Lande zu gestatten. 6. Die Grundsätze über Schadenersatz der Anstößer werden festgelegt. 7. Die Gruben sollen an den Staat heimfallen, wenn die rechtmäßigen Besitzer aus irgend einem Grund den Betrieb einstellen.

Dieses Patent hatte eine kleine Vorgeschichte. Schon 1750 hatten sich Bohni und Strübin zum Steinkohlensuchen angemeldet, „um dem Holzmangel im Lande zu begegnen“. Ihre Grabungen in den Bännen Giebenach, Sissach, Ridenbach und Gelterkinden blieben aber ohne Ergebnis. Sie stellten dem Rat, allerdings vergeblich, Rechnung über einen Betrag von 359 Pfd., 9 Bz. und 7 Pfg., denn „die Erlang- und Oeffnung eines solchen Werks erfordere mehr Unkosten, als daß sie sich ihrer Mittel ferner entblößen können“, und doch „können Stadt und Land dieser sehr nötigen Kohlen nicht ermangeln“. Vermutlich gewizigt durch diesen Mißerfolg, taten sie sich mit den offenbar kapitalkräftigeren Zäslin und Brodtbeck zusammen. Ihr Begehren nannte als den Ort, der zunächst in Aussicht genommen war, einen Landstreifen von Sissach hinter Egg bis in das Dorf Hemmiken und weiter hinaus, eine halbe Stunde in die Breite.

Aber der Betrieb stößt von Anfang an auf Schwierigkeiten. Bald klagt ein Holzbannwart über die Unter-

nehmer, weil sie ohne sein Vorwissen eine Eiche und etliche Föhren hätten hauen lassen, oder weil sie die ihnen gewährte Erlaubnis durch Fällen von 60—80 Stämmen weit überschritten hätten. Bald beschwerten sich die Patentinhaber über die Waldkommission, die ihnen Holz an unzugänglichen Stellen und von unbrauchbarer Qualität antweise. Zäslin erfreut sich der besonderen Gunst der Obrigkeit; er stellt die Ueberschreitung der ihm gewährten Erlaubnis zum Holzfällen nicht in Abrede, macht aber den Nutzen und die Wichtigkeit seines Vorhabens geltend; darauf erhält er die Bewilligung, in Zukunft mehr Holz zu brauchen als sein Patent vorsehe. Und als er im April 1766 meldete, er werde bald im Falle sein, über Auffindung einer reichen Steinkohlengrube zu berichten, zahlte ihm auf seine Bitten die Regierung vorschussweise die mehrerwähnten 200 Neuthaler aus. Wiederholt kam es zu Verdrießlichkeiten mit der Solothurner Regierung. So im Bann Anwil, wo 1768 Zäslin geschürft, die Arbeit aber wegen der großen Kosten und geringen Ertrags aufgegeben hatte. Da hatten seine Arbeiter auf Ansuchen der solothurnischen Nachbargemeinde Rienberg ohne sein Vorwissen das Werk fortgeführt, und darüber beschwerte sich nun der Stand Solothurn als über einen Einbruch in sein Regal. Und 1791 wurde das Steinkohlensuchen am Fuß des Wiesenbergs beim Mappach betrieben. Das zur Stützung der Gruben erforderliche Holz holte Zäslin aus den Waldungen am Wiesenberg, die zwar im Banne Wiesen, also auf Solothurner Boden lagen, aber Basel gehörten; auch hier mußten Einsprüche der Regierung von Solothurn durch Hinweis auf die tatsächlichen Verhältnisse zum Schweigen gebracht werden.

Zäslin hatte sich von seinen Liestaler Teilhabern längst gelöst und arbeitete selbständig. Er hat trotz rastlosem Suchen nichts gefunden. Wie eine Anerkennung seiner Bemühungen klingt es, wenn in dem Bericht über die Bergwerke, Minen und Steinbrüche des Kantons Basel an den Finanzminister

der helvetischen und unteilbaren Republik steht: „Seit 20 Jahren hat Bürger Finanzkommissarius Lukas Zäslin und schon sein Vater selig an verschiedenen Orten des Kantons Versuche zur Entdeckung von Steinkohlen gemacht, auch an einigen Orten Spuren derselben entdeckt, allein bis dahin noch keine wahre gute Steinkohle gefunden.“

Alle diese Erfahrungen vermochten die Hoffnung auf die Auffindung brauchbarer Steinkohlen im Basler Boden nicht zu dämpfen. Der nächste Versuch von größerem Schwung knüpfte an die Gegend der Wasserfalle an: Der Faktor des Vitriolwerks bei Sullwil, ein deutscher Bergmann, bewarb sich 1810 im Namen eines Herrn Weber in Mülhausen, der bereits von der Regierung des Kantons Solothurn ein ausschließliches Recht hatte, im Bezirk Thierstein zu graben, um die Bewilligung zum Steinkohlenschürfen im Brehwilerbann. Er erlangte bereitwillig das Privileg, in den Bännen Reigoldswil, Brehwil, Lauwil und Titterten auf 50 Jahre Steinkohlen zu graben. Im Jahr 1812 starb Weber plötzlich. Seine Witwe hatte nicht Lust, das Unternehmen weiter zu betreiben. Die käufliche Erwerbung des Bergwerks lehnte Basel ab, erwies sich aber der Umänderung in eine Aktiengesellschaft nicht abgeneigt. Ratsherr Stehlin selber entwarf den Plan zu dem Geschäft. Es waren 140 Aktien zu 50 Fr. vorgesehen. Partikulare hatten sich zur Uebernahme von 58 Stück verpflichtet. Weitere 20 hatte Basel gezeichnet. Für die übrigen fanden sich keine Liebhaber. Da entschloß sich Basel, auch diesen Rest zu übernehmen, in der Meinung, davon an Partikularen zum Selbstkostenpreis abzutreten, was etwa gewünscht werde. Aber es erwies sich keine Nachfrage. Zum Unglück starb 1814 der Geschäftsführer Ginzberger aus dem Kanton Zürich. Das verfehlte dem Bergwerk den Gnadenstoß. Ein Nachfolger fand sich nicht. Es mußte zur Liquidation des Unternehmens geschritten werden. Sie zog sich durch Jahre hin. Die Haushaltung sprach im Oktober 1819 den an-

gelegentlichen Wunsch aus, „daß es mit dem Brehwiler Bergwerkgeschäft einmal ins Reine kommen möchte“. Nicht ohne einiges Widerstreben bewilligte die Regierung 1820 auf Antrag des Verwaltungsrats Veräußerung sämtlicher Realitäten und Liquidation des ganzen unglücklichen Unternehmens. Sie will die seinerzeit vorgestreckte Summe von 1600 Fr. „als ein dem Unternehmen gebrachtes Opfer betrachten, in das Resultat der Liquidation aber durchaus nicht eintreten“. Bei den Akten liegen jene 20 vom Rat gezeichneten Anteilscheine.

Als nach dem Tode Webers noch alles in hängenden Rechten war, mußte der erwähnte G i n s b e r g e r suchen, das Geschäft so gut als möglich über Wasser zu halten. Er stieß dabei auf die größte Widerspenstigkeit der Baselbieter. Laut seinen Klagen beschimpften und bedrohten sie ihn, arretierten sein Geschirr wegen Forderungen, die dem verstorbenen Weber galten u. s. f. Die Brehwiler versuchten den Stiel umzukehren und beschuldigten den Ginsberger, er bezahle die Gemeindebürger schlecht oder gar nicht, weigere sich, für Flurschaden aufzukommen u. dgl. m. Da brannte aber der Verunglimpfte in gerechter Entrüstung auf und schrieb an Statthalter Stähelin in Wallenburg u. a.: „Sollte ich Ihnen alle Beschimpfungen, so ich von den Gisin Vater und Sohn den 9. Februar in des Althausen Haus am Sabel, Gemeinde Brehwil, erlitten habe, wörtlich zuschreiben, so müßte ich Ihnen zum Fehlen vier Bogen vollschreiben. Ich will Ihnen daher, um Ihnen nicht beschwerlich zu sein, nur in Kürze melden, daß ich nicht glaube, daß noch ein Beschimpfungswort existieren kann, das mir nicht von ihnen, das Gisin, ins Gesicht gesagt worden ist. Nicht nur meine Person wurde von ihnen beschimpft, sondern auch der Kanton, darin ich zu Hause bin, mit dem Ausruf: Du ausgelumpfter Züribieter, du bist uns das Bergwerk zu zahlen schuldig; du mußt uns zahlen, ehe wir dich hinauslassen; denn in dem

Lumpen Süßbrot wollen wir dich nicht suchen; es ist so kein rechter Richter dort."

Wiederum die Gegend von Brezwil haben zum Schauplatz die 1826 einsethenden Versuche des Mineralogen Waibel. Dieser glaubt auf von ihm gepachtetem Land Turben gewinnen zu können. Auch spricht er die Hoffnung aus, daselbst ein besseres Steinkohlenflöz zu finden als dasjenige, an dem ein früheres Unternehmen gescheitert. Waibel erhielt das gewünschte Privileg bis 1860. Vorsichtig fügt der Rat bei: „Es wird ihm aber nicht eher ausgehändigt, als bis er sich über die Geldmittel zur anfänglichen Befreiung der Ankosten wird genügend ausgewiesen haben, und weiter wird ausbedungen, daß er niemals von Seiten des Staates Unterstützung und Teilnahme zu gewärtigen habe."

Zwei Jahre später trat Waibel an die Regierung heran mit dem Plan, einen Stollen durch den Fuß des Passwangs, von Reigoldswil nach Mümliswil, 6000 Fuß lang, zu treiben. Entgegen dem Gemeinderat von Reigoldswil, der den Plan befürwortete, bezeichnete ihn die Haushaltungskommission als ein abenteuerliches Projekt. Sie würde „es nicht für richtig halten, dem Petenten das Privilegium für sein Vorhaben zu erteilen, das einerseits lächerlich erscheinen mag, anderseits höchst wahrscheinlich schon in seinem Beginn stoden wird. Die Erteilung eines solchen Privilegiums wäre der Stellung einer Regierung nicht wohl angemessen." Dagegen soll dem Waibel — und der Kleine Rat beschloß im Sinne dieser Anträge — die bereits erteilte Erlaubnis zum Torf- und Steinkohlengraben auch auf den Bann Reigoldswil ausgedehnt werden. — Bekanntlich taucht ein halbes Jahrhundert später dieses „abenteuerliche Projekt" wieder auf. Der Wasserfallentunnel Reigoldswil-Mümliswil wurde in den 1870er Jahren in Bau genommen, blieb aber „schon in seinem Beginn steden", und noch zeugen die aufgegebenen Bohrlöcher von einem traurig gescheiterten Eisenbahnunternehmen.

Noch einmal tritt uns Waibel entgegen. Im Jahr 1842 legte er E. E. Stadtrat die Mitteilung vor, er glaube auf dem Boden von Baselstadt einen Kohlenflöz entdeckt zu haben. Er tat sehr geheimnisvoll. Es wäre unklug, meinte er, voreilig von seiner Entdeckung zu reden. Die angrenzenden Gemeinden der Landschaft möchten Wind bekommen und der Stadt zuvorkommen. Das Bauamt, dem die Eingabe zum Studium überwiesen wurde, gewann aus der Denkschrift und aus den ausweichenden Antworten des Verfassers den Eindruck, „daß die ganze Sache nur auf eine Projektienmacherei hinauslaufe, in welche sich einzulassen eine große Torheit wäre“. Waibel hatte, wie sich herausstellte, die Batterie im Auge. Seine Eingabe enthält die Nachschrift: „Wenn der Stollen an demjenigen Ort angelegt würde, welchen ich im Auge habe, so wird sich nach den ersten paar Klaffern Einbruch ein Mineralwasser als Quelle zusammenscharren, das, wenn es a parte in die Stadt geleitet wird, z. B. ins Steinenkloster, und man die Maß davon zu dem billigen Preis von nur einem Kreuzer verkaufen will, so dürfte der Erlös davon die Kosten vom ganzen Stollen samt Zins bezahlen, da das, was in der Stadt gebraucht wird, durch billige Fuhren abgeholt werden dürfte.“ Aber das Bauamt schüttete einen Kübel kaltes Wasser über die Pläne: „Das Projekt, das sogar Erbauung eines Zuchthaus auf besagter Schanze vorsieht, um sich der Gefangenen als Steinbrecher und Quellengraber zu bedienen, nebst andern Unsinn mehr, müßte dieselben (d. h. die Mitglieder des Stadtrats) bald belehren, was von der ganzen Sache, sowie von Herrn Waibel selbst eigentlich zu halten sei. Daher wir es nicht der Mühe wert erachten, darüber ein Wort zu verlieren, sondern einfach darauf antragen, jene Fabel von einem Steinkohlenfundort auf sich beruhen zu lassen.“ Damit wollen auch wir den unruhigen Projektienmacher auf sich beruhen lassen.

Im Kriegsjahr 1870/71 trat eine Steinkohlentkrisis ein,

die man heute scheint vergessen zu haben. Der Fortbestand einer Reihe von geschäftlichen Unternehmungen, auch der städtischen Gasanstalt, stand damals ernstlich in Frage. Daher gründete nach Friedensschluß der Winterthurer Industrielle Sulzer-Ziegler eine Aktiengesellschaft zur Förderung von Steinkohlen. Im Bezirk Rheinfelden hoffte er in einer Tiefe von 1500—2000 Fuß das kostbare Mineral zu finden. Die Basler Beleuchtungskommission zeichnete im Juli 1874 25 Aktien der neuen schweizerischen Steinkohlenbohrgesellschaft, die Aktie zu 500 Fr. Es ist auch daraus nichts geworden. Es ist unter allen diesen Versuchen nicht ein einziger, der nicht nach einem längern oder einem kürzern Weg im Sand verlaufe wäre.

In den Nöten der Gegenwart hat man da und dort im Vaterland wieder nach Steinkohlen zu suchen begonnen. Es wäre zu wünschen, daß diese Unternehmungen von schönerem Erfolge gekrönt würden als die in frühern Jahrhunderten auf Basler Boden angestrebten.

Das künstlerische Leben in Basel

vom 1. November 1917 bis 31. Oktober 1918.

Ein Rückblick

auf Theater, Musik und bildende Kunst.

Von Hans Brenner, E. Th. Markees und R. Kündig.

A. Theater.

Die am 20. Mai 1918 zu Ende gegangene Spielzeit des Basler Stadttheaters hat am 17. September 1917 begonnen. Sie konnte erfreulicherweise zumeist mit den in der vorangegangenen Spielzeit bewährten Kräften durchgeführt werden. Auf einen Sommerbetrieb wurde diesmal verzichtet. In 244 Vorstellungen kamen zur Aufführung 30 Opern, 9 Operetten, 3 Tanzabende, 12 Schauspiele, 2 Märchen, 12 Lustspiele, 3 Poffen und 12 französische Werke.

In der Oper sind als Erstaufführungen zu nennen: „Die schöne Bellinda“ von unserem Hans Huber, „Palestrina“ von Hans Pfizner, „Die toten Augen“ von Eugen d'Albert und „Lanzelot und Elaine“ von unserm Mitbürger Walter Courvoisier; in der Operette: „Der Soldat der Marie“ von L. Usher, „Fahrende Musikanten“ von Schumann und Döbber, „Ein kritischer Tag“ vom hiesigen Theaterkapellmeister Leo Schottlaender und „Sah ein Knab' ein Röslein stehn“ von Spangenberg.

Erstaufführungen im Schauspiel waren: „Johan Viskjerna“ von Tor Hedberg, „Die Kronprätendenten“ von H. Ibsen, „Die Menschenfreunde“ von R. Dehmel, „Arbeit“ von dem Schweizer Siegfried Giedion und „Rausch“ von Aug. Strindberg; im Lustspiel „Blaufuchs“ von Herczel

und „Meine Frau, die Hoffchauspielerin“ von Müller und Sachs; in der P o s s e : „Bummelstudenten“ von Pohl und Bernauer.

Neueinstudiert brachte die Oper Meyerbeers „Hugenotten“, Smetanas „Verkaufte Braut“, Rossinis „Tell“, Bellinis „Norma“, Gounods „Romeo und Julia“ und Wagners „Rienzi“; das Schauspiel „Weh' dem, der lügt“ von Grillparzer, „Manfred“ von Byron, „Kollege Crampton“ von Hauptmann und „Jugend“ von Halbe. Außerdem erscheint auf dem Spielplan der Oper u. a. Wagner noch mit 6 Werken, Verdi mit 4, Mozart mit 2, Beethoven mit einem Werk; im Schauspiel Ibsen mit 2, Goethe, Hebbel und Strindberg mit je einem Werk.

An bemerkenswerten Aufführungen seien genannt Hans Pfizners „Palestrina“ mit dem Ensemble der Münchner Hofoper, die „Meisterfinger“ unter Mitwirkung der Basler Liedertafel und „Rienzi“ unter Mitwirkung des Turnvereins Klein-Basel. Ferner sind die Gastspiele der Comédie de Lausanne, der Comédie de Genève und der Tournée Baret zu erwähnen.

Als Gäste traten auf die Damen Denner, Emilie Weiszer, Maria Wagner, H. Francillo-Rauffmann, Else Hügli, Helene Wildbrunn, Frä. Rley und Karwin, die Herren Bernardo Bernardi, Ucelli, Hans Vaterhaus und Emil Brunauer.

Am Ende der Spielzeit durfte der verdiente Leiter unserer Bühne, Herr Direktor Leo Melis, auf ein dreißigjähriges Wirken am Basler Stadttheater zurückblicken. Er hat es verstanden, mit den zur Verfügung stehenden bescheidenen Mitteln auch in schwierigen Zeiten den guten künstlerischen Ruf des Institutes aufrecht zu erhalten.

Um den Betrieb des Theaters für die Spielzeit 1918/19 sicherzustellen, wurde im Februar 1918 eine Sammlung veranstaltet, die rund 100 000 Franken ergab. Der Staatsbeitrag an das Stadttheater, der in den Jahren 1916 und

1917 je 60 000 Franken betragen hatte, wurde für die achtmonatige Spielzeit 1918/19 durch Grobstratsbeschluss auf 130 000 Franken erhöht.

Die neue Spielzeit begann am 16. September.

B. Konzerte.

Die Zahl der Konzerte der Saison 1917—1918 weist im Vergleich zu denen des vorangegangenen Jahres einen Rückgang auf, der sich indessen nur auf die Veranstaltungen auswärtiger Körperschaften und Künstler bezieht. Die abwehrende Stellung, die im Sommer 1917 in unserem Lande überall gegen das Ueberhandnehmen und das Vordringen der ausländischen Kunstpropaganda sich bemerkbar gemacht hatte, mag zu dieser Verringerung wohl beigetragen haben. So sehr es auch auf der einen Seite zu begrüßen war, daß man fremde Künstlergesellschaften, dazu meistens von ausgezeichnete Qualität, zu hören bekam, so war es anderseits verständlich, daß sich die in der Schweiz ansässigen Kunstinstitute doch gegen die sie schädigende ausländische Konkurrenz wehrten und es durchsetzten, daß seitens dieser fremden Konzertgeber mehr Rücksicht auf die jeweiligen lokalen Verhältnisse genommen werde. So kam es, daß in der in Rede stehenden Saison nur ein nichtbaslerisches Orchester hier konzertierte, das Berner Orchester unter Oskar Fried (7. Januar 1918). Es brachte Werke von Mahler und Berlioz zu Gehör. Von fremden Sängerkören trat der unter Prof. Rüdell stehende Berliner Domchor auf mit Werken altitalienischer Meister, von Sebastian Bach und von neueren Komponisten (9. Januar 1918). Einen ganz außergewöhnlichen Erfolg hatte im November (6.) das Wiener Rosé-Streichquartett. Eine weitere Quartettvereinigung, die des Leipziger Gewandhauses, ließ sich im Februar hören. Von französischen Gesellschaften erregten besonderes Interesse die « Société

des Instruments anciens» und die «Société des Instruments à vent», beide aus Paris. Außer diesen Gesellschaften konzertierten noch eine Anzahl Solisten, unter ihnen Elly Ney, Rosenthal, Emil Frey, Busoni, Frau Durigo u. a.

Die hiesigen Institute gaben, trotzdem die Lokalverhältnisse infolge der Kohlennot zum Teil recht schwierig geworden waren, ihre regelmäßigen Konzerte. So fanden wie gewohnt die zehn Symphoniekonzerte und das sog. Pensionskassenkonzert der Allgemeinen Musikgesellschaft statt, ebenso ihre sechs Kammermusikabende. Die Leitung lag wieder in den Händen von Kapellmeister Dr. Hermann Suter, der bei der Aufstellung der Programme dieselben Grundsätze befolgte wie früher, so daß über diese Konzerte Besonderes zu sagen hier kaum mehr nötig ist.

Der Basler Gesangverein unter Dr. Hermann Suters Leitung trat mit drei großen Aufführungen vor die Öffentlichkeit. Zum erstenmal am 8. und 9. Dezember in einem Konzert, dessen Programm Werke von Palestrina, Bach und Brahms aufwies, und zwar ausschließlich solche für Chor a capella. Von den beiden letztgenannten wurden eine Motette („Singet dem Herrn ein neues Lied“) und die „Fest- und Gedenksprüche“ gesungen. — Das zweite Konzert (1. und 2. März) brachte eine Novität, „Der Sonne-Geist“, für Soli, Chor und Orchester, von Friedrich Klose, und das dritte bescherte am 1. und 2. Juni den Basler Musikkreunden die H-moll-Messe von Sebastian Bach in zwei Aufführungen im Münster.

Vom Bach-Chor hörten wir am 11. November die Kantaten „Gott der Herr ist Schirm und Schild“ und „Ein feste Burg ist unser Gott“, im zweiten Konzert (26. März) die „Johannespassion“ von Sebastian Bach.

Der Basler Volkshor (Leiter: Ferdinand Rüdler) hatte sich der Mendelssohnschen „Walpurgisnacht“ angenommen und sang außerdem die „Hymne an die Kreuzfahrer“ von Hermann Wehbel.

Die Basler Liedertafel hielt ihr Orchesterkonzert am 3. und 4. Februar ab und trat dabei für den „Rinaldo“ (Rantate für Tenorsolo, Männerchor und Orchester) von Johannes Brahms in die Schranken. Ebenso trug der Verein Novitäten seines Dirigenten Hermann Suter und von Volkmar Andrae vor. Das Programm des Liederkonzerts vom 11. und 12. Mai wies durchgängig Namen schweizerischer Tonsetzer auf, und es wurden sowohl Chor- wie Sologefänge vorgeführt.

Der Basler Männerchor (Adolf Hamm) ließ sich erstmals am 28. Oktober in einem Liederkonzert hören. Am 25. und 26. Mai führte er eine Reihe Schubert'scher und Schumann'scher Werke auf, unter diesen das Idyll „Der Rose Pilgerfahrt“.

Auch die übrigen Chorvereine, die hier alle aufzuzählen nicht möglich ist, entfalteten eine rege Tätigkeit, die ihr dankbares Publikum fand.

C. Architektur.

Die Bautätigkeit, die schon im Jahre 1917 eine äußerst geringe war, nimmt in diesem Jahre noch bedeutend mehr ab. Der Hauptgrund liegt in der fabelhaften Verteuerung der nötigen Baumaterialien, die dem privaten Bauherrn von vornherein jede Baulust nehmen. Nur die industriellen Unternehmen sind noch in der Lage größere Bauten ausführen zu lassen.

Im Vordergrund dieser Firmen steht die Gesellschaft für chemische Industrie in Basel, deren Säurefabrik an der Gärtnerstraße dieses Jahr vollendet wurde. Im fernern ist

für die gleiche Firma ein großes pharmazeutisches Lagergebäude an der Klybeckstraße und ein Wohlfahrtsgebäude im Werk Kleinhüningen im Bau. Die Pläne für diese Anlagen lieferte Architekt Fritz Stehlin.

An der Wiese ist die Anlage der Basler Stüdfärberei A. G. zum großen Teil dem Betrieb übergeben worden, sowie die chemische Fabrik E. Stidelberger & Co., beide Bauten nach Plänen der Firma Preiswerk & Co. Für das Bureaugebäude der letzteren Fabrik, das sich stark an den Stil eines einfachen Berner Patrizierhauses anlehnt, lieferte Architekt Jakob Brunschweiler in Bern die Entwürfe.

Architekt Ernst Edenstein führte auch dieses Jahr verschiedene Neuanlagen bei der chemischen Fabrik vorm. Sandoz A. G. aus.

Die schon früher erwähnten, bedeutenden Erweiterungsbauten der chemischen Fabrik Joh. Rud. Geigy & Co. sind nun durch die Architekten E. D. Vischer & Söhne zum Großteil fertig gestellt; die Gebäudegruppe an der Sandgrubenstraße mit dem Turmbau gegen die Rosentalstraße bietet einen markanten architektonischen Anblick.

Zur Beurteilung der architektonisch-künstlerischen Leistungen im verflossenen Jahr können aber alle diese Bauten nicht von entscheidender Bedeutung sein, da sie bestimmten praktischen Zwecken zu dienen haben und durch diese überwiegenden, einseitigen Anforderungen das rein Künstlerische stark zurückgedrängt wird.

Wohnhäuser sind fast gar keine gebaut worden. Mit Ausnahme des schon vor mehr als Jahresfrist begonnenen Hauses Haerle von Architekt E. Heman an der Bruderholzstraße sowie des erst im Rohbau fertigen Hauses Lückinger der Architekten Widmer, Erlacher & Calini, am östlichen Ende der Amfelsstraße an hervorragender Lage, halten sich die Neubauten in bescheidenen Dimensionen. Wir erwähnen eines der kleinen, in ent-

sprechender einfachster Ausführung gehaltenen Gartenhäuser, von Architekt Heman, ebenfalls auf dem Bruderholz oberhalb des städtischen Reservoirs gelegen. Solche Gartenhäuser sind in letzter Zeit einige in der Umgebung der Stadt errichtet worden, und es erinnern uns diese kleinen Bauten an die einem gleichen Bedürfnis wie heute entsprungenen, im achtzehnten Jahrhundert außerhalb der alten Stadtmauer, hauptsächlich in Rebädern angelegten Garten- und Rebhäuschen, deren innere Einrichtung neben Gerätschaftsräumen, kleinere, komfortable und oft künstlerisch ausgestattete Wohnräume aufwiesen.

Die überaus starke Beteiligung an den beiden einzigen Konkurrenzen dieses Jahres dokumentiert nur allzu deutlich die „Arbeitsüberlastung“ der Basler Architekten.

Die erste dieser beiden Aufgaben war ein Entwurf für eine reformierte Kirche an der Gundeldingerstraße mit Pfarrhaus und Gemeindefaal. Die bei diesem Wettbewerbe ausgezeichneten Projekte haben folgende Verfasser:

1. Hans Bernoulli, 2. Albert Gysler, 3. Paul Studer, 4. W. Rehlstadt.

Die zweite Aufgabe war die Korrektur der Greifengasse von der Rheinbrücke bis zur Klarastrasse. Die große Verschiedenheit der einzelnen Entwürfe ließ die von einander abweichenden Auffassungen für diese Straßentorrection erkennen. Bei dieser Konkurrenz wurden die Arbeiten der Architekten Hans Bernoulli, Ernst und Paul Vischer und Max Alioth und Ernst Mutschler prämiert.

Der Neubau des neuen Anatomiegebäudes, das ohne Wettbewerb nach den Plänen des Hochbauinspektorats diesen Herbst begonnen wurde und die neue Filiale des Comptoir d'Escompte de Genève, Ede Steinenberg-Elisabethenstraße, werden das nächste Jahr besprochen werden müssen.

Hoffen wir, daß der nicht mehr ferne Friede im neuen Jahre das tief darnieder liegende Baugewerbe wieder aufblühen lassen wird.

Basler Chronik

vom 1. November 1917 bis 31. Oktober 1918.

Von Dr. Fritz Baur.

Noch immer raft der Krieg über Europa, ja über das ganze Erdenrund. Haß und Verhehung beherrschen die Welt. Leider ist ein Ende nicht abzusehen. Zu einer Minderheit sind die Staaten geworden, die sich neutral zu halten vermochten. Aber auch sie leiden schwer unter den Begleiterscheinungen und den Folgen des Krieges. Es war dafür gesorgt, daß auch unser Basel in der Zeit, über die der Chronist heute zu berichten hat, nicht einen Tag lang den Jammer der Gegenwart vergaß.

Was zunächst das Militärische betrifft, so hatten die wichtigsten Einheiten des Kantons Baselstadt ein verhältnismäßig ruhiges Jahr. Am 16. November 1917 wurde die Mannschaft von Inf.-Regt. 22 nach zweimonatigem Grenzdienst entlassen und genoß seit dieser Zeit Ruhe. Vom 14. Januar bis zum 23. Februar 1918 bewachte das Landwehr-Bataillon 144 die Ostgrenze der Schweiz von Rorschach bis Luziensteig. Am 11. September wurde die Schützenkompanie I/5 nach viermonatigem Grenzdienst im Tessin entlassen. Der Dienst war ursprünglich nicht für so lange Zeit vorgesehen gewesen, aber nachträglich der Grippe wegen ausgedehnt worden. Die Stadt Basel selbst beherbergte wenig Truppen. Stark waren dagegen die Dörfer im Umkreis belegt. Immer noch halten sich eine Anzahl deutscher Internierter teils zum Besuch unserer höheren Lehranstalten, teils als Pfleglinge unserer Krankenhäuser in unserer Stadt auf. Beinahe täglich tönt zu uns der Donner der Ge-

schiffe aus dem Sundgau herüber. Besonders deutlich vernahm man die Feuertätigkeit in den ersten Wochen des Jahres 1918. Bewohner der westlichen Stadtperipherie erzählten, man habe damals des Nachts nicht nur den Lärm gehört, sondern auch den Widerschein des Artilleriefeuers an den Wolken deutlich wahrgenommen, während die Lichtbündel der Scheinwerfer am Himmel hinstrichen und farbige Signale in der Ferne auf und nieder schwebten. Gelegentlich machte sich die Nähe des Krieges in gefährlicher Weise fühlbar. In der Morgenfrühe des 6. Dezember 1917 wurden über dem Nachbardorfe Muttens glücklicherweise ohne großen Schaden drei Bomben abgeworfen, wie es scheint während eines Luftkampfes. Die Flugzeuge und die von ihnen gewechselten Schüsse wurden gehört, aber die Dunkelheit des Wintermorgens verhinderte jede Beobachtung. Am 28. Juni schlugen in Allschwil einige Geschosse ein, ein Blindgänger flog auch in eine Liegenschaft an der Gartenstraße in Basel. Laut der amtlichen Mitteilung des Pressebureaus des Armeeftaabes handelte es sich um deutsche Geschosse, die wohl zur Abwehr eines über dem Sundgau beobachteten feindlichen Fliegers vom Isteinerfloss herübergesandt wurden.

Begreiflicherweise mehrte sich mit der langen Dauer des Krieges auch die Zahl der Ueberläufer und der flüchtigen Kriegsgefangenen. Wiederholt entflohen deutsche Deserteure den Dohlen in Riehen. Sie hatten die unterirdische Verbindung Riehen-Lörrach nicht gescheut, um ihr Entkommen durchzusetzen. Der Verlauf der Kampffront bringt es mit sich, daß Deserteure im Basler Grenzbezirk meist dem deutschen Heer, Flüchtlinge dagegen der Gruppe der Alliierten angehören. Unter den flüchtigen Gefangenen waren namentlich die Russen zahlreich. Da über die französisch-schweizerische Grenze nach dem Frieden von Brest-Litowsk Russen in besonders großer Zahl überliefen, wie behauptet wurde, vielfach nicht ganz freiwillig, weil Frankreich keinen Vorteil darin erblickt, Soldaten zu er-

halten, deren Land mit den Centralmächten Frieden geschlossen hat, so sah sich der schweizerische Bundesrat genötigt, sich die Frage vorzulegen, was mit diesen auch für unsre an Knappheit aller Lebensmittel mehr und mehr leidende Schweiz unerwünschten Gästen zu geschehen habe. Zwar setzte die Eidgenossenschaft von jeher ihre Ehre darein und sah es als eine Neutralitätspflicht an, solchen Unglücklichen eine sichere Zuflucht zu bieten. Aber jetzt handelte es sich darum, ob sie diesem Grundsatz zu lieb ihren selbst Hunger leidenden Angehörigen durch fremde Missethäter sollte die Not vergrößern helfen. Eine Petition, die der Behörde zu energischer Fremdenpolizei den Rücken steif machen sollte, brachte binnen kurzer Zeit weit über 250 000 Unterschriften zusammen. Auch Baselfstadt hat daran mehr als 10 000 beigeküert. Der Bundesrat faßte daher einen Beschluß, der zwar den schon im Lande weilenden Deserteuren, Flüchtlingen und Refraktären das Asylrecht auf Wohlverhalten hin gewährte, gleichzeitig aber die Kantone anwies, neu hereinkommende Gäste dieser Art wieder über die Grenze zurückzuschieben. So verständlich der Erlaß auch mit Rücksicht auf die Landesversorgung erschien, so wurde er doch in weiten Kreisen als Härte empfunden, zumal hier an der Grenze. Denn man verhehlte sich nicht, daß die Zurückweisung der Deserteure den Leuten meist strenge Strafe, wo nicht geradezu die Erschießung ziehen mußte. Der Bundesrat sah sich bald veranlaßt, eine milde Auslegung seines Beschlusses zu veröffentlichen.

Allein schon hatte die Unzufriedenheit über die Verfügung weit um sich gefressen. Das gesamte öffentliche Leben, die ganze innere Politik der Schweiz steht zurzeit unter dem Zeichen gegenseitigen Mißtrauens und Uebelwollens. Die immer schwieriger sich gestaltende Versorgung mit den notwendigsten Dingen des täglichen Bedarfs hat diese traurige Frucht gezeitigt. Zwar wird man bei ruhiger Ueberlegung für die immer enger werdende Einschnürung durch die umgebenden Staaten und für die daraus sich er-

gebenden Mißstände nur den Krieg verantwortlich machen können. Wenn auch zugegeben werden muß, daß die Behörden vielfach durch unmöglich vorherzusehende Ereignisse überrascht wurden, daß manche ihrer Anordnungen nicht sehr glücklich gewählt, manche in der Ausführung ungeschickt angewendet worden sind, daß man manchmal auch in der Wahl der ausführenden Persönlichkeit sich vergriffen hat, so haben sie doch im Ganzen die ungeheuren Aufgaben der Kriegszeit bis dahin so gut zu lösen verstanden, als von ihnen billigerweise verlangt werden konnte. Es gereicht dem Schweizervolk nicht zur Ehre, daß es in dieser Zeit des Dranges sich nicht größer zeigt, daß es im Klagen und im Schelten seinem Unmut Luft macht, während die kriegsführenden Völker ringsum ohne Ausnahme bei weit schwereren Entbehrungen das Beispiel heldenhaften Aushaltens geben.

In diesem Zusammenhang muß eine wüste Ausschreitung erwähnt werden, deren Schaubühne unsere Stadt war. Auf den Abend des Donnerstags 20. Juni hatte die sozialdemokratische Partei Basels eine Versammlung auf den Marktplatz einberufen, die als Demonstration gegen die mangelhafte Lebensmittelversorgung gedacht war. Die Versammlung scheint nicht sehr stark besucht gewesen zu sein; auch bekliffen sich die Redner offenbar einer gewissen Mäßigung. Da machten sich eine Rotte junger Leute daran, die Straßenbahnwagen mit Gewalt aufzuhalten, obwohl deren Verkehr auf dem spärlich besetzten Platz nichts im Wege stand. Einer unter ihnen hielt unter dem Widerspruch besonnener Führer eine Brandrede. Die Gesellschaft zog auf den Barfüßerplatz und verwüstete das Rasinorestaurant, vor den Lohnhof, angeblich zur Befreiung verhafteter Rame-raden, in das äußere St. Albanquartier, wo gegen einige herrschaftliche Häuser ein Steinbombardement eröffnet wurde, endlich wieder auf den Markt, an unschuldigen Fenster-scheiben mit vielem Lärm ihr Mütchen kühlend. Die Polizei stellte sich immer so rasch ein, als möglich. Zum Teil mit

Hydranten, zum Teil mit blanker Waffe jagte man die Lärm-
macher auseinander. Erst um Mitternacht gab es Ruhe.
An den beiden folgenden Abenden wiederholten sich die Auf-
tritte. Doch bestand die Menge, die sich durch die Straßen
wälzte, wohl zum größten Teil aus Neugierigen, nicht aus
Tumultuanten. Die Polizei war durch Löschmannschaft
und durch Feldgendarmen verstärkt. Auch Truppen waren
aus der Umgegend herangezogen. Das beste zur Aufrecht-
erhaltung der Ordnung taten wiederum die Hydranten.

Freilich, die Knappheit an Lebensmitteln,
an Brennstoff jeder Art, an unentbehrlich gewordenen
Genußmitteln u. dgl. ließ sich nicht leugnen. Für das
Land im allgemeinen anerkannten es die Anordnungen des
Bundesrates und seiner Departemente. Basel, eine große
Stadt ohne landwirtschaftlich produktives Hinterland, deren
sonst so reichlich fließende ausländische Bezugsquellen infolge
des Krieges versiegt sind, befindet sich in besonderer Notlage.
Wir klagen nicht an, wir stellen nur fest: In andern Kan-
tonen mit weiterem Gebiet und mit entwickelter Landwirtschaft
leben zahlreiche Bevölkerungskreise noch in mehr oder minder
normalen Verhältnissen. Um ihren Angehörigen eine an-
gemessene Lebenshaltung zu sichern, haben manche Kantons-
regierungen die Ausfuhr wichtiger Lebensmittel, wie Kar-
toffeln, Butter oder Eier verboten. Die Vorschriften des
Bundes genügen unter diesen Umständen nicht, um Basel eine
ausreichende Versorgung zu sichern. Eine Delegation von
drei Mitgliedern der Regierung und sieben Großratsmit-
gliedern verfügte sich darum am 18. Juli nach Bern und
trug einem Ausschuss des Bundesrates die besondern Be-
schwerden Basels vor. Es wurde der Abordnung die Zu-
sicherung zuteil, daß man von Bundes wegen in bezug auf
die Versorgung mit Lebensmitteln der besonders schwierigen
Lage Basels nach Möglichkeit Rechnung tragen werde.

Trotz allem guten Willen bei den Amtsstellen des
Bundes, der Kantone und der Gemeinden, trotz allen An-

strennungen der Privatleute beherrscht ein allgemeines Unbehagen die gesamte Bevölkerung. Die Not ist da, nenne man sie Teuerung oder Entwertung des Geldes oder wie immer. Nicht bloß die Arbeiterschaft im engern Sinn fordert Teuerungszulagen und immer neue Lohnerhöhungen. Die Lohnbewegung hat auch Kreise ergriffen, die ihr sonst fern standen. Die Voraussetzung dafür ist ein außerordentlicher Aufschwung des Organisationsgedankens. Und wir sind Zeugen davon, wie alles sich organisiert: Es entstanden, zum Teil nicht erst im Berichtsjahr, eine Gewerbekammer, ein Verband baslerischer Industrieller, eine Interessengemeinschaft der großen chemischen Fabriken, wie sich die Elektrizitätsfirmen und die Textilfabrikanten längst zusammengetan haben, und wie auch die Arbeiterschaft in geschlossener Phalanx den Arbeitgebern seit Jahren gegenübersteht. Die Festbesoldeten jeder Art haben eine über das ganze Land sich erstreckende Interessengemeinschaft gebildet. Wir denken nicht daran, diese Bewegung zu tadeln. Sie ist begreiflich und gewiß für die Beteiligten nützlich, vielleicht notwendig. Aber sie fördert auch die Absonderung der Stände, jedenfalls nicht die Stärkung des Gemeinschaftsgefühls, und ob nicht, je nachdem die leitenden Köpfe dieser Organisationen gesinnt sind, diese Gebilde auch zu unnatürlichen, die Allgemeinheit schädigenden Preistreibereien Anlaß geben könnten, das wagen wir nicht zu entscheiden.

Rehren wir zurück zu den Lohnbewegungen. Der Kaufmännische Verein hatte seine erregten Debatten über die Gehaltsverhältnisse unter den kaufmännischen Angestellten im Allgemeinen, die Bankbeamten taten sich zu einem besondern Verband mit ähnlichen Zwecken zusammen. Der Staat und die Gemeinden gehen mit weitherzigen Teuerungszulagen den Privatunternehmungen voran. Aber allenthalben herrscht die Erwägung, daß die Erhöhung der Löhne nicht Schritt hält mit den gesteigerten Kosten der Lebenshaltung, die sich seit Kriegsbeginn wohl verdoppelt haben.

Das ganze öffentliche und private Leben orientiert sich nach den Fragen der Versorgung. Keine Sitzung des Großen Rates ohne Interpellationen und Debatten über Versorgungsmaßnahmen und kantonale Kriegssteuern. Keine Regierungsratsitzung, die sich nicht zu drei Vierteln oder ausschließlich mit Kriegsgeschäften befaßt. Keine Nummer des Kantonsblattes ohne eidgenössische Kriegsverordnungen und Rundmachungen der kantonalen Versorgungsämter jeder Art. Wer genauer liest, entdeckt auch in den dem Liegenschaftsverkehr und ähnlichen Dingen gewidmeten Abschnitten des Amtsblattes die Wirkungen des Kriegs auf das private Leben. Und erst im täglichen Verkehr! Wo auf der Straße zwei in eifrigem Gespräch beieinander standen — oder vielmehr stehen, denn es ist heute noch genau so wie Ende 1917 — da kann man sicher sein, daß je nach der Jahreszeit und der gerade aktuellen Frage sie sich von Käserationen und Kartoffelnot, von Kirschenwucher und Mehlmangel, von der Rohlenzentrale und den Schuhpreisen, von Hamstern und Hungersnot unterhalten. Die Zeitungen sind voll von Erörterungen dieser und ähnlicher Angelegenheiten. Broschüren werden angepriesen mit Abhandlungen über Lebensmittelstreckung und Lebensmittelerfaß. Vereine und Versammlungen lassen diese Fragen von berufenen und unberufenen Geistern beleuchten. Am Abend des 5. September bot sich uns Gelegenheit, eine Autorität, Prof. E. Abderhalden aus Jena, unsern geschätzten Mitbürger, über „Ernährungsfragen und Erhaltung der Volkskraft in Deutschland“ im großen Bernoullianumsaale reden zu hören und aus dem Vortrag die Versicherung mitzunehmen, daß von Unterernährung bei uns noch nicht die Rede sein könne. Die Ernährung und die Behandlung aller Ehangelegenheiten, sonst in guter Gesellschaft nicht eben ein bevorzugter Gesprächsstoff, ist plötzlich hoffähig geworden, und auch auf der vornehmsten Straßenbahnlinie vernimmt man oft nichts als Unterhaltungen über derartige Gegenstände.

Auf Einzelheiten an dieser Stelle einzugehen, ist schlechterdings unmöglich. Nur ein typischer Vorgang, der die weitesten Kreise erfaßte, und von dem ein entscheidender Akt sich in Basel abspielte, muß hier erwähnt werden: der drohende Generalstreik der schweizerischen Arbeiterschaft. Die Arbeiterführer hatten an den Bundesrat das Ansuchen gestellt, er möchte den Beamten und Angestellten des Bundes und der Bundesbahnen auf eine in der Septembertagung der Bundesversammlung erst zu beschließende Steuerzuschulage schon im Sommer einen Voranschuß gewähren, um ihnen den Einkauf von Kartoffeln, Gemüse und Obst für den Winter in der Zeit der für diese Artikel billigsten Preise zu ermöglichen. Der Bundesrat lehnte das Ansinnen ab. Die Petenten machten geltend, er könnte dem Begehren, gestützt auf seine Generalvollmachten, willfahren. Sie stellten ihm ein Ultimatum mit einer ganzen Reihe von weitgehenden Forderungen, zum Teil wirtschaftlichen betr. Lebensmittelversorgung, Arbeitszeit und dergleichen, zum Teil politischen, wie z. B. betr. die Deserteure und Refraktäre. Doch gewann man den Eindruck, daß das ersterwähnte Begehren es war, worauf es in erster Linie ankam. Auf den 27./28. Juli wurde eine Delegiertenversammlung der schweizerischen Arbeiterschaft nach Bern einberufen, um den Landesstreik zu beschließen, wenn die Forderungen nicht bewilligt würden. Da aber gerade in jenen Wochen die Bundesstadt von der Grippe-Epidemie schwer heimgesucht wurde, so hielt man die Versammlung in Basel ab. Sie wurde von 329 Delegierten besucht. Mit 277 gegen 4 Stimmen wurde der ablehnende Bescheid des Bundesrates als in jeder Beziehung ungenügend bezeichnet. Das Aktionskomitee erhielt den Auftrag zur sofortigen Anbahnung nochmaliger Verhandlungen. Sollte der Bundesrat „nicht unverzüglich genügende Zugeständnisse machen“, so sei der allgemeine Landesstreik durchzuführen. In den folgenden Tagen kam eine Einigung zustande auf der Grundlage, daß ein einheit-

licher Vorschuß von 500 Fr. mit Zuschuß von 50 Fr. für jedes Kind in Aussicht gestellt wurde.

Damit war die Gefahr für einmal beschworen. Aber die Nachgiebigkeit der Bundesbehörden machte begreiflicherweise böses Blut in andern Kreisen, zumal bei den Landwirten, die während dieser Jahreszeit in 15—16stündigem heißem Arbeitstag sich für die Ernährung des Volksganzen abmühten, während von anderer Seite die Forderung des achtstündigen Arbeitstages in der Kampagne um den Landesstreik mit in erster Linie stand.

Man wird von dieser Chronik nicht verlangen, daß sie im Einzelnen die Verordnungen und Verfügungen aufzähle, die von Bund und Kanton erlassen wurden, nicht verlangen, daß sie allen Hilfswerken gerecht werde, die von Privaten mit und ohne Unterstützung der Behörden in Gang gebracht wurden. Die zahllosen Verfügungen des Bundesrates über Handel und Wandel, Höchstpreise und Rationierungen, die Ausführungsbestimmungen, die dazu die Kantonsregierungen trafen, die Wahl der Personen, denen die neuen Aufgaben übertragen wurden, das ganze mit diesem Wesen zusammenhängende Geflecht von Verordnungen aller Art möge man in den amtlichen Quellen nachlesen. Am Schluß unserer Berichtsperiode war es so weit, daß Brot und Milch, Mehl, Zucker und Reis, Kartoffeln und Käse (wahrscheinlich haben wir einige Artikel vergessen) obrigkeitlich zugeteilt und nur auf Grund von Karten erhältlich waren, anderes, wie Eier, Fleisch, Gemüse, Obst, Kaffee, Tee, von andern Dingen des täglichen Bedarfs, wie Kleider und Schuhe, nicht zu reden, zu phantastischen Preisen feilgeboten wurde. Sogar die Gummizapfen für Säuglinge waren nur gegen einen Berechtigungsausweis der Zivilstandsämter erhältlich. Es bedarf eines besondern Studiums, sich in dieser Karten- und Marktwirtschaft zurechtzufinden. Der Mittelpunkt dieses Betriebes, die kurz vor Kriegsausbruch vollendeten großen Geschäftsräumlichkeiten an der Schiffslände, wurden in dieser

Zeit zu neuen Brennpunkten des städtischen Lebens. In ihnen wurde von einem Heer neuer Staatsbeamter die Karten- und Markenausgabe mit ihrem Drum und Dran von Schreiberi, Statistk und Kontrolle besorgt.

Nur eine Maßregel muß ihrer grundsätzlichen Bedeutung und ihrer praktischen Tragweite wegen besonders hervorgehoben werden. Wir meinen die vom Großen Rat beschlossene kantonale Kriegsteuer. Diese erhebt an höhere Einkommen und Vermögen gewaltige Ansprüche in Voraussicht eines großen Defizits der Staatsrechnung für 1918. Der Große Rat ging in seinen Ansätzen noch bedeutend über die Anträge des Regierungsrats hinaus (Sitzung vom 8. August), trotz den Abmahnungen wegen drohender Steuerflucht und Abschreckung neuer industrieller Unternehmungen, auch trotz dem Ergebnis der 1917er Staatsrechnung, die mit einem Aktivsaldo von nahezu $3\frac{1}{2}$ Millionen abschließt. Der Ertrag dieser Kriegsteuer wird sich nach den vorläufigen Berechnungen auf ungefähr 8 Millionen belaufen. Da gleichzeitig auch der Bund sich anschickt, die Bundeskriegsteuer von 1915 in stark verschärfter Form mehrere Male in Abständen von einigen Jahren zu wiederholen, so ist leicht einzusehen, daß das baselstädtische Kapital diese Absichten des kantonalen Fiskus nicht eben freudigen Herzens begrüßt. Die Bundessteuer hat für Baselstadt, wie schon in frühern Chroniken ausgeführt wurde, ihre besondern Schattenseiten, weil unsre kantonalen Steuergrundsätze, auch auf die Bundessteuer angewendet, uns gegenüber andern Ständen besonders scharf hernehmen. Wenn nicht das in Aussicht stehende Ausführungsgesetz zu der eidgenössischen Kriegsteuer nach dieser Hinsicht sorgfältige Bestimmungen trifft, so kann es geschehen, daß Baselstadt neuerdings, verglichen mit andern Landesteilen, für seine genauen und gewissenhaften Steuergepflogenheiten geradezu bestraft wird. Nur ganz nebenbei sei gestreift, daß durch eine sehr erhebliche Erhöhung der **S u n d e s t e u e r** man gleichzeitig eine

staatliche Einnahmequelle zu reichlicherem Fließen brachte und eine Anzahl überflüssige Mitgenießer des ohnehin kargen Lebensmittelvorrats beseitigte.

So lagen Gründe genug vor zum Klagen. Aber nach guter Basler Sitte begnügte man sich nicht mit Jammern. Man legte selber Hand an zur Abhilfe. Die Kleingartenbewegung hat in dem Zeitabschnitt, über den hier berichtet wird, eine gewaltige Ausdehnung gewonnen. Der Staat und Ländereien besitzende Korporationen halfen in weitestem Umfang. Es wurde ein besonderes kantonales Umbauamt geschaffen, das die Besitzer und Pächter von Pflanzland ratend und helfend unterstützt und sich die Förderung von deren Bestrebungen angelegen sein läßt. Noch weit eifriger und auf viel zahlreichern Pflanzplätzen als in den vorangegangenen Jahren wurde 1917/18 rings um Basel gespatet und begossen, gejätet und geerntet. Daneben versäumte auch die eigentliche Landwirtschaft ihre Pflichten nicht. Der Bund hatte für 1918 eine Steigerung des Kartoffelanbaus angeordnet und der Landwirtschaft des Kantons Baselstadt einen Mehranbau von 20 Hektaren gegen 1917 auferlegt. Wie das Umbauamt der Tagespresse mitteilen konnte, hat unser Kanton aber mit 237 Hektaren Kartoffeln 30 Hektaren mehr angepflanzt, als er nach Maßgabe der 187 Hektaren im Jahr 1917 verpflichtet gewesen wäre. Da das Jahr in bezug auf die Witterung im ganzen günstig ausfiel, so warfen die Gemüsepflanzungen im allgemeinen einen erfreulichen Ertrag ab. Eine schweizerische Genossenschaft für Gemüsebau, die sich zum Ziel setzt, die Selbstversorgung der Genossenschaftler zu vermehren, nahm am 8. Oktober von Basel ihren Ausgang. Am 29. Oktober gründete sich die Basler Vereinigung für industrielle Landwirtschaft als Genossenschaft. Es gehören ihr vorläufig 17 Firmen mit einem Kapital von 100 000 Fr. an.

Viele unserer jungen Leute betätigten sich freudig als landwirtschaftliche Dilettanten. Fast auf allen Pflanz-

plätzen sah man auch Knaben und Jünglinge eifrig an der Arbeit. Der Bericht der O b e r n R e a l s c h u l e meldet, daß 200 Zöglinge der Anstalt unter Leitung landwirtschaftsfundiger Lehrer im Lauf des Winters ein Stück von 45 Hektaren auf der Reinacher Heide von Steinen säuberten, mit fruchtbarer Erde und mit Dünger versehen und Kartoffeln darauf pflanzten. Das Grundstück wurde von der Allgemeinen Armenpflege Basel gepachtet und die Ausfuhrbewilligung für seinen Ertrag von den basellandschaftlichen Behörden zugestanden. Ueber das Ergebnis des Unternehmens erfahren wir: Das Areal, das bis 1918 unbenutzt war, besteht aus einem Stück mit ordentlicher Humusschicht und einem größeren Stück mit äußerst wenig Humus und fast lauter Kies. Der ungewöhnlich trockene Jahrgang war dem Wachstum der Kartoffeln ungünstig. Immerhin ließen vorläufige Proben (die Kartoffeln waren, als dies geschrieben wurde, noch nicht eingebracht) schließen, daß die Ernte, im Durchschnitt berechnet, zweieinhalb- bis dreimal die Summe des Saatguts überschreiten wird, d. h. daß die Armenpflege 2500 bis 3000 Kilo Kartoffeln wird zugestellt bekommen. Hätten wir im Juni oder im Juli, wie üblich, wochenlange Regenperioden gehabt, so hätte man auf das Fünffache des Saatguts rechnen dürfen, also die Hälfte des Ertrags in vollkommen geeignetem Boden.

In diesem Zusammenhang mag auch die folgende eigenartige Verbindung von Ferienkolonie und nützlicher Arbeit im Freien Erwähnung finden: Etwa 60 Schüler unserer Mittelschulen siedelten sich während der Sommerferien unter der Leitung eines bewährten Lehrers in den Berner Freibergen an, um in der Torfgewinnung tätig zu sein. Sie wohnten in einer gesunden, lustigen Baracke, wurden reichlich verköstigt und konnten ihren Eltern überdies einen kleinen Verdienst nach Hause bringen. Der Gedanke war von einem Mann der Praxis ausgegangen, die Ausführung wurde unterstützt durch die Gesellschaft für Chemische Industrie.

Auch was der Wald von sich aus bringt und was bis dahin ungenützt auf den Feldern und in den Gärten verdarb, wird jetzt zumutze gezogen. Pilze und Waldbeeren sammelte man noch fleißiger als bisher; über den Wert und die richtige Behandlung von Buchnüssen, Eichen u. dgl. wurde man öffentlich aufgeklärt; zum Sammeln der *Roskastanien* wurde amtlich aufgefordert. Hier hat die Schuljugend, der aus noch zu erörternden Gründen ausgedehnte Ferien erblühten, eifrig mitgeholfen. Man trachtete in die Sammeltätigkeit System und Organisation zu bringen. Wie sie spielen, bleibt abzuwarten. Manchmal gewinnt man den Eindruck, daß vieles, das mit großer Mühe zu diesem oder jenem guten Zweck gesammelt wurde, ohne Nutzen verdirbt, wie auch die Anordnungen der Lebensmittelfürsorge gelegentlich zur Verwüstung kostbaren Stoffes sollen geführt haben. Dies pflanzt dann neues Mißtrauen, neue Verdrossenheit.

Das Jahr 1918 vereinigte das gesamte Schweizervolk zu einer großen Bezeugung seiner Sympathie für das Heer. Es sollten durch eine allgemeine Sammlung, die *Nationalspende*, allen Wohlfahrtseinrichtungen zugunsten der Soldaten reiche neue Mittel zugeführt werden. Die Anordnung und die Zeit der Sammlung wurden den Kantonen überlassen. Noch haben nicht alle Stände die Sache durchgeführt. Es ist darum zurzeit unmöglich, das Gesamtergebnis der Nationalspende für die ganze Schweiz anzugeben. Baselstadt stellte sich gern und freudig in den Dienst der Spende. Das kantonale Komitee erklärte die Tage vom 10. bis 16. Juni als *Armeewoche*. Sie brachten eine fortlaufende Reihe von Veranstaltungen, nachdem schon während geraumer Zeit vorher Sammellisten in der Stadt umgegangen waren und sich mit stattlichen Zahlen bedeckt hatten. Jetzt setzten sich auch die verschiedenen Vereine in Bewegung. Eine Theateraufführung im Freien im Sommercasino für den Montag, 10., abends, mußte der ungünstigen Witterung

wegen unterbleiben und wurde am Freitag an einem strahlenden Sommerabend nachgeholt. Am Dienstag lieferten die Kinos ihren Erlös der Sammlung ab. Am Mittwoch vereinigte sich die Quodlibet-Gemeinde zur Aufführung mundartlicher Dichtungen im Röchlin-Theater. Hanns In der Gant sang im Musiksaal am Donnerstag Abend Soldatenlieder aus vier Jahrhunderten im Zeitkostüm. Der Freitag brachte außer der Freilicht-Aufführung im Sommerkafino (s. oben) Turnervorstellungen in der Burgvogtei, der Samstag einen großen Rindertag mit Ansprache auf dem Münsterplatz und einen Unterhaltungsabend der Christlichen Jünglings- und Männervereine im Sommerkafino, endlich einen Theaterabend der Dramatischen Gesellschaft im Gundeldinger Kafino. Auf Sonntag war der offizielle Schluß der Veranstaltung angesetzt mit Promenadenkonzerten und großem Fußballmatch, sowie während des ganzen Tages Verkauf von Blumen, Plaketten und Karten zum besten des Werkes, endlich am Abend mit Reden auf dem Münsterplatz und feierlichem Zuge vor das Rathaus. Plakate an allen Straßenecken, auf allen Anschlagssäulen hatten zur Beteiligung aufgefordert. Basel bewies in diesen Tagen, daß es den Grenzschutz zu schätzen weiß, den ihm die eidgenössischen Truppen bieten, und daß es dankbar ist für die Hüt, die die Vaterlandsgegnossen im Wehrkleid ihm und der gesamten Schweiz seit vier Jahren gewähren. Das Ergebnis der Veranstaltungen in Basel belief sich, Listensammlung und Armeetag zusammengerechnet, brutto auf 715 696 Fr., netto 714 710; davon waren 10 128 Fr. mit besonderer Zweckbestimmung gegeben, so daß der Zentrale für Soldatenfürsorge in Bern als Gabe von Baselstadt 704 582 Fr. konnten zugeführt werden.

Zum besten kranker Schweizer Soldaten hatten wohlgesinnte Basler Damen Ende Mai im Kafino einen Bazar veranstaltet. Er warf zirka 22 000 Fr. ab. Gleichzeitig mit der Rechnungsabgabe klagten die Initian-

tinnen über den Mangel an Teilnahme beim Publikum. Gewiß hatte ihre Klage darin ihre Berechtigung, daß sie den geringen Besuch des Bazar's in Vergleich zog mit dem großen Zulauf, den Festlichkeiten zugunsten Internierter genießen, und daß sie mit Befremden das Ausbleiben der unter uns wohnenden Ausländer feststellt.

Von Anfang November an fahren allwöchentlich elf Züge mit französischen Evakuierten aus den von Deutschland besetzten Gegenden Nordfrankreichs durch unsre Stadt. Obwohl um den Jahreswechsel, im Frühjahr, im Sommer und endlich im Oktober Unterbrechungen eintraten, so haben doch während unsrer Berichtsperiode schon Hunderttausende dieser Unglücklichen Basel durchfahren. Denn jeder Zug führt im Durchschnitt 650 Reisende. Sie kommen in deutschen Wagen über Offenburg und Freiburg nach unsrer Stadt. Mit der Verbindungsbahn geht's über den Rhein. Auf der Elsäßer Seite des Bundesbahnhofs werden die Leute aus dem deutschen in den Schweizer Zug geführt. Die Ankömmlinge erhalten während der etwa drei Stunden ihres Aufenthalts die nötige Verpflegung. In der Mehrzahl hat man es mit ältern Männern, mit Frauen und Kindern zu tun. Viele weilten seit Monaten und Jahren in Konzentrations- und Zivilinterniertenlagern. Ihr Zustand und ihr Auftreten legen Zeugnis ab von unsagbaren Entbehrungen und Leiden. Wohl fahren sie der französischen Erde entgegen, aber doch fast ausnahmslos einer ungewissen Zukunft. Ihr Unglück trifft bei der Basler Bevölkerung auf echtes Mitgefühl. Tausende drängen sich bei der Ankunft und bei der Abfahrt jeden Zuges am Bahnhof und der Linie entlang, um ihnen durch Zuruf und Tüchererschwenken ihre Zuneigung zu bezeugen. Große Summen sind zur Bestreitung der namhaften Unkosten dieser Transporte ohne viel Lärm zusammengefloßen. Hunderte von Damen und Herren stellen sich abwechselungsweise zu persönlicher Hilfeleistung zu den Empfängen ein. Das Wert

widelt sich dank einer trefflichen Organisation alltätiglich reibungslos und zur Genugtuung aller Beteiligten ab.

Am Samstag, 19. Oktober, traf ein Zug mit über 600 Schweizern in Basel ein, Leuten, die durch die neuen Verhältnisse aus Rußland vertrieben, nun in ihrer Heimat Zuflucht suchten. Es waren unter ihnen 125 Kinder aus Moskau und Petersburg. Auf zehntätiger Reise hatte sie der Ertrazug durch ganz Deutschland geführt. In unsrer Stadt waren alle Vorsichtsmaßregeln getroffen, um eine Verschleppung von Krankheiten zu verhüten. Der Bundesrat hatte namhafte Summen zur Verfügung gestellt, um die Ankömmlinge vor allzu empfindlichen Verlusten bei Auswechslung des russischen Geldes zu schützen und um ihnen erste Hilfe im Vaterland zu sichern. Den Landsleuten wurde ein freundeidgenössischer Empfang zuteil. Dazu hatte man zum Teil das Personal aufgeboten, das auch bei den Evakuierten Dienst tat. Nach einer ersten Erquidung und Begrüßung wurden die Gäste auf 25 Gasthöfe verteilt. Hier hatten sie eine mehrtätige Quarantäne durchzumachen. Immerhin war ihnen nach Erledigung der tätlichen ärztlichen Untersuchung auszugehen gestattet. Die teilweise fremdartig ausgestatteten Erscheinungen belebten unser Straßenbild in eigentümlicher Weise. Rührend war der Dank, den die Rußland-Schweizer für den Empfang in Basel öffentlich in der Presse abstatteten.

Wohl litt man während des vierten Kriegswinters in Basel wie in der gesamten Schweiz mancherlei Mangel. Von einer eigentlichen Hungersnot dürfen wir gottlob nicht reden. Die Teurung aller Lebensmittel wurde bis zu einem gewissen Grad ausgeglichen durch das Steigen der Löhne, das den kärglich besoldeten Schichten in erster Linie zugute kam. Dagegen sah die ganze Bevölkerung ohne Ausnahme einem andern Gespenst nahe in die Augen: der Kälte. Der Winter 1917/18 war, abgesehen von einigen bitter kalten Tagen im November, nicht eben streng. Aber er zog sich mit

mäßiger Kälte weit über den kalendermäßigen Frühlingsanfang hin bis an die Schwelle des Maimonats. Dabei litt unser Land Mangel an Kohlen. Die Zufuhr, längst unter dem regelmässigen Bedarf, drohte gänzlich zu stocken. Schon zu Beginn des Monats November erließ die Regierung strenge Verordnungen über die Ersparnis an Brennmaterial. Selbst in den Straßenbahnwagen wurde die Bevölkerung durch einen baselstabgeschmückten Zettel gemahnt: „Größte Sparsamkeit im Verbrauch von Gas, Kohlen, Holz, Rost u. dgl. ist dringend geboten.“ Man befolgte das Wort. In den Wohnungen fror jedermann. Die Beleuchtung wurde eingeschränkt auf das unumgängliche Mindestmaß. Die Kirche führte eine neue Gottesdienstordnung ein, durch die die Heizung einer ganzen Reihe ihrer Gebäude, u. a. des besonders große Kohlenmengen beanspruchenden Münsters, vermieden, und durch die zugleich die geheizten Räume dank der Verlegung einzelner Gottesdienste möglichst stark ausgenutzt wurden. Die öffentliche Beleuchtung der Straßen wurde in einem kaum mehr erträglichen Maß eingeschränkt. Mit den Fahrplänen der Eisenbahnen nahm man schrittweise immer tiefer einschneidende Reduktionen vor. Schnellzüge verkehrten sozusagen nicht mehr. Der Ausflugbetrieb der Sonntage sah sich auf wenige Fahrgelegenheiten beschränkt, zum großen Nutzen der elektrisch betriebenen Vorortbahnen. In den Privatwohnungen waren die Gasleitungen der Badöfen plombiert. Dies hatte trotz den erhöhten Tarifen gesteigerten Andrang zu den öffentlichen Bädern zur Folge, auch aus Kreisen, die sonst diese Einrichtungen seltener benötigen.

Mit dem Kohlenmangel hielt der Mangel an Brennholz Schritt. Daran trug nicht allein die gesteigerte Nachfrage die Schuld, sondern ebensowohl der Umstand, daß das Holzgewerbe außergewöhnlich in Anspruch genommen war durch die Lieferung von Holzbarraden für die Amerikaner an der Westfront. Die Behörden des Bundes

mußten sich viele und heftige Vorwürfe gefallen lassen, daß sie diese Ausfuhr überhaupt bewilligt hatten. Es scheint sich dabei aber um ein Kompensationsgeschäft gehandelt zu haben. Sei dem, wie ihm wolle, unter dem Holzmangel hatten namentlich die Klassen zu leiden, die in älteren Wohnungen mit altmodischen Ofen und Herden haufen. Ihnen kam es denn auch in erster Linie zugut, daß Staat und Bürgergemeinde auf zufälligerweise der Abholzung verfallenen Waldkomplexen das unentgeltliche Stöckeln erlaubten. Auf dem Areal des künftigen Rheinhafens bei Kleinhüningen mußten stattliche Baumbestände fallen, und die Teile der Hardtwaldung in den Bännen Muttenz und Pratteln, die den künftigen Vershubbahnhof der Schweizerischen Bundesbahnen aufnehmen werden, bemessen sich nach vielen Hektaren. Hier wie dort wurden die Wurzelstöcke der gefälltten Bäume der bedürftigen Bevölkerung preisgegeben. Die Erlaubnis ward reichlich benutzt. Auf diesen Waldstücken entwickelte sich ein wimmelndes fleißiges Leben, das dem auf den Pflanzplätzen in der Nähe der Stadt nichts nachgab.

B e h ö r d l i c h e M a ß n a h m e n zur Einsparung des Brennmaterials sind oben schon gestreift worden. Einzelheiten, wie das Verbot größerer geselliger Veranstaltungen (Regierungsbeschluß vom 11. Januar) sollen hier nicht aufgezählt werden. Dagegen muß die Einführung einer **v e r ä n d e r t e n B u r e a u z e i t** in den sämtlichen Betrieben für den Winter darum angemerkt werden, weil sie auch über die winterliche Jahreszeit hinaus Schule machte. Die Vorschrift wurde vom Bundesrat erlassen und für den Winter 1918/19 wiederholt. Die Arbeit wurde morgens erst um $\frac{1}{2}9$ Uhr begonnen und abends um 5 Uhr abgebrochen; dafür hielt man nur eine kurze Mittagspause, um nach Möglichkeit an der Beleuchtung zu sparen. Zugleich führte man den freien Samstagnachmittag ein, und zwar für das ganze Jahr. Schon seit geraumer Zeit haben die Banken dieses freie Wochenende. Jetzt bürgerte es sich rasch auch in andern

Geschäften, ja sogar in einzelnen Läden ein. Nur der Vollständigkeit halber sei ferner angeführt, daß die e i d g e n ö s s i s c h e K o h l e n z e n t r a l e ihren Sitz in Basel und als obersten Leiter den baselstädtischen Ständerat Dr. Paul Scherrer erhielt. Die Zentrale richtete sich in den oberen Stockwerken des Hotel de l'Univers ein. Hierhin hatte auch der Kleinverbraucher von Kohle und der Privatmann, der in Herd und Ofen Kohle brennt, seine Schritte während des Winters 1917/18 zu lenken. Doch kam man für den Kleinverbrauch bald von dem System der Zentrale ab und überließ ihn wieder dem Privathandel, immerhin unter scharfer Kontrolle.

Die einschneidendsten Folgen zog der Kohlenmangel nach sich für den S c h u l b e t r i e b. Die Weihnachtsferien der öffentlichen Schulanstalten wurden ausgedehnt für einige wenige höhere Lehranstalten bis zum 14. Januar, für die Mehrzahl bis Ende Januar. Dafür wurden die Frühlingsferien auf eine Woche beschränkt, und für die Sommerferien wurden nur vier, anstatt fünf Wochen in Aussicht genommen. Aber wie diese Kriegszeit auf jedem Gebiet eine Zeit der Ueberraschungen ist, so kam es auch hier ganz anders als man geplant hatte. Schon im Frühsommer war aus dem Südosten her eine epidemische Krankheit aufgetreten, die man nach dem Land ihrer Herkunft die s p a n i s c h e G r i p p e nannte (s. unten zum 15. Juli). Sie trat mit Affektionen der Atmungsorgane und mit teilweise starken Fiebern auf. Einen ersten Höhepunkt erreichte die Seuche in den Hundstagen. Um nicht durch Ansammlung vieler Menschen der Verbreitung Vorschub zu leisten, zumal da die Grippe sich mit Vorliebe auf jüngere Leute stürzte, war man genötigt, die Sommerferien um 14 Tage zu verlängern und nachträglich weitere acht Tage zuzugeben. Zu Anfang September beschloß die Regierung, in Anbetracht dieses Umstandes die ordentlichen Herbstferien ausfallen und dafür in der Uebergangszeit (Oktober/November) Kälteferien zur Ersparnis von Brenn-

material eintreten zu lassen. Die Weihnachtsferien 1918/19 dagegen sollten nur in gewöhnlicher Dauer stattfinden. Denn 1917/18 soll sich gezeigt haben, daß in einzelnen Schulhäusern die Erwärmung doch nicht gänzlich hatte unterbleiben können, weil sonst die Heizung eingefroren wäre. Raum hatte aber nach Schluß der verlängerten Sommerferien der Schulbetrieb wieder richtig eingesetzt, so zwang ein neues Aufladern der Grippe die Behörden, in der zweiten Oktoberwoche den Unterricht wieder auf vorläufig vier Wochen einzustellen. Der Abschluß dieser Ferien wird somit auch im günstigsten Fall über den Rahmen dieser Chronik hinausgehen. Während diese Zeilen geschrieben wurden, in der zweiten Oktoberhälfte, stehen wir mitten in einer zweiten *s c h w e r e n G r i p p e - p e r i o d e*. Spital und Notspital sind überfüllt, das Isaaß Iselin-Schulhaus, als provisorisches Krankenhaus eingerichtet, hat die Grenze seiner Fassungskraft erreicht. Die ganze Klingentalkaserne ist mit Hunderten kranker Wehrmänner belegt. Wenn die Krankheit nicht bald zurückgeht, so wird man neue Räume öffnen müssen. Die Ärzte sind überarbeitet. An Pflegepersonal beginnt es zu mangeln. Obwohl die Krankheit im ganzen nicht bösartig auftritt, so drückt sich doch bei der ungeheuer großen Zahl der Erkrankungen auch eine geringe Sterblichkeit durch hohe absolute Zahl der Todesfälle aus. Leider ergreift die Krankheit — wie erwähnt — vorzugsweise junge Leute und holt auch aus den Reihen der Jungmannschaft die meisten Opfer. So ist ihr auch manch ein junger Soldat zum Opfer gefallen. Basel, in dessen Spitälern die schweren Fälle aus einem ausgedehnten Grenzabschnitt zusammenfloßen, hatte täglich das herzergreifende Schauspiel, Soldatensärge unter Trauermusik in Begleitung der umflorten Fahne zum Bahnhof bringen zu sehen.

Endlich wurde im Berichtsjahr eine Angelegenheit brennend, vor der den beteiligten Kreisen längst gebangt hatte: der Schweiz droht das *P a p i e r* auszugehen. Auch dieser Not mußte sich wohl oder übel der Staat annehmen. Ein

Papieramt wurde von Bundeswegen geschaffen. Die Zeitungen, die in erster Linie als Papierverbraucher in Betracht fallen, wurden rationiert. Aber auch an die gesamte Bevölkerung wendete sich in einem Flugblatt das Amt und mahnte, mit dem Papier sparsam umzugehen, auch das Abgangspapier, den Rohstoff für neue Papiere, nicht zu verwüsten. Der Chronist muß fürchten, durch seine Ausführlichkeit schon die Kritik des Papieramtes herausgefordert zu haben. Er schließt darum hier seine Mitteilungen über das hinter uns liegende ereignisreiche Jahr.

Basel, Ende Oktober 1918.

* *

In der ersten Hälfte des Monats November wurde zwischen den beiden Parteien des Weltkrieges ein Waffenstillstand abgeschlossen, und wir sehen den Frieden in greifbare Nähe gerückt. Siegreich sind aus dem fünfthälbjährigen Ringen die Westmächte hervorgegangen. Der ungeheuren Uebermacht, der Hungerblockade und den Schwierigkeiten im Innern vermochten die Zentralmächte nicht Stand zu halten. Ihre militärische Niederlage richtete sie auch als politische Organisationen zu Grunde. Oesterreich ist in seine Bestandteile zerfallen. In Deutschland sind alle Fürsten vom Kaiser bis zum letzten Grafen Reuß zurückgetreten. An ihrer Stelle regieren Arbeiter- und Soldatenräte, zumeist mit den alten Beamten. Alle diese Veränderungen sind gegenwärtig noch im Fluß und es kann lange dauern, bis feste staatliche Gebilde wieder aufgerichtet sind. Zur Zeit ziehen sich in Ausführung der überaus harten Waffenstillstandsbedingungen die Deutschen und Oesterreicher in ihr Vaterland zurück, während ihnen die feindlichen Besetzungstruppen dicht auf den Fersen folgen.

Leider können wir in der Schweiz des nahen Friedens nicht von Herzen froh werden. Schwere Unruhen, über die die nächste Chronik berichten wird, weisen darauf hin,

daß auch bei uns die neue Zeit ihre Rechte fordert, und daß diese neuen Rechte nicht immer mit dem wünschbaren Maßhalten wollen durchgeführt werden.

Basel, 5. Dezember 1918.

November 1917.*)

2. Prof. Gerhard H e i n z e l m a n n wird von der theologischen Fakultät der Universität Göttingen zum Ehrendoktor der Theologie ernannt.

3. Neben andern Schweizerstädten bewirbt sich Basel um den Sitz der geplanten Nationalen Vereinigung zur Förderung des Reiseverkehrs. Die Regierung bewilligt dafür einen jährlichen Beitrag von 5000 Franken und für den Fall, daß Basel als Sitz der Schweiz. Verkehrszentrale bestimmt würde, von 10 000 Fr. mit Einschluß allfälliger Naturalleistungen (z. B. Lokalitäten).

Die Regierung ernennt zum Kommandanten des Füß.-Bat. 51 (Landsturm) an Stelle des zurücktretenden Major E. Röchlin den Hauptmann Ed. Z ä s l i n unter gleichzeitiger Beförderung zum Major.

7. Der Regierungsrat ernennt zu ordentlichen Professoren an der Universität die bisherigen Extraordinarien Dr. H. Z ö r n i g und Dr. A. L. B e r n o u l l i.

Das Platzkommando übernimmt an Stelle des verstorbenen Oberst Büel Oberst Alfred I s e l i n von Basel.

8. Der G r o ß e R a t wählt den Kriegsfürsorgetrat und lehnt den Anzug Schneider betr. Handel mit Lebensmitteln und Bedarfsartikeln ab.

*) Im zweiten Teil der Basler Chronik für 1917/18 mußten des Papiermangels wegen leider einige Streichungen vorgenommen werden. Sie betreffen u. a. weniger bedeutende Geschäfte des Großen Rates und allgemeine Angaben über den Verlauf der Witterung in den einzelnen Monaten. Wir bitten den geneigten Leser dafür um Entschuldigung und hoffen in künftigen Jahren zu der alten Vollständigkeit zurückzukehren.

9./10. Im zweiten Wahlgang der Nationalratswahlen werden Dr. G ö t t i s c h e i m und Dr. F e i g e n w i n t e r vom nationalen Block gegen die Sozialdemokraten Dr. Hausser und Schneider gewählt. (Siehe zum 27./28. Oktober 1917 im Jahrbuch 1918.)

14. Die Synode der Evangelisch-Reformierten Kirche bewilligt Nachtragskredite und Teuerungszulagen für 1917 und den Ankauf der Liegenschaft Leimenstraße 68 als Pfarrhaus für die äußere Leonhards- (Paulus-) Gemeinde und erledigt das Budget für 1918; den F r a u e n wird das S t i m m r e c h t wie den Männern übertragen, nachdem dem Beschluß der Synode vom 9. Mai d. J., der es ihnen nur für Pfarrwahlen zugestanden hatte, von der Regierung als verfassungswidrig die Genehmigung war versagt worden.

Die Regierung überträgt Dr. B a r t h, dem Rektor der Töchterchule, für das laufende Wintersemester die Leitung des pädagogischen Seminars an der Universität.

Es werden nur zwei statt vier öffentliche populäre Kurse in diesem Winter veranstaltet, nämlich von Dr. Eugen Bernoulli über die wichtigsten Heilpflanzen vor, und Dr. Gustav Steiner über Gottfried Keller nach Neujahr.

15. Der Große Rat bewilligt 460 000 Fr. für Ankauf eines Gutes an der äußern Grenzacherstraße für spätere Vergrößerung des Wasserwerks und 205 000 Fr. für den Bau einer Umformerstation in Riehen. Die gesamte übrige Sitzung wird durch Interpellationen ausgefüllt.

10. Die Predigergesellschaft bezeichnet das leitende Komitee für die im Jahr 1918 in Basel abzuhaltende (durch die Grippe vereitelte) Versammlung der Schweiz. reform. Predigergesellschaft in Basel mit Pfr. R. Stodmeyer als Präsidenten und Antistes D. A. v. Salis als Ehrenpräsidenten.

20. Der Weitere Bürgerrat erledigt 164 Be-

gehen um Aufnahme ins Bürgerrecht und behandelt einen Teil des Verwaltungsberichts für 1916.

Zum Rektor der Universität für 1918 wählt die Regenz Prof. Jakob W a d e r n a g e l.

21. Dr. Joh. Stroug, bisher außerordentlicher Professor, wird zum ordentlichen Professor für lateinische Sprache und Literatur befördert.

23. Prof Dr. Friedr. Schultheß hält seine Antrittsvorlesung über das Problem der Sprache Jesu.

24. Physikus Dr. H. Hunziker erhält die venia legendi an der medizinischen, Dr. Paul Fleißig ein Lektorat für praktische Pharmazie an der philosophischen Fakultät.

28. Die Generalversammlung der Nationalen Vereinigung zur Förderung des Reiseverkehrs in Bern wählt mit Stimmenmehrheit im vierten Wahlgang zum Sitz des Verkehrsamtes Zürich. (Siehe zum 3. Nov.)

29. Der Große Rat bewilligt ein Nachtragskreditbegehren von 200 000 Fr. für Erhöhung des Beitrags an die Staatliche Hilfskommission (550 000 statt 350 000 Fr.) und füllt im übrigen die Sitzung aus mit einer Reihe weniger bedeutender Geschäfte.

30. Witterung. Im Monat November 1917 betrug das Mittel der Temperatur 5,4, das mittl. Temp.-Minimum, 2,6, das mittl. Temp.-Maximum 8,1° C., das Mittel des Luftdrucks 741,9, die Summe der Niederschläge 36 mm, die Sonnenscheindauer 31 Stunden.

Dezember 1917.

1. Die freiwillige Schulsynode hält ihre Jahresversammlung zugleich mit der Feier ihres 25jährigen Bestehens. Sie behandelt Fragen des staatsbürgerlichen Unterrichts (Referent Dr. E. Thommen) und der Lehrerbildung (Dr. E. Schaub, Prof. W. Brudner). Zum Präsidenten

wird gewählt an Stelle des zurücktretenden Dr. Th. Moos-
herr Dr. E. Schaub.

3. Im Alter von 64 Jahren stirbt Oberstl. Rud. Brä-
derlin, früher Mitglied des Großen Rates, ein bekannter
Kunst- und Altertumsfreund, namhafter Numismatiker. Seine
reichhaltige Münzsammlung samt einer erlesenen Fachbiblio-
thek, sowie einige besonders wertvolle Stücke seiner sonstigen
Sammlungen vermachte Bräderlin lechtwillig dem Histori-
schen Museum von Basel.

5. An der Jahresversammlung der Positiven Ge-
meindevereine spricht Pfr. Karl Fueter von Flun-
tern über das Thema: Welche Aufgaben hinterläßt der Krieg
unserer schweizerischen evangelisch-reformierten Kirche?

8. Im Alter von 65 Jahren stirbt Grenztierarzt A.
Furger von Urz nach 35jährigem eidgenössischem Dienst.

8./9. Unter allgemeiner Teilnahmslosigkeit der weitesten
Kreise werden die Wahlen der eidgenössischen
Geschworenen vorgenommen.

10. Die Frequenz der Universität im Winter-
semester 1917/18 weist auf 915 Studenten (darunter 58 Da-
men), und zwar Theologen 84, Juristen 85 (4), Mediziner
241 (16), Philosophen I 259 (24), Philosophen II 222 (11);
Schweizer sind 784 (40), Ausländer 131 (12). Dazu kom-
men 263 (165) nicht immatrikulierte Hörer, so daß die Ge-
samtzahl der Schüler beträgt 1178 (223). Von den 420
(37) Baselfstädtern studierten Theologie 19, Juris-
prudenz 50 (2), Medizin 63 (7), Philosophie I 148 (19),
Philosophie II 140 (9).

13. Der Große Rat bewilligt u. a. einen Kredit
für Bau und Betrieb der für Massenspeisungen bestimmten
Küchenanlage im Silberberg. In der Nachmittags Sitzung
überwies der Rat einen Anzug der sozialdemokratischen
Fraktion betr. Einführung des Frauenstimmrechts in die
Verfassung unter Namensaufruf an die Regierung und trat
ein auf einen Anzug betr. Bau und Betrieb der Basler

Rheinhafenanlage durch eine gemischtwirtschaftliche Gesellschaft unter Mitwirkung von Bund, Kantonen und Privaten und Errichtung eines Freihafens.

14. Mit bescheidener Feierlichkeit wird die Vollendung der durch die Basler Denkmalpflege besorgten *Renovation* des Kreuzgangs am Münster gefeiert.

14. Der Genossenschaftsrat des A. C. B. beschließt eine Anzahl Liegenschaftskäufe.

15. Der Schweizerische Werkbund hält in Verbindung mit der Weihnachtsausstellung seiner Ortsgruppe Basel in unserer Stadt seine Generalversammlung ab.

18. Der Weitere Bürgerrat erledigt eine Anzahl Begehren um Aufnahme ins Bürgerrecht und führt die Beratung des Verwaltungsberichts für 1916 zu Ende; er wird genehmigt und dem Bürgerrat verdankt.

19. Der Regierungsrat ernennt und befördert eine Reihe von Offizieren des Infanterie-Auszugs.

20. Der Große Rat weist einen Anzug betr. ein generelles Projekt über Bau und Betrieb der baselstädtischen Hafenanlagen an eine elfgliedrige Kommission und genehmigt die Ausdehnung der Notstandsaktion auf die Gaslieferung.

21. Zur Rektoratsfeier der Universität spricht im großen Hörsaal des Bernoullianums der abtretende Rektor Prof. Dr. Ernst Hedinger über neue Forschungen zur Arteriosklerose.

22. Die Regierung wählt als wissenschaftlichen Assistenten des Staatsarchivs Dr. Wilh. Merian, als Vorsteher des Kriegsfürsorgeamtes P. Buser, bisher Vorsteher des Bureaus für Lebensmittelfürsorge, als Sekretär des Kriegsfürsorgeamtes Dr. M. Gerwig.

26. Die Regierung ernennt zu außerordentlichen Professoren 1. mit einem Lehrauftrag für Augenheilkunde Dr. A. Vogt, z. St. Oberarzt der Augenabteilung der kantonalen Krankenanstalt in Aarau; 2. mit einem Lehrauftrag für mittlere und neuere Geschichte mit besonderer Berücksichtigung der

oberrheinischen Geschichte Dr. Rud. W a d e r n a g e l, gew. Staatsarchivar in Basel.

27. Der Weitere Bürgerrat beschließt den Verkauf von drei Parzellen Land aus dem Areal des Rothaus-Gutes an die Firma J. R. Geigy A.-G., Chemische Fabrik vorm. Sandoz und Säurefabrik Schweizerhall zum Gesamtpreis von 1 342 800 Fr. (4 Fr. der Quadratmeter).

27./28. Jahresversammlung der Schweiz. Zoolog. Gesellschaft in Basel.

28. Der Bundesrat wählt zum Mitglied der eidgenössischen Kunstkommision Architekt Hans Bernoulli in Basel.

Zum Präsidenten des Vorstandes der Schweiz. Verkehrszentrale wird gewählt Dr. Ferd. H o l z a c h, d. 3. Präsident des Basler Verkehrsvereins.

Bei den alljährlich vom Bundesrat beschlossenen Offiziersbeförderungen werden u. a. zu Obersten befördert Oberstl. i. G. Peter S a r a s i n und Oberstl. d. 3. Otto S e n n, zum Oberstleutnant der Infanterie Major Gustav S e n n.

29. Im Alter von 48 Jahren stirbt nach langem Leiden Prof. Adam M e z, seit 1894 an unsrer Universität als Privatdozent, außerordentlicher und ordentlicher Professor, Lehrer der semitischen Philologie. Sein Hauptwerk, eine Geschichte Bagdads in seiner Hochblüte, liegt im Manuskript druckfertig vor. — Baumeister F. U e b e l i n-Trautwein, Mitglied verschiedener baulicher Kommissionen, Zunftmeister zu Spinnwettern, stirbt 70jährig.

31. Friz Brändlin tritt nach 38jähriger Tätigkeit aus der Redaktion der „National-Zeitung“ in den Ruhestand.

Witterung. Das Mittel der Temperatur im Monat Dezember 1917 betrug — 2,7, das mittl. Temp.-Minimum — 5,4, das mittl. Temp.-Maximum — 0,3° C., das Mittel des Luftdrucks 740,3, die Menge des Niederschlags 13 mm, die Summe der Sonnenscheindauer 65 Stunden.

Januar 1918.

2. Der General ernennt zum Kommandanten des Inf.-Regt. 22 (Baselstadt) Oberstl. Häusermann, zum Kommandanten von Bat. 54 Major R. Miescher.

4. Im Alter von 56 Jahren stirbt Dr. Hans Keller, Lehrer an der Mädchensekundarschule, ein tüchtiger Kenner des Arabischen.

5. Das Preisgericht zur Konkurrenz für die Korrektur der Greifengasse sprach einen ersten Preis zu dem Architekten Hans Bernoulli B. S. A. von der Basler Baugesellschaft, einen zweiten den Architekten E. und P. Vischer und Max Alth, einen dritten Architekt E. Mutschler.

10. Der Große Rat beschließt die Ausdehnung der staatlichen Hilfsaktion auf die Lieferung von Brennmaterial und bewilligt zu diesem Zweck 150 000 Fr., nimmt in zweiter Lesung das Gesetz betr. Einführung des Bundesgesetzes zur Ausbarmachung der Wasserkräfte an und erledigt in erster Lesung die Revision des Hochbautengesetzes. Hierauf werden der Regierung einige Anträge überwiesen.

11. Im Alter von 70 Jahren stirbt Henry Gautschy-Ruhn, ein Vertreter des politischen und religiösen Fortschritts, rühriger Geschäftsmann, früher Mitglied des Großen Rates.

16. Das von der Regierung vorgelegte Budget von Baselstadt für 1918 sieht bei 20 085 925 Fr. Einnahmen und 27 147 019 Fr. Ausgaben ein Defizit vor von 7 061 019 Fr.

18. Im Alter von 75 Jahren stirbt nach langer Krankheit Pfr. D. Alfred Altherr, 1874—1911 an der St. Leonhardgemeinde in Basel, der erste in unserer Stadt regelmäßig wirkende Vertreter des kirchlichen Freiinns, auch auf dem Gebiete der Wohltätigkeit vielfach tätig und ein geschätzter Schriftsteller.

Der Genossenschaftsrat des A. C. V. nimmt eine Revision des Besoldungsreglements mit starker Erhöhung der Gehälter sowie einen neuen Tarifvertrag an.

22. Der Weitere Bürgerrat erledigt eine Reihe Begehren um Aufnahme ins Bürgerrecht und tritt ein auf die Behandlung einer Geschäftsordnung für seine Beratungen.

23. Der Regierungsrat bewilligt den Hochschulprofessoren Braun (Geographie), Eger (Jurisprudenz), de Quervain (Chirurgie) und Unger (germanistische Philologie) unter bester Verdankung ihrer Dienste die Entlassung aus dem Lehrkörper der Universität.

24. Der Große Rat genehmigt die Vorlage der Regierung betr. Ordnung der Rechtsverhältnisse an den kassierten Kleinbasler Leichen und Verwendung des Leichareals, erhöht die Kriegsteuerungszulagen an das Personal der öffentlichen Verwaltung, bewilligt einige Nachtragskredite, genehmigt die Staatsrechnung für 1916, eröffnet einen Kredit von 500 000 Fr. zur Unterstützung notleidender Liegenschaftsbesitzer und überweist einen Anzug betr. Unterstützung notleidender Wehrmänner.

29. Der Weitere Bürgerrat führt die Behandlung der Geschäftsordnungen für seine Beratungen und die des Bürgerrates fort.

Zu Safran spricht vor einer sehr zahlreichen Versammlung Nationalrat Rud. Gelpke über „Basels Stellungnahme zu der gegenwärtigen Transportkrisis“.

31. Witterung. Die meteorologischen Hauptwerte im Monat Januar 1918 waren: Mittel der Temperatur 1,1, mittl. Temp.-Minimum — 2,4, mittl. Temp.-Maximum 5,2° C., Mittel des Luftdrucks 740,8, Menge des Niederschlags 40 mm, Summe der Sonnenscheindauer 97 Stunden.

Februar 1918.

2. Dr. Rob. Bing, Privatdozent an der medizinischen Fakultät, wird von der Regierung zum außerordentlichen Professor befördert.

4. Im Alter von 56 Jahren stirbt Dr. Jakob Schmid-Paganini, erster technischer Direktor der Gesellschaft für chemische Industrie, eine der leitenden Persönlichkeiten der schweiz. chemischen Industrie.

7. Der Große Rat erhöht die Besoldungen des Lehrpersonals der Allg. Gewerbeschule, der Frauenarbeitschule und der Kleinkinderanstalten; weiter überweist er Anzüge betr. Erweiterung des Krankenkassengesetzes und betr. 7-Uhr-Ladenschluß und achtfündige Arbeitszeit des Ladenpersonals.

8. Die Kuratel der Universität verleiht dem Dr. med. R. Birkhäuser die *venia legendi* für Augenheilkunde.

12. Der Weitere Bürgerrat führt die Beratung der Geschäftsordnungen des Weitem Bürgerrats und des Bürgerrats in erster Lesung zu Ende und genehmigt die Budgets der bürgerlichen Verwaltungen für 1918.

13. Die Regierung wählt als ordentlichen Professor der Chirurgie Dr. Gerh. Hoh aus Basel, d. 3. a. o. Prof. in Freiburg i. B.

14. Der Große Rat nimmt nach Erledigung einer Interpellation die Demission von Reg.-Rat Blocher auf den 1. April entgegen und diskutiert sodann die Berichte seiner Petitionskommission über drei Refurse.

15. Prof. Franz Zinkernagel hält seine Antrittsvorlesung über Goethes Ur-Meister und seine Bedeutung.

Der Schweizer. Kaufmännische Verein, Sektion Basel, spricht sich zugunsten der Aufnahme auch weiblicher Handelsbessener als Aktivmitglieder aus.

18. In normalen Zeiten wäre heute Faschnachtmontag begangen worden. Den Tag bezeichnet in dem überfüllten Rächlin-Theater ein überaus wohlgelungenes Monstre-Trommellkonzert. Es mußte am 25., wiederum bei ausverkauftem Hause, wiederholt werden. Die beiden Veranstaltungen warfen netto 3000 Fr. ab, die einer Unternehmung des Soldatenwohls zugewendet wurden.

19. In Lausanne hat sich eine Bewegung abgezeichnet, die zum ersten Mal für 1919 und von da an je-weilen das dritte Jahr die 1917 in Basel mit vollem Erfolg eingeführte Schweizerische Mustermesse für sich in Anspruch nimmt. Nachdem sich schon bisher in der Presse und in den Behörden (Interpellation im Großen Rat am 14. ds.) das Bestreben über dieses Vorgehen und über dessen Begründung, als biete Basel keine Gewähr für neutrale Durchführung der Veranstaltung, Luft gemacht hat, findet heute, einberufen von der freisinnig-demokratischen Partei, zu Safran eine Protestversammlung statt. Es wird einstimmig eine Resolution gefaßt, die dem Bundesrat, sowie der Regierung und dem Großen Räte des Kantons Waadt soll mitgeteilt werden.

28. Der Große Rat beschließt in erster Lesung eine namhafte Erhöhung der Hundesteuer und tritt nach langer Debatte ein auf den Bau eines neuen Anatomiegebäudes, ohne wie es die Sozialdemokraten wünschten, die Vorlage mit dem Bau eines Volkshauses zusammenzuhängen.

Witterung. Die meteorologischen Hauptwerte im Monat Februar 1918 waren Mittel der Temperatur 2,5, mittl. Temp.-Minimum — 1,1, mittl. Temp.-Maximum 7,0° C., Mittel des Luftdrucks 745,2, Menge des Niederschlags 16 mm, Summe der Sonnenscheindauer 128 Stunden.

März 1918.

1. Prof. Dr. Felig Lewandowsky hält seine Antrittsvorlesung über „Die Fortschritte der Syphilidologie“.

2. 3. Bei einer Beteiligung von 9% der Wahlberechtigten wird gewählt zu einem Strafgerichtspräsidenten an Stelle des zurücktretenden Dr. W. Altermatt der von der freisinnigen und liberalen Partei vorgeschlagene Dr. Walter Meyer, zum Statthalter des Strafgerichts an Stelle des zurücktretenden Dr. P. Ronus der von den Liberalen vor-

geschlagene Dr. Felix Iselin gegen Dr. Aug. Brenner von der Fortschritt. Bürgerpartei.

4. In einer Versammlung im Bernoullianum, der auch der Rektor und andere Vertreter des Lehrkörpers bewohnen, gibt sich die Studentenschaft eine neue Verfassung.

6. Der Regierungsrat beschließt, aus Zweckmäßigkeitsgründen seine regelmäßigen Sitzungen Diens- tags und Freitags anstatt wie bisher Mittwochs und Samstags abzuhalten.

7. In Lausanne stirbt 70jährig Frau J. E. Hurst- Sutter, eine bekannte Graphologin, früher lange in Basel ansässig.

9. 10. Zum Pfarrer von St. Alban wird gewählt Pfr. D. Moppert. z. St. in Frauenfeld. Es war dies das erste Mal, da die Frauen ihr kirchliches Stimmrecht aus- übten. Zwei Drittel der Wählenden gehörten dem weib- lichen Geschlecht an.

12. Die Regierung wählt zum Sekretär des Erziehungs- departements als Ersatz des in die Redaktion der „Basl. Nachr.“ eintretenden Dr. Karl Sartorius den Dr. jur. Fr. Wenk von Basel.

14. Nach Erledigung verschiedener kleinerer Geschäfte beschließt der Große Rat den Ankauf einer für den Rheinhafen notwendigen Parzelle Land am Gießliweg. Nachdem die bürgerlichen Parteien Zusicherungen gegeben haben über ihre Bereitwilligkeit, zum Bau eines Volks- hauses Hand zu bieten (s. zum 28. v. M.), bewilligt der Rat 800 000 Fr. für den Bau eines Anatomiegebäudes auf dem Areal des Werkhofs bei der Strafanstalt und 135 000 Fr. für Verlegung des Werkhofs auf den Dreispiz. Der Ge- setzesentwurf betr. Organisation des Polizeidepartements wird an eine Kommission gewiesen.

16. In der Aktionär-Generalversammlung der Schweiß- Rohlenzentrale A.-G. entwirft der Vorsitzende,

Ständerat Dr. P. Scherrer, ein düsteres Bild von unsern Beheizungs- und Beleuchtungsverhältnissen in absehbarer Zukunft.

19. Der Weitere Bürgerrat beschließt Leuzungszulagen für die Beamten der bürgerlichen Verwaltungen, willigt in den Ankauf des Weidenhofguts im Bann Urlesheim durch die Ehr. Merian'sche Stiftung und gewährt der Bürgerkorporation Kleinhüningen eine Erhöhung ihres Dotationskapitals um 20 000 Fr. Endlich erledigt er eine Reihe Begehren um Aufnahme ins Bürgerrecht.

Die DDr. med. Dan. Bernoulli-Blitsch und Prof. L. Courvoisier feiern ihr 50jähriges Doktorjubiläum, und es werden ihnen zu diesem Anlaß ihre Diplome erneuert.

20. Prof. Erich Hecke nimmt einen Ruf als Nachfolger Caratheodoris in Göttingen an.

21. Der Große Rat nimmt das Gesetz betr. Aenderung der Hundesteuer im wesentlichen nach den Anträgen der Regierung in zweiter Lesung an.

Im Alter von beinahe 60 Jahren stirbt Dr. Hans Burckhardt-Fetscherin, Direktor der Hypothekenbank in Basel, früher Waisenschreiber, Zivilgerichtsschreiber und Mitglied des Regierungsrats, Mitglied des Großen Rates und des Weitem Bürgerrats, Vorsteher der Gemeinnützigen Gesellschaft usw., ein Mann, der sich in mannigfachen Stellungen um unser Gemeinwesen verdient gemacht hat und dessen allzu frühen Tod seine sämtlichen Mitbürger tief betrauern.

23. 24. Die christkatholische Gemeinde bestellt auf eine neue Amtsdauer ihre Behörde.

26. Der Weitere Bürgerrat erledigt eine Reihe unbedeutender Geschäfte und bewilligt unter Verdankung das Rücktrittsgesuch von Bürgerrat H. Pfaff.

31. Witterung. Im Monat März 1918 betrug das Mittel der Temperatur 5,4, das mittl. Temp.-Minimum 1,1,

das mittl. Temp.-Maximum 11,1° C., das Mittel des Luftdrucks 737,6, die Menge des Niederschlags 33 mm, die Summe der Sonnenscheindauer 177 Stunden.

April 1918.

3. Die Regierung überträgt die Bauleitung für den ersten Ausbau des Kleinhüninger Hafens dem Ing. O. B o s s h a r d t. Mit der Freilegung des Geländes und den Erdbewegungen ist begonnen worden.

4. Eine Versammlung von Hundebesitzern zu Safran beschließt, gegen das am 21. März vom Großen Rat angenommene Gesetz betr. Erhöhung der Hundesteuer das R e f e r e n d u m zu ergreifen.

5. Die Regierung ernennt zum außerordentlichen Professor mit dem Lehrauftrag für römisches Recht den bisherigen Privatdozent Dr. Aug. S i m o n i u s. An der medizinischen Fakultät erhält die *venia legendi* Dr. med. M a r L ü d i n.

6./7. Als Regierungsrat wird gewählt mit 3489 von 3523 gültigen Stimmen der sozialdemokratische Sekundarlehrer Dr. F r i s h H a u s e r an Stelle des zurücktretenden gleichfalls sozialdemokratischen Dr. Herm. Blocher. Ein Gegenkandidat war nicht aufgestellt worden.

8. Im Alter von 75 Jahren stirbt Prof. Dr. med. L. C o u r v o i s i e r, bekannter Operateur, f. 3. Mitglied und Präsident der schweiz. Medizinalprüfungskommission und Oberarzt des Riehener Diakonissenspitals; auch als Großratsmitglied und als Mitglied des Erziehungsrates diente er der Öffentlichkeit.

11. Der Große Rat beschließt nach längerer Diskussion, den Bundesrat zu bitten, er möge auf seinen Beschluß betr. Eragung des Milch-Aufschlags z. T. durch die Konsumenten zurückkommen. Ein Antrag der Regierung, zur außerordentlichen Einberufung der Bundesversammlung

in dieser Angelegenheit Schritte zu tun, wird zurückgezogen, da der Bundesrat von sich aus diese Maßregel am heutigen Tage beschloß. Gewählt werden zum Präsidenten des Regierungsrats Dr. Ad. Im Hof, zum Vizepräsidenten Dr. Nemmer, zum Präsidenten des Großen Rates Nationalrat J. Frei, zum Statthalter Nationalrat Dr. E. Feigenwinter, zum II. Staatsanwalt Dr. S. Wille. Ferner werden beschlossen die Erhöhung des Grundkapitals der Kantonalbank auf 25 Millionen, die Aufnahme eines Staatsanleihe von 10 Millionen und der Ankauf des Andlauer Hofes um 275 000 Fr. Endlich wird nach Erledigung einer Interpellation die Besprechung des 1916er Verwaltungsberichts weitergeführt

12. Als außerordentlichen Professor der Geographie wählt die Regierung Dr. H. Hassinger, d. St. Privatdozenten in Wien.

14. Der Abschluß der Lehrlingsprüfungen bietet Anlaß zu Schlußfeiern, und zwar findet die der gewerblichen Lehrlingsprüfungen im Bernoullianum, die der kaufmännischen in der Aula des Museums statt.

15.—31. Die zweite Schweizerische Mustermesse brachte einen unerwarteten Erfolg. Schon äußerlich bedeutete sie einen Fortschritt gegenüber dem ersten Versuch von 1917, indem nun der gesamte Apparat auf dem Areal des alten badischen Bahnhofes in drei großen Ausstellungshallen zusammengezogen war. Die Zahl der Aussteller hatte sich bis nahe an 1000 gesteigert. Nach amtlicher Schätzung wurden Geschäfte im Betrag von 40 Millionen abgeschlossen. Die Stadt wimmelte während der ganzen Messezeit von Besuchern. Den Zuspruch zog nicht in letzter Linie der Umstand an, daß die verschiedensten gewerblichen Vereinigungen ihre Jahresversammlungen auf die Tage der Messe nach Basel anberaumt hatten. Auch von der Leitung geschah das Möglichste, um den Besuch zu fördern. So wurde eine wohlgelungene « Journée Romande » veranstaltet; ein

andermal erschienen deutsche, holländische, österreichische oder rumänische Gäste; wieder ein ander Mal wurden Schiffahrtsfragen im Zusammenhang mit der Messe von Eidgenossen aus West und Ost, aus Süd und Nord gemeinsam besprochen, oder die Uebersee-Schweizer gaben sich in Basel ihr jährlich wiederkehrendes Stelldichein. Am offiziellen Tag waren mehrere Bundesräte und Vertreter der Bundesversammlung Basels Gäste. Abends wurde im Theater und im Musikkal Unterhaltung für die verschiedensten Geschmackrichtungen geboten.

18. Der G r o ß e R a t validiert die Wahl vom 6./7. ds. und tritt auf die Beratung des Budgets für 1918 ein.

19. Der neugewählte Regierungsrat Dr. H a u s e r übernimmt die Leitung des Departements des Innern und die Stellvertretung des Vorstehers im Erziehungsdepartement.

25. Im G r o ß e n R a t wird die Budgetberatung zu Ende geführt. Das Budget für 1918 weist in der bereinigten Gestalt auf 28 847 309 Fr. Ausgaben und 20 204 925 Fr. Einnahmen, somit ein Defizit von 8 642 384 Fr.

30. Die wichtigsten Werte der W i t t e r u n g im Monat April 1918 waren: Mittel der Temperatur 9,1, mittl. Temp.-Minimum 5,6, mittl. Temp.-Maximum 13,4° C., Mittel des Luftdrucks 732,7, Menge des Niederschlags 91 mm, Summe der Sonnenscheindauer 80 Stunden.

Maï 1918.

1. Die F e i e r d e s 1. M a i verläuft ohne Zwischenfall.

2. Der G r o ß e R a t wählt zu Mitgliedern des Erziehungsrats Prof. Eberh. Vischer und Dr. Aug. Rüegg; er behandelt eine Reihe weniger bedeutender Geschäfte und erledigt den Rückständebericht.

6. Die evangelisch-reformierte Synode genehmigte in der letzten Sitzung ihrer ablaufenden sechsjährigen Amtsdauer den Geschäftsbericht und die Rechnungen des Kirchenrats für 1917, bewilligte erhöhte Kriegsteuerungszulagen für 1918 und einen Nachtragskredit für Instandstellung des Pfarrhauses zu St. Alban und beschloß, den Vertrag mit den bürgerlichen Behörden über das Kirchenopfer nicht zu erneuern. Dem nach 27jähriger Leitung des Kirchenrats vom Präsidium und aus dem Kirchenrat scheidenden Antistes A. v. Salis wurde der wärmste Dank der Synode ausgesprochen.

Im Alter von 60 Jahren stirbt Arbeitersekretär Ad. G a ß, Zivilrichter, geachtetes Mitglied der sozialdemokratischen Fraktion des Großen Rates.

7. Joh. Br ä n d l i-Peter, früher Stadtmissionar, stirbt 86 Jahre alt.

8. Nach kurzer Krankheit stirbt E. F. N i d e d e r-Stöcklin, führender Angehöriger der Fortschrittlichen Bürgerpartei, Mitglied des Großen Rates.

9. Die XXI. Delegiertenversammlung der zionistischen Vereinigungen der Schweiz wählt Basel zum Vorort und faßt zwei Resolutionen, die eine zugunsten einer öffentlich-rechtlichen Heimstätte der Juden in Palästina, die andre zum Protest gegen die Pogrome in Galizien und Rumänien.

11. 12. Die Wahl der Behörden der evangelisch-reformierten Kirche für eine neue Amtsdauer von 6 Jahren wird vorgenommen, zum erstenmal unter Beteiligung der Frauen, durch deren Heranziehung die Zahl der Stimmberechtigten von 20 000 im Jahre 1912 auf 52 000 anschwillt. Es lagen zwei Listen vor, eine der kirchlich-fortschrittlichen und eine der positiven Richtung. Beide Richtungen hatten auf ihren Listen der kirchlichen Mittelpartei der Vereinigung unabhängiger Kirchgenossen einen entsprechenden Platz eingeräumt. Die Beteiligung blieb mit zirka 25% gering. In die Synode und in den Kirchenvor-

ständen vollzog sich eine kleine Verschiebung zugunsten der Positiven. In der Synode wurde mehr als der vierte Teil der Sitze, 20 von 70, mit neuen Männern besetzt. Zum erstenmal bestellte die seit Neujahr 1917 vom Münster gelöste St. Elisabethengemeinde ihre Synodaldeputation und ihren Kirchenvorstand selbständig.

16. Großer Rat. Den größten Teil der Sitzung nimmt eine Interpellation und die Behandlung des Prüfungsberichts für 1916 in Anspruch.

Nach ganz kurzem Unwohlsein stirbt im Alter von 85 Jahren Pfr. Th. Wilh. Edlin, seit 1911 im Ruhestand, früher Seelsorger in Fleurier und in Basel, an der St. Peters- und an der St. Martinskirche. Edlin war ein Vertreter der äußersten kirchlichen Rechten, auch bei Andersdenkenden seiner Ueberzeugungstreue und seiner lauteren Gesinnung wegen hochgeachtet. Er wurde namentlich als Prediger hochgeschätzt.

18. Im Alter von 60 Jahren stirbt plötzlich Dr. Arthur Rossat, Lehrer des Französischen an der Obern Realschule, bekannt als Forscher auf dem Gebiet der welschschweizerischen Mundarten und der welschschweizerischen Volkslieder.

20. Im Alter von 60 Jahren stirbt Postbureauchef Arn. G ü r t l e r.

21. Die Regierung befördert zu ordentlichen Professoren die bisherigen außerordentlichen F. L e w a n d o w s k y (Dermatologie), P. V o n d e r M ü h l l (klass. Philologie) und W. M a t t h i e s (mathemat. Physik), zu außerordentlichen die bisherigen Privatdozenten Emil D ü r r (Geschichte) und Felix S p e i s e r (Völkerkunde).

23. Der Große Rat führt die Behandlung des Prüfungsberichts für 1916 weiter und beschließt nach einer den ganzen Tag in Anspruch nehmenden Debatte über Unregelmäßigkeiten in der Steuererhebung die Niedersetzung einer Kommission zur Untersuchung der Angelegenheit.

24./25. Zur Feier der 100. Wiedertkehr von Jakob Burdhardts Geburtstag veranstaltete die Historische Gesellschaft schon am Vorabend (24.) eine Gedächtnisfeier, wo Prof. E. Dürr über „Freiheit und Macht bei Jakob Burdhardt“ sprach. Bei der akademischen Feier in der Martinskirche am Vormittag des 25. Mai redete Prof. A. Baumgartner über den Historiker, Prof. F. Rintelen über den Kunsthistoriker Burdhardt. Die Feier war eingerahmt von passenden Musikvorträgen des akademischen Orchesters.

27. fg. Im Café Spitz werden die reichhaltigen Sammlungen Dr. Th. Engelmanns, die Ergebnisse jahrzehntelanger Sammlertätigkeit, durch den Antiquar H. Mesfkommer versteigert.

28. Der Weitere Bürgerrat wählt zum Mitglied des Bürgerrats an Stelle des zurücktretenden H. Pfaff Architekt G. Doppler und erledigt die laufenden Geschäfte. Ueber den Ankauf des Schürhofs durch die Chr. Meriansche Stiftung kann nicht mehr Beschluß gefaßt werden, da während der Beratung des Geschäftes der Rat beschlußunfähig geworden ist.

Der Kunstverein wählt zu seinem Präsidenten Red. Dr. Alb. Deri.

29. Der Große Rat führt nach Erledigung einer Reihe von unbedeutenden Geschäften die Beratung des Verwaltungsberichts für 1916 weiter.

31. In Riehen stirbt 71jährig Pfr. J. R ä g i, Vorsteher der dortigen Diakonissenanstalt seit 1880.

Zum Vorsteher der Gemeinnützigen Gesellschaft für 1918/1919 wird gewählt P. Sarasin-Alloth.

Die meteorologischen Hauptwerte des Monats Mai 1918 lauten: Mittlere Temperatur 15,5. mittl. Temp.-Minimum 10,3, mittl. Temp.-Maximum 21,1° C., Mittel des Luftdrucks 737,7, Menge der Niederschläge 33 mm, Summe der Sonnenscheindauer 247 Stunden.

Juni 1918.

1. Im Alter von 52 Jahren stirbt nach schwerem Leiden Pfr. L. M ü h l h ä u s e r, theolog. Lehrer am Missionshaus.

1. 2. Das sozialdemokratische Initiativbegehren betr. Einführung einer direkten Bundessteuer wird zwar in Baselstadt bei 29 478 Stimmberechtigten mit 10 624 Ja gegen 5420 Nein angenommen, in der ganzen Schweiz aber mit rund 276 000 Ja gegen 317 500 Nein und mit $14\frac{1}{2}$ gegen $7\frac{1}{2}$ Ständesstimmen verworfen. — In einer gleichzeitig angeordneten kantonalen Referendumsabstimmung wird die Erhöhung der Hundetaxe mit 8905 gegen 5724 Stimmen angenommen (Gesamtzahl der Stimmberechtigten 27 838).

2. Der neugewählte Pfarrer zu St. Alban, Oskar Moppert, bisher in Frauenfeld, wird durch Antistes v. Salis in der St. Albankirche in sein Amt eingeführt.

Nachdem schon am 30. Mai (Fronleichnamstag) die katholische Heiliggeistpfarre wie im Jahr 1917 eine Prozession durch das Gundeldinger Quartier veranstaltet hatte, sehen am heutigen Sonntag auch einzelne Teil der Altstadt und Kleinbasel zum erstenmal seit der Reformation katholische Prozessionen ihre Straßen durchziehen. Dort ging die Prozession von der Marien-, hier von der Klarkirche aus.

4. Die Regierung wählt zum Präsidenten der Kommission der Allg. Gewerbeschule an Stelle des Basel verlassenden Reg.-Rat Dr. H. Blocher Maler Burthard Mangold.

9. In seinem 60. Altersjahr stirbt Dr. jur. Fritz Simmott, f. 3. Direktionssekretär der Schweiz. Centralbahn.

10. Nach einem Eröffnungsgottesdienst zu St. Martin hält die Synode der evangelisch-reformierten Kirche von Baselstadt ihre konstituierende Sitzung ab. Der Kirchenrat wird bestätigt, soweit nicht Demissionen vorlagen (Prof.

Böhringer, Prof. Handmann, Joh. Jörin, Dr. Ed. Kern, Hochbauinspektor R. Leifinger, Aug. Raillard) und neu gewählt an Stelle von Oberst Isaaß Iselin, E. Müry und Antistes v. Salis: Pfr. G. Benz, Dr. Chr. Rothberger und Mr. Sarasin. Zum Präsidenten wurde gewählt Prof. Rud. Handmann.

12. Im Sommersemester 1918 zählt die Universität Basel 961 immatrikulierte Studenten (78 Damen) und 261 (112) Zuhörer, somit 1222 (190) Schüler. Von den Immatrikulierten studieren Theologie 92, Jurisprudenz 106 (6), Medizin 220 (19), Philosophie I 267 (32) und Philosophie II 276 (21); 816 (62) sind Schweizer, 145 (16) Ausländer. Von den 450 (68) Baselstädtern studieren Theologie 22, Jurisprudenz 65 (4), Medizin 60 (8), Philosophie I 152 (22) und Philosophie II 151 (14).

13. Der Große Rat behandelt den Antrag, die Milchpreiserhöhung für die gesamte Bevölkerung, nicht nur für die zur Notstandsunterstützung berechtigten Familien auf Kosten des Staats zu nehmen. Der Antrag wird schließlich mit 60 gegen 49 Stimmen unter Namensaufruf angenommen. Es erwächst daraus der Staatskasse eine Ausgabe von jährlich $1\frac{1}{2}$ Millionen.

14. Die Studentenschaft nimmt die von der Regierung genehmigten Statuten einer neuen Organisation mit 238 gegen 9 Stimmen an. Eine starke Opposition konnte der Vorlage nicht zustimmen, weil sie die Ausländer den Schweizern gleichstellt und hatte deshalb Stimmenthaltung proklamiert.

15. Nach dem Tode des Elefanten im Zoologischen Garten hatte eine Sammlung zum Ankauf eines Ersatzes eingesezt. Sie warf, wie jetzt bekannt wird, 8105 Fr. ab und soll zinstragend angelegt werden, bis bessere Zeiten die Anschaffung ermöglichen.

Das Komitee der Diakonissenanstalt in Riehen wählt zum Vorsteher der Anstalt an Stelle des

verstorbenen Pfr. R ägi den langjährigen zweiten Pfarrer Aug. S chulze.

19. Die evang.-reform. Synode nimmt eine Reihe von Wahlen vor, weist einen Bericht des Kirchenrats über Einführung von Referendum und Initiative an eine Kommission, eine Motion betr. Erweiterung der Kompetenzen der Gemeinden an den Kirchenrat und bestimmt als Sitzungstag den Mittwoch.

24. Im Alter von 84 Jahren stirbt Prof. Jul. R o l l m a n n, 1878 bis 1913 Lehrer der Anatomie an der medizinischen Fakultät.

26. Dr. Paul S a r a s i n wird auf seinen Wunsch von der Regierung als Präsident der Kuratel entlassen, und zum Inhaber des Lehrstuhls für deutsches Recht berufen Dr. F. B e y e r l e, d. St. Professor in Jena.

27. Der G r o ß e R a t beschließt nach Erledigung zweier Interpellationen über die Ereignisse vom 22.—24. ds. (S. 310) die Erstellung einer weitem Volksküche, sowie einer Anlage für Verwertung der Abwärme in der Gasanstalt, Verwendung der Liegenschaft Schlüsselberg 5 für Museumszwecke und schenkweise Erwerbung der Liegenschaften Augustinergasse 4, 6 und 8 zu Museums- und Universitätszwecken. Endlich führt er die Besprechung des Prüfungsberichts für 1916 (mit Ausnahme der Postulate) zu Ende.

28. Im Alter von 75 Jahren stirbt Oberstl. Rudolf I s e l i n, J. U. D. h. c., ein Mann, der sich in mannigfachen bürgerlichen, militärischen und gemeinnützigen Stellungen durch treue und uneigennützige Tätigkeit um seine Vaterstadt wohlverdient gemacht hat.

Die Regierung wählt zum außerordentl. Professor für Astronomie und zum Vorsteher der astronomisch-meteorologischen Anstalt Dr. Th. N i e t h a m m e r von Basel, d. St. Chefingenieur der schweiz. geodätischen Kommission.

30. Witterung. Im Monat Juni 1918 betrug das Mittel der Temperatur 14,8, das mittl. Temp.-Minimum

9,8, das mittl. Temp.-Maximum 20,2° C., das Mittel des Luftdrucks 738,7, die Menge des Niederschlags 66 mm, die Summe der Sonnenscheindauer 239 Stunden.

Juli 1918.

2. Der Weitere Bürgerrat erledigt eine Anzahl von Bürgerrechtsbegehren und überweist eine Motion auf Vorlage eines Besoldungsreglements für Beamte, Angestellte und Arbeiter der Bürgergemeinde.

4. Der Große Rat genehmigt Liegenschaftskäufe und -Verkäufe und bewilligt einen Kredit zum Bau von Arbeiterwohnungen in Auggst, beschließt Erhöhung des Gaspreises und tritt ein auf die Beratung betr. Erhebung einer kantonalen Kriegssteuer im Jahre 1918.

5. Zum Präsidenten der Kuratel wird für den Rest der laufenden Amtsdauer gewählt Dr. Ernst A. Röschlin.

6. Die Regierung ernennt zum Ehrendozenten an der juristischen Fakultät Appellationsgerichtspräsident Dr. F. Götzinger für Zivil- und Expropriationsrecht, erneuert Dr. Max Stähelin die *venia docendi* für Buchführungs- und Bilanzrecht und erteilt sie neu Dr. Jacob Wadernagel für schweizerische Rechtsgeschichte; an der theolog. Fakultät dem Lic. Karl Zickendraht für systematische Theologie.

Am Abend bricht in den Lagerschuppen des Rheinhafens am Elsässer Rheinweg Feuer aus und zerstört und beschädigt große Vorräte von daselbst lagernder Rohbaumwolle. Der Schaden beläuft sich in hohe Summen.

9. Die *venia legendi* wird erteilt Dr. Otto Schüep aus Frauenfeld für Botanik.

11. Der Große Rat führt die Beratung der einmaligen kantonalen Kriegssteuere in erster Lesung zu Ende und beschließt dabei in Mehrheit gegenüber dem Entwurf der Regierung stark erhöhte Besteuerung der höhern Klassen,

von denen man sich einen Mehrertrag von 2½ Millionen verspricht.

15. Die unter dem Namen der spanischen Grippe ganz Europa durchziehende Influenza-Epidemie trat seit einiger Zeit auch in Basel auf. Sie veranlaßt das kantonale Gesundheitsamt zu offiziellen Mitteilungen. Auch die ärztliche Leitung des Spitals äußert sich in der Tagespresse zu der Frage, nachdem schon die Spitalverwaltung öffentlich um Hilfskräfte für die Krankenpflege gebeten hatte. Es geht aus den verschiedenen Mitteilungen hervor, daß man allerdings einer sehr ernsthaften Epidemie gegenübersteht, daß aber durch rechtzeitige Vorbeugungsmaßregeln dem Uebel meist die Spitze abgebrochen werden kann.

20. Dr. Andreas Vischer erhält die *venia legendi* an der medizinischen Fakultät für Chirurgie.

Zum zweiten Geistlichen der Diakonissenanstalt in Riehen wird berufen Pfr. Karl Bresin, d. St. in Tenningen (Baselland).

21. Nach kurzer heftiger Krankheit stirbt der Restaurateur Edi Schmid-Hauser, namentlich in Turnertreisen weit über Basel hinaus eine bekannte und angesehene Persönlichkeit.

27. 28. Ueber den in Basel abgehaltenen Schweizerischen Arbeiterkongreß, der in Sachen eines Generalstreiks Beschluß zu fassen hatte, findet der Leser Genaueres im einleitenden, die Kriegersereignisse zusammenfassenden Teil der Chronik auf S. 314.

29. Der Genossenschaftsrat des Allg. Konsumvereins beschließt den Ankauf des Hofes Rothberg bei Maria Stein zur Versorgung der Stadt Basel mit Rindermilch.

31. Witterung. Im Monat Juli 1918 betrug das Mittel der Temperatur 18,7, das mittl. Temp.-Minimum 13,5, das mittl. Temp.-Maximum 24,5° C., das Mittel des Luftdrucks 738,4, die Menge des Niederschlags 41 mm, die Summe der Sonnenscheindauer 272 Stunden.

August 1918.

2. Die soeben erscheinende Staatsrechnung für 1917 verzeigt an Ausgaben 25 961 225, an Einnahmen 24 534 176 Fr., somit ein Defizit von 1 427 048 Fr. Der Voranschlag hatte ein Defizit von 3 980 190 Fr. vorausgesehen. Zur Deckung stehen zur Verfügung der Aktivsaldo von 1916 (1 897 006 Fr.), der Ertrag der Steuerzuschläge (1 445 700), die Anteile an der eidgenössischen Kriegsteuer (712 572) und an der eidgenössischen Kriegsgewinnsteuer (710 930), somit total 4 766 209 Fr.; es bleibt also für Ende 1917 ein Aktivsaldo von 3 339 160 Fr.

7. Nach kurzer Krankheit stirbt Architekt Leonhard Friedrich.

8. Der Große Rat nimmt in zweiter Lesung das Gesetz betr. eine kantonale Kriegsteuer an.

10. 11. In Basel wird der Delegiertentag des Schweiz. Fußball-Verbandes unter dem Vorsitz von Regierungsrat Dr. Hauser abgehalten.

13. Der Regierungsrat befördert Inf.-Hauptmann Ernst Miescher zum Major und überträgt ihm das Kommando des Landsturm-Bataillons 51.

15. Im Alter von 76 Jahren stirbt R. Bürgin-Haas, Vertreter der Sozialdemokraten in verschiedenen kantonalen und bürgerlichen Behörden.

22. Der Große Rat bewilligte eine Reihe Nachtragskredite und nahm das Generalprogramm für die Korrektur der Greifengasse an; er beschloß für 1918/19 Subventionen von 130 000 und von 20 000 Fr. für das Stadttheater und für die Allg. Musikgesellschaft und schuf den Posten eines Sekretärs des Departements des Innern.

24. Im Alter von 62 Jahren stirbt der Gymnasiallehrer Dr. Carl Grob. Er hatte klassische Sprachen, namentlich Latein unterrichtet. — Die als gemütvollste Dialekt-Schriftstellerin bekannte Frau F. Oswald-Ringier stirbt im Alter von 78 Jahren.

26. Die St. Jakobsfeier wird wie in den letzten Jahren in bescheidenem Rahmen, mit einem Festzug vom Marktplatz zum Denkmal und zurück begangen. Die Festrede hält Pfr. W. Merz zu St. Elisabethen.

28. An Stelle des aus Gesundheitsrücksichten zurücktretenden Dr. Hans Huber wird zum Leiter der Musikschule und des Konservatoriums gewählt Kapellmeister Dr. Herm. Suter.

30. Zum außerordentlichen Professor für italienische Literatur an der Universität ernannt die Regierung Dr. Ernst Waser von Wohlen, z. Zt. Privatdozent in Zürich.

31. Witterung. Das Mittel der Temperatur im Monat August 1918 betrug 18, das mittl. Temp.-Minimum 13, das mittl. Temp.-Maximum 23,7° C., das Mittel des Luftdrucks 739,5, die Summe der Niederschläge 52 mm, die Summe der Sonnenscheindauer 266 Stunden.

September 1918.

5. Der Große Rat nimmt die Vorlage der Regierung betr. Nachsteuerungszulagen für 1918 und Steuerungs-
zulagen für 1919 an und überweist ein Postulat betr. Steuerungs-
zulage für den Regierungsrat seinem Bureau, ebenso einen Anzug betr. Erhöhung der Taggelder für die Mitglieder des Gr. Rates.

21./22. Der Feldschützenverein begeht die Feier seines 50 jährigen Bestehens.

26. Im Alter von 80 Jahren stirbt nach langem Leiden alt Pfarrer Wilhelm Arnold-Rappard, ehemals Direktor der infolge des Krieges suspendierten Evang. Prediger-
schule in Basel.

29. Der Nordwestschweizerische Schwingertag, veranstaltet vom Stadturnverein widelt sich im Klingental unter der Gunst der Witterung mit gutem Gelingen ab.

30. Witterung. Im Monat September 1918 betrug das Mittel der Temperatur 14,8, das mittlere Temp.-Minimum 11,0, das m. T.-Maximum 20,0° C., das Mittel des Luftdrucks 737,0, die Summe der Niederschläge 135 mm, die Summe der Sonnenscheindauer 135 Std.

Oktober 1918.

1. Der Weitere Bürgerrat genehmigt den Erwerb der Liegenschaft Hebelstraße 26 durch den Bürgerhospital, den Erwerb des Iglingerhofes bei Magden durch die Ch. Merian'sche Stiftung, die Abtretung vom Areal der Hardtwaldung an die Schweiz. Bundesbahnen und den Verkauf des Gesellschaftshauses zum Rupf.

5.—7. Die Gesellschaft schweizerischer Gymnasiallehrer hält ihre Jahresversammlung in Basel ab mit zahlreichen Vorträgen in allgemeinen Sitzungen und in Zusammenkünften der Sektionen.

7 ffg. An der sogenannten Schweizerwoche beteiligen sich mehrere hundert Firmen der Stadt Basel. Ferner veranstalteten Theater, Variétés und Lichtspielhäuser Vorstellungen, die dem Gedanken der Schweizerwoche dienen.

8./9. Der französische Botschafter Dutasta in Bern besucht Basel. Er wird von der Regierung empfangen, verbringt einen Abend in der Mitte der französischen Kolonie und besichtigt unsere Museen sowie eine Reihe größerer industrieller Etablissements.

10. Der Große Rat nimmt nach Erledigung der zweiten Lesung das Hochbautengesetz endgiltig an, erklärt einen Anzug betr. Bau und Erwerb von Arbeiterwohnungen durch den Staat erheblich und genehmigt Bericht und Rechnung der Kantonalkasse für 1917. — Vor etlichen Tagen hatte die Regierung ein Begehren der Straßenbahner, die Nummern von den Mühen entfernen zu dürfen, ablehnend

beschieden. Nun legten die Straßenbahner eigenmächtig die Nummern ab. Als diese Sache im Großen Rat zur Sprache kam, beschloß die Mehrheit der Behörde, daß die Mitglieder des Rates, die den Straßenbahnern angehören, in Ausstand zu treten hätten. Darauf verließ die gesamte sozialdemokratische Fraktion den Ratssaal. Die Zurückbleibenden nahmen einstimmig eine Tagesordnung an, die das Verhalten des Straßenbahnpersonals verurteilt und die Erwartung ausspricht, der Regierungsrat werde unter Anwendung der ihm gesetzlich zustehenden Befugnisse die durch die Sachlage gebotenen Maßnahmen treffen.

12./13. Das Initiativbegehren betr. Einführung des Proportionalen Wahlverfahrens für den Nationalrat wird von Baselstadt bei geringer Beteiligung (12,699 Stimmende, 29,676 Stimmberechtigte) mit 10,727 Ja und 1931 Nein angenommen. Die ganze Schweiz lieferte rund 300,000 Ja und 150,000 Nein, 20 ½ annehmende, 1 ½ (Appenzell A.-Rh. und Thurgau) verwerfende Stände.

15. Dr. Max Lüdin hält seine Habilitationsvorlesung über Röntgenuntersuchung des Magens.

18. Prof. Dr. Gerhard Hoh hält seine Antrittsvorlesung über die Bluttransfusion.

Der Genossenschaftsrat des A. C. V. beschließt auf Wunsch des Personals weitere Besoldungszulagen für das 4. Quartal 1918, wofür dem Verwaltungsrat ein Kredit von 140,000 Fr. eröffnet wird. Auf den 1. Jan. 1919 soll ein neuer Arbeitsvertrag vereinbart werden.

22. Die Regierung wählt an die neugeschaffene Stelle eines Sekretärs des Departements des Innern Dr. jur. Ed. Burdhardt aus Basel.

Dr. Ed. Kern tritt aus dem Kirchenrat und von seinen andern kirchlichen Aemtern (Synode, Kirchenvorstand) aus Gesundheitsrücksichten zurück.

25. Die Regierung erteilt Dr. Rud. Wadernagel

auf den 1. Jan. 1919 die erbetene Entlassung als außerordentlicher Professor der Geschichte.

27. Um heutigen Sabinentag erklingt das Mefzglöbchen nicht. Eine Herbstmesse wird heuer der Grippe-Gefahr wegen auf Verfügung der Regierung nicht abgehalten.

29. Der Weitere Bürgerrat beschließt Nachsteuerungszulagen für 1918 und Steuerungsulagen für 1919 für das Personal der bürgerlichen Verwaltungen, genehmigt und verdankt den Bericht des Bürgerrats für 1917 und erledigt eine Reihe Begehren um Aufnahme ins Bürgerrecht.

31. Eine von der reglementgemäßen Anzahl von Mitgliedern veranlaßte außerordentliche Sitzung des Großen Rates hörte Interpellationen über die Maßnahmen der Regierung gegenüber der immer bedrohlicher anwachsenden Grippe-Epidemie und über die Versorgung des Kantons mit Milch und mit Kartoffeln. Beschlüsse wurden nicht gefaßt. Den Diskussionen konnte die Regierung entnehmen, daß der Gr. Rat einverstanden ist mit scharfen Maßnahmen zur Bekämpfung der Krankheit, und daß er sie unterstützen wird in allen Schritten, die sie beim Bund unternimmt, um eine genügende Versorgung des Kantons mit den notwendigen Lebensmitteln durchzusetzen.

Witterung. Die mittlere Temperatur des Monats Oktober 1918 betrug 8,0, das mittlere Temperaturminimum 5,0, das mittlere Temperaturmaximum 11,0° C., das Mittel des Luftdrucks 738,6, die Höhe der Niederschläge 54 mm, die Sonnenscheindauer 122 Stunden.

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY
Los Angeles
This book is DUE on the last date stamped below.

UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY



A 000 205 298 3

DQ
381
B29
1919

